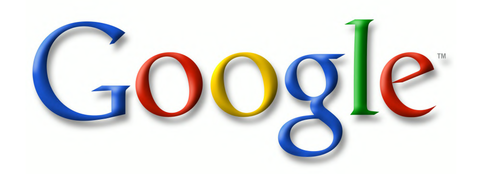
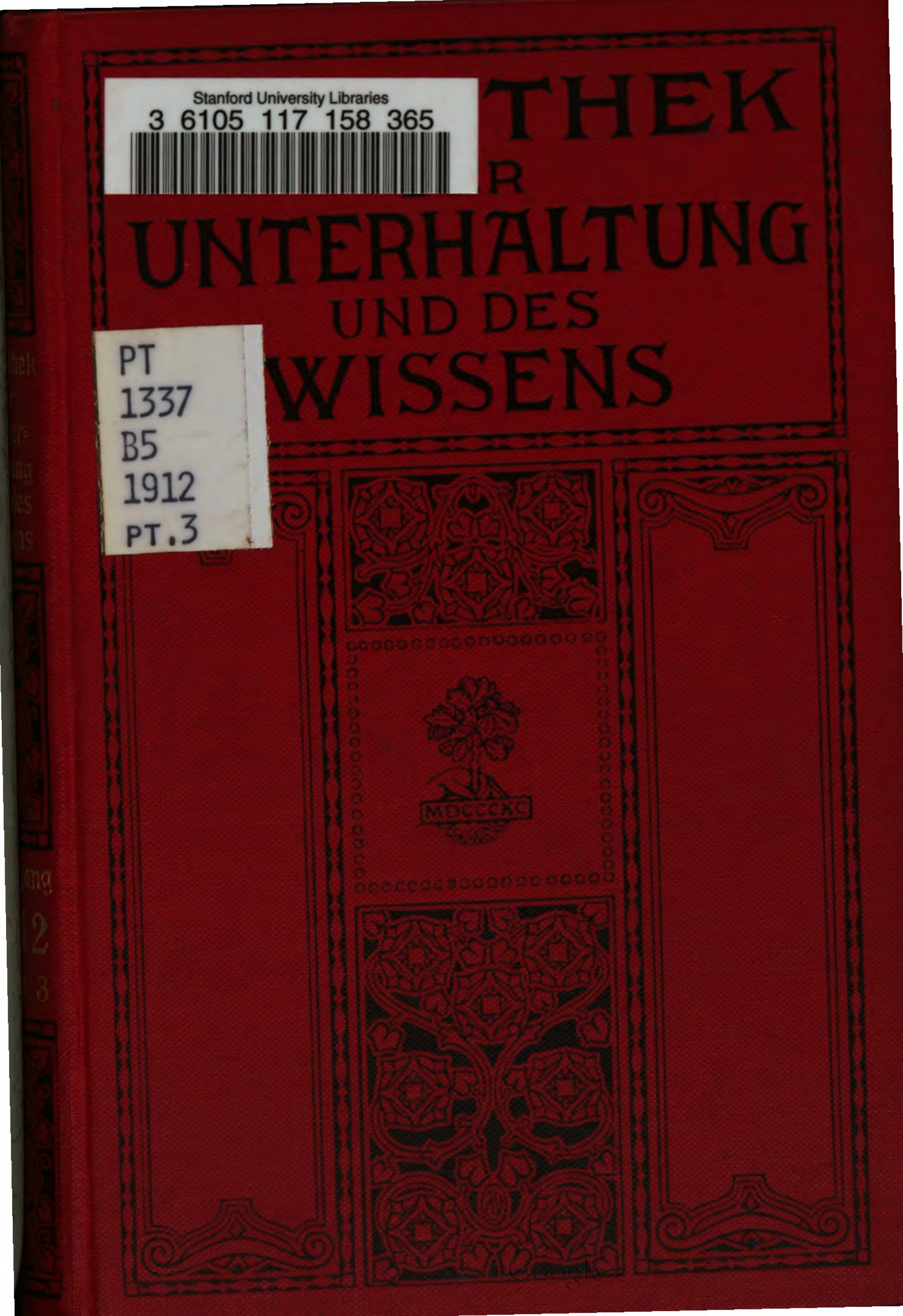



THEK
R
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS
MDCCCXC

Bücher-Sammlung

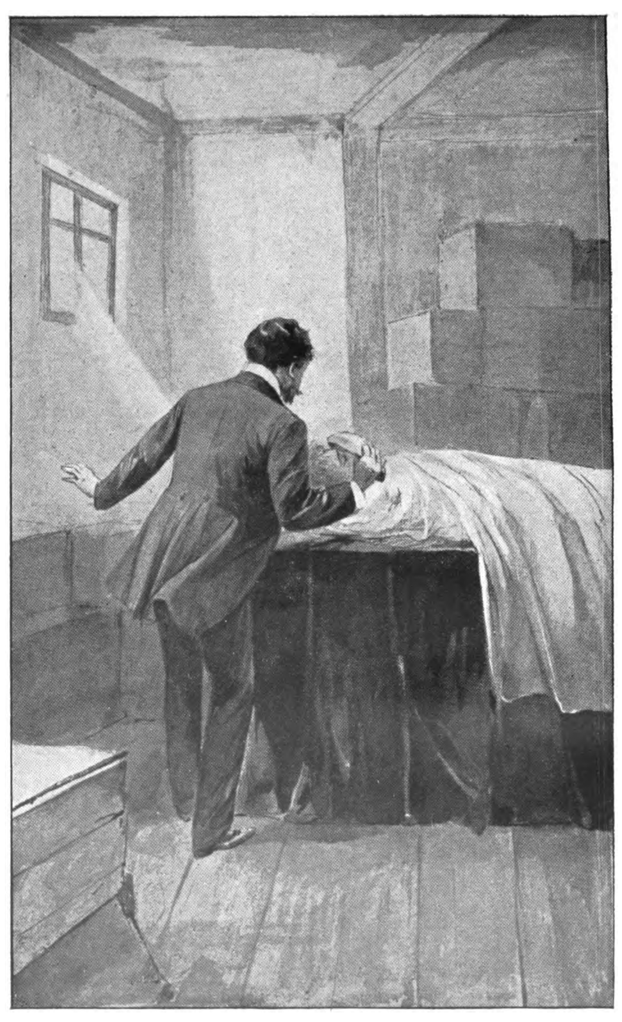
von



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen
Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile
Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzei
durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



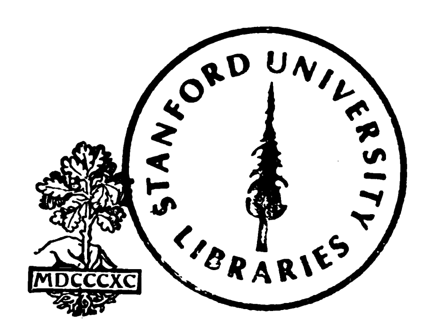


Zu der Novellette „Der Sieger Tod“ von Lenore Pany. (S. 28)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

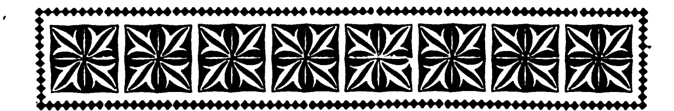
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1912 ❖ Dritter Band



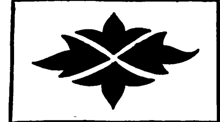
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

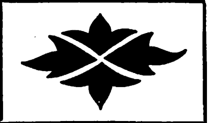
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Der Sieger Tod.

Novellette von Lenore Pany.

Mit Bildern
von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

Professor Blandhorst saß in seinem Arbeitszimmer vorm Schreibtisch. Die Dinge, die ihn zierten, waren für jeden Beschauer sicher nicht anheimelnd: Totenköpfe, verschiedene chemische Präparate, ganz vorne, als wolle sie besonders in die Augen fallen, auf schwarzem Samtkissen eine menschliche Hand. Diese Hand war der Stolz des Professors. Es war ihm gelungen, eine Mischung zu finden, die den Verwesungsprozeß aufhielt. Die Hand auf dem schwarzen Samtkissen war zart und weiß. Nur der wächserne Ton verriet, daß die Pulse darin zu schlagen aufgehört hatten.

Der Professor drückte auf die Klingel.

„Kommen die Leute denn noch immer nicht?“ wandte er sich ungeduldig an den eintretenden Diener. „Wenn bis in einer Viertelstunde niemand da ist, gehen Sie hinunter ins Krankenhaus und —“

Im selben Augenblick läutete es.

Ein befriedigtes Lächeln flog über des Arztes Gesicht. Nun kam Arbeit, interessante Arbeit für ihn. Seine Wangen röteten sich, sein Blick suchte die Instrumente, die er sich schon bereitgelegt.

Ein kurzes, hartes Klopfen an der Tür. Dann wurde durch den Eingang von zwei Männern eine Bahre geschoben, auf der ein mit einem weißen Tuch bedeckter Körper ruhte.

Des Arztes Augen funkelten. Kaum daß sich die Tür hinter den Leuten wieder geschlossen, trat er auf die Bahre zu und hob das Tuch auf. Vor ihm lag — ein Wunder an Schönheit — ein junges Weib. Er wußte, daß es eine Selbstmörderin war, die man ihm zu anatomischen Zwecken zur Verfügung gestellt, eines von jenen unbekannten, heimatlosen Geschöpfen, die wie ein flüchtiges Rätsel ins Leben tauchen, um eines Tages ebenso rätselhaft daraus zu verschwinden. Jetzt waren die Augen geschlossen, ein großes, tiefes Geheimnis lag auf den erstarrten Zügen. Doch wie verzweifelt mochte das junge Herz gepocht haben, als es noch lebte und um sein Schicksal rang.

Des Professors Blicke wurden immer weicher, immer tiefer rührte ihn dieses schöne, starre Antlitz. Es war, als ginge eine geheimnisvolle Macht von ihm aus.

Und plötzlich zuckte Blandhorst freudig zusammen. Wie, wenn er seine Erfindung dazu benützte, diesen herrlichen Körper vor der Vernichtung zu bewahren, der wir alle nach unserem Tode anheimfallen? Hier bot sich ihm der beste Prüfstein für die Güte seines Präparats. Was ihm an der Hand gelungen war, konnte ihm auch an diesem Leibe gelingen. Ein glänzender Sieg, ein Sieg über den Tod, stand vor ihm, wenn er seine Kunst daran zu beweisen vermochte.

Des Professors Brust atmete schwer. Das Problem hatte ihn mächtig gepackt.

Von den vier Zimmern seiner Wohnung diente eines als eine Art Vorratskammer zur Aufbewahrung der Kisten, in denen der Professor zuweilen Bücher und

anderes geschickt bekam. Dieses Zimmer konnte er für seinen Zweck einrichten.

Wie glühende Funken sprangen die Gedanken in seinem Hirn hin und her. Noch sollte niemand das große Geheimnis ahnen, ehe er den vollgültigen Beweis für sein Können erbracht. Deshalb durfte auch niemand um ihn sein, der ihn vielleicht vorzeitig verraten konnte.

Er läutete zum zweiten Male.

Der Diener erschien, um seine Befehle entgegenzunehmen.

Blandhorst zog seine Börse. „Ich möchte, daß Sie noch in dieser Stunde mein Haus verlassen."

Bestürzt blickte der Bursche ihn an. „Habe ich etwas verbrochen? Herr Professor waren doch bisher mit mir zufrieden!"

Der Arzt lächelte. „Sie haben nichts verbrochen. Wenn ich Sie entlasse, so habe ich dafür Gründe, die mit Ihrer Tüchtigkeit nichts zu tun haben. Sie sollen ein gutes Zeugnis bekommen und außerdem doppelten Lohn für den ganzen Monat. Aber ich wünsche, daß Sie in einer halben Stunde fort sind."

Dem Burschen traten die Tränen in die Augen. „Wenn Sie es befehlen, Herr Professor, muß ich natürlich gehen. Es fällt mir aber sehr schwer. Auch fürchte ich, daß Sie nicht so leicht wieder jemand bekommen, der sich nicht scheut, die schrecklichen Sachen, mit denen Sie arbeiten, in die Hand zu nehmen."

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein." —

Als der Diener mit seinem Koffer die Treppe hinabging, sprang der Professor auf und begab sich nach dem Zimmer, das er für seinen Zweck auserkoren hatte. Er schob zwei der größten Kisten in die Mitte und deckte eine rote Samtdecke darüber. Dann kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück. Mit starken Armen hob er die Tote empor und bettete sie auf das Kistenlager. Wie ein weißes Rosenblatt schimmerte das erstarrte Antlitz, um das die goldenen Haarsträhnen wogten, auf dem Inkarnat des Samtes.

Der Professor versperrte die Tür ins Schlafzimmer und verschloß auch die andere, die ins Vorzimmer führte. Sein Geheimnis war jetzt gut verwahrt.

Er warf einen Blick auf die Uhr. Es war höchste

Zeit, sich für die Gesellschaft bei Hofrat Walter umzukleiden, dessen Einladung er für diesen Abend angenommen hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Blandhorst saß neben einer jungen, sehr hübschen Dame, einer Freundin der Haustochter. Er wußte, daß man sie ihm nicht ohne Absicht zur Tischdame gegeben hatte. Isolde Krafft sah mit Bewunderung zu dem berühmten Manne empor, von welchem, trotzdem er noch nicht vierzig Jahre zählte, die Welt schon so voll des Lobes war, und es hätte gewiß nur eines kleinen Anlaufs von seiten des Professors bedurft, um sich den Besitz des schönen Mädchens zu sichern. Aber noch hatte Blandhorst dieses Wort nicht gesprochen. Für ihn als Mann der Wissenschaft besaß das Weib nicht jenen unbesiegbaren Reiz, der das Herz zu heißer Leidenschaft entflammt. Vielleicht würde er eines Tages um Isoldes Hand werben, wenn die Einsamkeit seines Hauses ihm zur Last werden sollte. Noch war dies aber nicht der Fall. Er fühlte sich wohl und glücklich und verlangte nach keiner Abwechslung.

Auch heute saß er nach Tisch sehr zerstreut neben seiner liebenswürdigen Nachbarin. Sie merkte es ihm an, daß seine Gedanken weit ab waren von ihr, und sie beschloß, sie zu sich zurückzuführen.

Mit einem leisen Lächeln begann sie: „Nun, Herr Professor, in welchen Sphären weilen Sie wohl jetzt? Aber wo es auch sei und was immer für brennende Wünsche in diesem Augenblick Ihren Sinn beschäftigen, sie mögen sich erfüllen!“

Er wurde ein wenig rot. „Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn ich manchmal einen kleinen Abstecher in meine Häuslichkeit mache. Ich bin wie ein braver Diener, der alle Augenblicke nachsieht, ob die Fenster

auch gut geschlossen sind, und ob nicht etwa in Abwesenheit des Herrn ein Unglück passieren kann."

Sie verzog schmollend die Lippen. „Ich weiß, was Sie mit dem Ausdruck Häuslichkeit bezeichnen wollen: Ihre nie und nimmer rastende Gedankenarbeit. Eine andere Häuslichkeit kennen Sie ja nicht."

„Doch, ich bin sogar ziemlich groß eingerichtet — vier Zimmer, Vorzimmer und Küche."

„Die letztere bildet für Sie wohl den wichtigsten Bestandteil?"

Er lächelte. „Sie haben es wider Willen erraten. Ich habe mir die Küche als Laboratorium eingerichtet und hantiere darin wie eine geschickte Köchin, nur daß es dabei nicht immer am appetitlichsten zugeht. Sie brauchen nicht erst ins Theater zu wandern, wenn Sie die Hexenküche sehen wollen."

Ihr Blick hob sich rasch. „Würden Sie mir das gestatten?"

„Selbstverständlich, wenn Sie den Mut dazu haben."

„Abgemacht. Mein Bruder wird mich begleiten. Ein wenig vorbereitet bin ich ja schon durch ihn. Er hat Ihnen einmal ein Buch gebracht und dabei auf Ihrem Schreibtisch ein paar Totenköpfe —"

„Das ist ja nichts Interessantes. Aber ich habe noch anderes Material. Geronnenes Blut in verschiedener Form, anatomische Präparate über die fortschreitende Entwicklung des Fäulnisprozesses. Wenn Sie sich zum Beispiel für Entartungen der Leber oder Milz interessieren, kann ich Ihnen mit wahren Prachtexemplaren aufwarten."

Isolde preßte ihr Taschentuch an den Mund. Ihr ward plötzlich übel. Dennoch lächelte sie krampfhaft. „Sie werden mir das alles an Ort und Stelle erklären, Herr Professor. Ich komme ganz bestimmt."

„Wann?“

„Morgen, wenn es Ihnen recht ist.“

Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und griff zum Bleistift.

„Müssen Sie sich denn das notieren, Herr Professor?“



„Gewiß. Es könnte sonst sehr leicht möglich sein, daß Sie vergebens an meine Tür klopfen.“

Seufzend wandte sie den Kopf zur Seite. Wie weit war er davon entfernt, die Empfindungen, die sie ihm gegenüber beseelten, zu teilen! Besaß er denn gar nichts, bei dem man ihn vom rein menschlichen Standpunkte aus fassen konnte?

Sie schob die Tasse von sich, nahm eine langstielige rote Nelke aus der nächsten Vase und hielt sie

dem Professor mit einer neckenden Gebärde entgegen. „Nun sagen Sie mir einmal, was diese Nelke in der Blumensprache bedeutet?“

Betroffen schaute er sie an. „So weit reicht meine Wissenschaft wohl nicht. Ich kann Ihnen alles mitteilen, was über diese Blume überhaupt mitzuteilen ist. Was sie aber in der Blumensprache bedeuten soll, darüber bin ich nicht orientiert.“

Sie lachte. „Es war eine dumme Frage und gar nicht ernst gemeint. Ich wollte Sie bloß ein wenig aus Ihrem allzu ernsten Sinnen aufrütteln. Man muß auch zuweilen Mensch sein können, Herr Professor.“

Er nickte. „Da haben Sie recht. Man muß auch Mensch sein können.“

Die Nelke drehte sich wirbelnd im Kreis. „Ich glaube, man kann es verlernen. Für Sie ist alles nur Stoff. Leute, die nicht wenigstens eine entartete Leber oder sonst eine pathologische Merkwürdigkeit aufzuweisen haben, existieren gar nicht für Sie.“

Nun mußte er doch lachen über ihren naiven Humor. „Ich weiß, daß ich ein schlechter Gesellschafter bin,“ entschuldigte er sich.

Sie schüttelte den Kopf. „Die Schuld liegt an mir. Sie können ja nichts dafür, daß ich so unbedeutend bin.“

„Habe ich Sie jemals derartiges merken lassen?“

Ihr Blick schimmerte feucht. „Sie wissen es gar nicht, was Sie mich alles merken lassen. Das ist eben das Traurige: Man kann mit Ihnen wohl sehr vernünftig sprechen, aber plaudern, so recht aus dem Herzen heraus plaudern kann man mit Ihnen nicht.“

„Worüber möchten Sie denn plaudern?“

„Über alles mögliche. Von einem gerät man ins andere, man muß nur erst den Anfang finden.“

„So bitte ich Sie, mir dabei behilflich zu sein. Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mich dazu bringen, mit Faust zu sagen: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Sie lächelte ihm zu. Das Gespräch kam nun wirklich immer mehr in Fluß. Isolde hatte tausend kleine Erlebnisse auf der Zunge, die sie mit echt weiblicher Grazie an den Mann zu bringen wußte.

Blandhorst begnügte sich erst, den Zuhörer abzugeben, dann aber riß ihn die sprudelnde Laune seiner hübschen Nachbarin doch mit. Der Eiszapfen begann aufzutauen.

Als man vom Tische aufstand, eilte sie auf ihren Bruder zu, der dem Haustöchterchen sehr angelegentlich den Hof machte, und raunte ihm aufgeregt ins Ohr: „Der Professor ist heute endlich aufgetaut. Er hat mich vorhin eingeladen, sein Laboratorium zu besehen. Du mußt mit.“

Der junge Mann lächelte spöttisch. „Hoffentlich hat Blandhorst auch starke Essenzen vorrätig, damit wir dich ins Leben zurückrufen können, wenn dir schwach wird.“

„Es wird mir nicht schwach werden. Sei aber so gut und verrate ihm nicht, daß ich sehr nervös bin.“

„Du willst ihm wohl imponieren? Himmel, wie verliebt so ein Mädel doch sein kann!“

Er wandte sich wieder seiner Dame zu, um ihr weiter den Hof zu machen.

Isolde war glücklich, als man sie ans Klavier rief. Sie besaß eine schöne Sopranstimme und fühlte sich heute prächtig disponiert. Wie silberne Glöckchen drangen die Töne über ihre Lippen.

„O dürft' ich fassen und halten ihn . . .
Und küssen ihn, so wie ich wollt'!
An seinen Küssen vergehen sollt' —"

Sie hatte noch nie so schön und ausdrucksvoll gesungen. Das fanden alle. Auch Professor Blandhorst fand es. Er machte ihr, was bei ihm als große Seltenheit galt, ein Kompliment über ihren Vortrag.

Sie zitterte vor Freude. —

Der Professor ging als einer der ersten nach Hause.

Mechanisch warf er die Kleider ab. Dann, als er sich schon ins Bett legen wollte, kam ihm noch ein Gedanke. Er schlüpfte wieder in seinen Rock und öffnete die Tür zum Nebenraum.

Das wachsbleiche Gesicht auf dem roten Samttuch zeigte noch immer seine regungslose Ruhe. Nur wenn draußen ein Windstoß die Bäume rüttelte, flogen, durch den Reflex der Straßenlaterne hervorgerufen, kleine gespenstische Lichter darüber hin.

Eine Weile stand er betrachtend vor dem Leichnam. Dann verschloß er die Tür und ging zu Bett.

— — — — — — — — — — — — —

In der ersten Morgenfrühe des nächsten Tages machte sich Blandhorst an sein Werk. Er war so vertieft in die Arbeit, daß er beinahe die Mittagszeit übersah. In Eile kleidete er sich um, aß in dem gegenüberliegenden Restaurant ein paar Bissen und versuchte dann, wieder heimgekehrt, mit linkischer Unbeholfenheit in seinen beiden vorderen Zimmern Ordnung zu schaffen.

Die Uhr zeigte erst eine Minute über die festgesetzte Stunde, als es draußen läutete. Isolde und ihr Bruder traten über die Schwelle.

Blandhorst begrüßte sie herzlich und entschuldigte sich, daß nicht alles in so mustergültiger Ordnung wäre,

wie sich's gehöre. Er habe gestern seinen Diener entlassen und noch keine Zeit gehabt, sich nach einem Ersatz umzusehen.

Das Empfangszimmer war im Barockstil möbliert. Isolde fand es wohnlich und geschmackvoll. Sie war etwas bleich, denn sie fürchtete sich nun doch ein wenig vor dem Anblick der unheimlichen Dinge, die der Professor ihr vorführen wollte. Aber es gelang ihr, sich tapfer zu halten. Die Tiegel und Retorten entlockten ihr sogar ein Lächeln. Die richtige Hexenküche. Dabei spähte sie immer wieder verstohlen nach des Professors hübschem Kopf, dem ein grauer Streifen über der linken Schläfe ein so interessantes Gepräge gab.

Auch über die Prachtexemplare entarteter Leber und Milz kam sie glücklich hinweg. Aber sie war doch sehr froh, als der Professor endlich die Erklärung abbrach und seine Besucher zurück in das Empfangszimmer bat, wo er alsdann ratlos dastand, weil er sich plötzlich erinnerte, daß er gar nichts daheim habe, was er ihnen anbieten könne.

Isolde bemerkte seine Verlegenheit. Sie sprang fröhlich auf. „Herr Professor, ich ahne, was Sie drückt. Wenn Sie mir für ein paar Minuten Urlaub geben, besorge ich uns eine kleine Erfrischung, die uns allen not tut.“

Er wurde rot. „Es ist unverantwortlich von mir, so vergeßlich zu sein. Ich glaubte sogar die Weingläser schon auf ein Tablett geordnet zu haben, kann mich aber jetzt absolut nicht erinnern, wo ich sie hingebracht habe.“

Isolde wies auf den geschliffenen Glaskasten neben der Tür. „Sind es vielleicht diese da?“

„Wahrhaftig, da stehen sie noch an ihrem alten Platz! Und ich hätte geschworen —“

Mit munterer Behendigkeit brachte Isolde die Gläser herbei und legte Teller und Bestecke daneben. Es war erstaunlich, wie rasch das ging. Dann verließ sie die Wohnung, um bald darauf mit einem Päckchen Delikatessen wiederzukehren, die sie zierlich auf einer Schüssel arrangierte.

Blandhorst schmunzelte. „Sie sind ja eine Künstlerin, Fräulein Isolde!“

„Nicht doch!“ Mit zitternden Fingern goß sie den Wein in die Gläser. Sie war reizend in ihrem hausfraulichen Eifer.

Des Professors Augen ruhten lang und sinnend auf ihr. Er glaubte zu fühlen, wie ihr Herz ihm entgegenschlug.

Als Isolde ihm die Einladung ihrer Eltern für den nächsten Sonntag übermittelte, nahm er ohne weiteres an. Ihre Neigung für ihn, die sich so mühsam unter einer übersprudelnden Heiterkeit verbarg, rührte ihn.

Er betrachtete es als einen willkommenen Anlaß, als ihr Bruder kurz vor dem Weggehen, bezugnehmend auf die Größe der Wohnung, eine Anspielung auf sein Junggesellentum wagte. Sein Blick suchte Isoldes Augen. „Ich bezweifle, ob es ein Weib gibt, das stark genug wäre, einen Mann zu lieben, der Geheimnisse vor ihm haben muß.“

Sie errötete heftig. „Welcher Art könnten diese sein?“

„Das Geheimnis könnte zum Beispiel in einem verschlossenen Zimmer bestehen, zu dem die Frau der Zutritt durchaus verwehrt bleibt.“

„Das klingt ja wie das Märchen vom Blaubart. Aber ich denke, wenn die Frau ihren Mann wahrhaft liebt, verlangt sie auch nicht nach Geheimnissen, die er

vor ihr verbergen muß. Er kann den goldenen Schlüssel ruhig auf seinem Tische liegen lassen."

„Sie meinen?"

„Ich bin überzeugt."

In den Blicken der beiden lag Frage und Antwort.

Blandhorst erschrak. Er hatte mehr gefragt, als er beabsichtigt. Nun konnte er eigentlich kaum mehr zurück.

Nachdem seine Gäste gegangen, warf er sich rasch in seinen Arbeitsanzug. Er mußte die Zeit nachholen, die ihm durch den Besuch verloren gegangen war.

Seine sonst so ruhigen Pulse hämmerten, als er das verschlossene Zimmer betrat. Das Märchen vom Blaubart hatte Isolde sein Geheimnis genannt. Es lag eine gewisse Wahrheit in dem Vergleich.

— — — — — — — — — — — — — —

Am darauffolgenden Sonntag verlobte er sich mit Isolde Krafft, und nach kaum sechswöchentlicher Brautzeit fand die Vermählung statt.

Isoldes Sehnsucht nach einer Reise in das Sonnenland Italien blieb freilich unerfüllt, denn Blandhorst hatte keine Zeit. Er war überhaupt ein sehr zerstreuter Bräutigam, wie Isolde seufzend feststellte. Bald schien es ihr, als wäre sie ihm völlig gleichgültig, bald wieder war er von einer stürmischen Zärtlichkeit, die sie mehr erschreckte als erfreute.

Nach der Hochzeitsfeier, die auf Wunsch des Professors so einfach wie möglich gehalten wurde, fuhren sie heim. Isolde hatte erwartet, wenigstens ein paar Blumen vorzufinden als festliches Begrüßungszeichen, aber Blandhorst hatte für derlei Dinge kein Verständnis.

Still nestelte sie jetzt die Myrtensträußchen von ihrem Kleid und schlüpfte in ihren Schlafrock. Dann befahl sie dem mitgebrachten Mädchen, die Lampe zu bringen.

Blandhorst nickte zustimmend. „Das ist gut," sagte

er, mit einem Buch an den Tisch tretend. „Ich möchte rasch noch etwas nachlesen.“

„Heute?“

Wie ein schluchzender Laut drang die Frage an sein Ohr. „Verzeih, Isa, du kennst ja meine Zerstreutheit und weißt, wie du mich zu nehmen hast. — Komm, setz dich zu mir!“

Sie flog auf ihn zu und schlang in überströmender Zärtlichkeit die Arme um ihn. „Liebst du mich denn auch wirklich?“

„Ja, Isa.“

„Sehr?“

„Gewiß.“

„Du Guter!“ Sie preßte die heiße Wange gegen die seine. „Wir wollen glücklich sein,“ murmelte sie, als spräche sie plötzlich zu sich selbst. Und mit ihren schlanken Fingern seinen Kopf zu sich herabziehend: „Du hast mir seit der Trauung noch keinen Kuß gegeben. Weißt du das?“

Er küßte sie.

Sein Schweigen lag beängstigend auf ihr. „Liebst du mich wirklich?“ fragte sie nochmals.

„Warum zweifelst du?“

„Ich zweifle nicht. Aber deine Gedanken sind nie ganz bei mir. Du bist überhaupt nicht imstande, sie auf einen Punkt zu konzentrieren.“

„Im Gegenteil, gerade in letzter Zeit habe ich sie ausschließlich auf einen Punkt konzentriert.“

Ihr Herz hüpfte. „Auf welchen?“

Er schob sie sanft beiseite und erhob sich. „Auf das Eine, Große, von dem ich mir neuen Ruhm erwarte.“

Der frohe Strahl in ihren Augen erlosch, wie wenn der Sturm in einem Fenster das Licht ausbläst. Da-

mit war nicht sie gemeint. Sie war ja klein, ganz klein, viel zu klein für ihn.

„Ich möchte schlafen gehen," sagte sie müde.

Er nickte. „Du hast recht, das wird das beste sein. So ein Hochzeitstag greift an. Wir sind ruhebedürftig."

Sie schritt ihm voraus in das Schlafzimmer und dann geradeswegs auf die nächste Tür zu.

„Was willst du dort?" fragte er.

Sie fuhr zusammen. „Verzeih! Zu Hause war es meine Obliegenheit, vor dem Schlafengehen überall nachzusehen, ob die Fenster gut geschlossen wären. Ich vergaß, daß ich an dieses Zimmer kein Anrecht habe."

Eine kaum merkliche Bitterkeit klang durch ihre Worte.

Blandhorst schaute sie prüfend an. „Neugierig?" lächelte er.

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Du irrst. Ich bin nicht neugierig."

„Es wäre auch eine üble Eigenschaft für meine Frau." Er tat einen Schritt auf sie zu. „Ich könnte dich über die Bewandtnis, die es mit diesem Zimmer hat, aufklären, denn es dient, wie du mir glauben darfst, wissenschaftlichen Versuchen. Aber diese Versuche sind nichts für das zarte, leicht erregbare Gemüt einer Frau. Ich möchte deine Nerven nicht unnötig auf die Probe stellen."

— — — — — — — — — — — — —

Stille, geräuschlose Wochen der Arbeit und Pflichterfüllung reihten sich aneinander.

Isolde hatte sich daran gewöhnt, ihren Gatten fast nur bei den Mahlzeiten zu sehen. In den übrigen Tagesstunden hielt er Vorlesungen oder arbeitete für sich. Er durfte dann nicht gestört werden. Seine Hand lag manchmal mit schwerem Druck auf ihrer überschäu-

menden Jugend. Und doch verzichtete sie klaglos auf alles, was dem Sinn einer jungen, schönen Frau begehrenswert erscheinen mochte. Sie hätte es auch gar nicht gewagt, ihrem Gatten mit kleinlichen Wünschen wie Bällen, Konzerten, Theater und so weiter zu kommen. Das war nichts für ihn, den großen Gelehrten. Er stand weit abseits von allem irdischen Genuß, so abseits, daß ihr oft für ihn bangte. Das Problem, das ihn beschäftigte, schien zurzeit sein ganzes Denken auszufüllen. Er vergaß oft Essen und Trinken darüber und hätte wiederholt auch die Vorlesungen vergessen, wenn Isolde ihn nicht daran erinnert hätte.

Auch heute war er schon über eine Stunde in dem versperrten Zimmer. Sie befand sich nebenan, wischte den Staub von den Möbeln und blieb zuweilen lauschend stehen. Wenn doch ein Laut ihr verraten hätte, was er da drinnen schaffte! Aber es war totenstill im Zimmer.

Sie legte das Ohr an das Schlüsselloch. Da hörte sie seinen nahenden Schritt. Hastig entfernte sie sich.

Der Professor trat heraus. „Es muß jetzt gelingen!“ murmelte er aufgeregt.

„Was denn, Schatz?“ In plötzlich erwachtem Mut warf sie das Tuch weg und flog auf ihn zu. „Ist dein Problem gelöst? Hast du Erfolg gehabt?“

„Der Erfolg ist beinahe sicher. Jetzt beginnt das Härteste — die Probezeit.“ Ein fieberndes Leben arbeitete in seinen Zügen.

Isolde berührte mit ihren schlanken Fingern seine Wange. „Rege dich doch nicht auf deswegen. Natürlich wird es dir glücken! Du bist ja so furchtbar klug!“ Ihre Hand zupfte an seinem Ärmel. Sie hatte ein blondes, langes Haar darauf entdeckt und hielt es ihm

nun lachend hin. „Sieh, jetzt ertappe ich dich! Von wem ist dies verräterische Haar?"

Er wechselte die Farbe. „Von niemand, der Anlaß gäbe, deine Eifersucht herauszufordern."



„Ach, du glaubst doch nicht im Ernst! — Nein, nein, eifersüchtig bin ich nicht, bloß ein wenig gekränkt."

„Worüber?"

„Darüber, daß du mich von allem, was dir wichtig ist, ausschließest. Ich will mich ja nicht in deine Geheimnisse drängen, aber eine Andeutung über das,

was dich so sehr beschäftigt, könntest du mir doch machen."

Er sann einen Moment nach. „Nun denn, ich will dir das Prinzip verraten. Wenn mein Werk gelingt, gibt es keine Toten mehr. Ich habe dann den Tod besiegt."

„Keine Toten?" Fast erschrocken starrte sie ihn an. „Du hast also ein Mittel gefunden, das den Menschen ewiges Leben sichert?"

„Nein. Das geistige Leben läßt sich nicht halten, aber es ist schon ein großer Fortschritt, wenn es uns möglich ist, das körperliche Dasein einer geliebten Person zu retten." Er lächelte. „Meine Entdeckung ist der Trost aller, die lieben. Ich habe der Trennung ihren bitteren Stachel genommen, weil ich die Toten nicht hinausstoße in die ewige Verbannung. Sie bleiben mit uns, wir brauchen ihnen nur unsere Seele einzuhauchen, und sie leben wieder vor unseren Augen."

Isolde war blaß geworden. „Ich verstehe dich nicht ganz," sagte sie beklommen. „Nur so viel erkenne ich mit aller Bestimmtheit, daß dein neues Problem dich furchtbar aufregt. Du glühst immer, wenn du aus diesem Zimmer kommst. Muß es denn sein?"

„Eine echt weibliche Frage. Man kann ja gar nicht genug ergründen und erforschen, um der Menschheit zu nützen."

„Gewiß, aber —"

„Was noch?"

„Nichts," sagte sie leise. „Du wirst ja wissen, was dir frommt."

„Das meine ich auch. Und nun noch eines, da wir gerade beisammen sind: Morgen mittag trete ich eine vierzehntägige Erholungsreise an."

Sie jauchzte auf. „Und das sagst du mir erst jetzt? Da habe ich ja die größte Eile, wenn ich unsere Sachen —"

Erstaunt sah er sie an. „Ach so, du denkst, daß wir beide —“

„Selbstverständlich. Oder willst du —“

Ihr eben noch strahlender Blick erlosch immer mehr. Hatte er die Absicht, sie hier allein zurückzulassen?

Der Professor nagte an der Unterlippe. „Es geht nicht,“ erklärte er plötzlich in hartem Ton. „Ich kann dich nicht mitnehmen, wenn ich für meine Nerven die Ruhe finden soll, die ich gerade jetzt dringend nötig habe. Ich muß allein sein, ganz allein.“

„Wie du willst.“ Kaum hörbar rang es sich von ihren Lippen. „Dein Koffer wird mit allem Erforderlichen gepackt werden. Du wirst nichts vermissen.“

Mit gesenktem Kopfe schritt sie aus dem Zimmer. —

Am nächsten Mittag fuhr Blandhorst ab. Ehe er seine Wohnung verließ, trat er noch einmal in das Zimmer, das sein großes Geheimnis barg. Eine undurchdringliche, luftdichte Maske bedeckte jetzt den ganzen Körper der Toten. Wenn er wiederkam, würde die Maske fallen, und dann erwies es sich, ob seine Kunst ein Wahn gewesen oder nicht. In neuer Schönheit würde dieser Leib auferstehen, ein Wunder für die anderen, ein Wunder für ihn selbst.

Hastig stieß er die Tür ins Schlafzimmer auf, wo seine Frau eben vor dem Ankleidespiegel ihren Hut aufsetzte, um ihren Gatten zur Bahn zu begleiten.

„Eigentlich ist das überflüssig,“ meinte er. „Du hast nur die Unannehmlichkeit, allein nach Hause fahren zu müssen.“

Sie lächelte trüb. „Diese Unannehmlichkeit fällt bei mir nicht schwer in die Wagschale. Ich werde mich dabei an den Gedanken gewöhnen, volle zwei Wochen allein zu sein.“

„Das ist gar nicht notwendig. Es wäre mir sehr

lieb, wenn du die Zeit meiner Abwesenheit bei deinen Eltern verlebtest. Sie werden sich freuen, dich wieder für eine Weile ganz für sich zu haben."

Die junge Frau nickte. „Ich werde deinem Wunsche Rechnung tragen."

— — — — — — — — — — — — —

Gleich nach ihrer Rückkehr von der Bahn ließ Isolde sich von dem Mädchen einen Karton besorgen, in den sie die allernötigsten Toiletteartikel verpackte. Als sie damit fertig war, läutete es.

Kurt kam zu Besuch. Er war sehr erfreut, die Schwester allein anzutreffen. „Dein Alter ist mir ein bißchen gar zu weise," gestand er offen. „Er führt immer das Podium mit sich, von dem herab er einen anspricht. Wo steckt er denn übrigens?"

„Erwin ist auf vierzehn Tage verreist."

„Und hat dich nicht mitgenommen?"

„Er ist sehr nervös, weißt du. Da wollte ich selbst nicht —"

„Na, mir kann's recht sein. Lebt ihr denn überhaupt so ganz, wirklich so ganz zufrieden miteinander?"

Isolde sah zu Boden. „Gewiß, wir verstehen uns prächtig. Erwin ist sehr froh, daß ich mich gar nicht in seine Angelegenheiten mische, trotzdem ich manchmal gern dreinreden möchte. Erwin überarbeitet sich." Sie deutete auf die Tür, von der der Schlüssel sorgfältig abgezogen war. „Da drinnen hat er bisher seine meiste Zeit verbracht. Er hat ein sehr aufregendes Problem in Arbeit, so aufregend, daß er sich selbst für ein paar Wochen Erholung diktiert hat."

Kurt zündete sich eine Zigarre an. „Was für ein Problem?" fragte er ziemlich teilnahmlos.

Isolde zuckte die Schulter. „Wenn ich Erwin recht verstanden habe, so hat er ein neues Verfahren entdeckt,

den menschlichen Körper vor der Zerstörung, die dem Tode folgt, zu schützen."

„Das ist ja Unsinn. Wenn man schon was Besonderes will, läßt man sich verbrennen. Das ist modern und hygienisch zugleich. Warst du schon da drinnen?"

„Nein. Erwin hat's ausdrücklich verboten."

„Auch nicht hinter seinem Rücken?"

„Wie denn? Er hat doch den Schlüssel abgezogen!"

Der junge Mann lachte. „Lohengrin hat seine Elsa gut gewählt. Ich staune über deine Standhaftigkeit. Du warst doch als Mädel immer sehr neugierig!"

„Als Mädchen ja, aber als Frau —"

„Ist man's gewöhnlich noch mehr."

Isolde warf einen scheuen Blick nach der Tür. „Mir ist es oft, als ginge eine unheimliche Macht von diesem Zimmer aus, obwohl ich weiß, daß es bloß wissenschaftlichen Zwecken dient. Ich bleibe auch nie allein nebenan, wenn Erwin einmal abends nicht daheim ist."

„An deiner Stelle würde ich mir einfach während der Abwesenheit deines Mannes einen passenden Schlüssel machen lassen und mir die Geschichte ansehen. Das beruhigt ungemein. Oder" — er zog mit triumphierender Miene einen Schlüsselbund aus der Tasche — „sollen wir einmal probieren, ob vielleicht von denen da zufällig einer paßt?"

„Wenn du es auf deine Verantwortung tun willst."

„Mit Vergnügen." Er steckte die Schlüssel der Reihe nach ins Schloß. Wahrhaftig — einer davon paßte. „Na, was sagst du?" fragte er.

Isolde schüttelte den Kopf. „Ich habe Erwin mein Wort gegeben, dieses Zimmer nicht zu betreten, und ich halte es auch."

„So gehe ich allein."

Isolde trat beiseite und sah zu, wie er im Tür-

eingang verschwand. Ihr Herz klopfte fieberhaft. Kurt blieb lange. Was mochte er gefunden haben?



Endlich erschien er wieder. Sein Gesicht war gerötet, und seine Hände zitterten wie nach einer schweren Arbeit.

„Erwin hat recht,“ sagte er. „Die Art seiner Tätigkeit ist wirklich nichts für die zarten Nerven einer Frau.

Du kannst froh sein, daß er dir solchen Anblick erspart."

„Also kannst du mir nicht sagen, was du gesehen hast?"

Sein Blick streifte sie scheu. „Lieber nicht. Ihr Weiber seid alle mehr oder minder schreckhaft, und ich möchte deine künftige Nachtruhe nicht durch schauerliche Bilder trüben. Na, hoffentlich merkt es dein Mann nicht, daß ihm ein Unberufener über die Achsel geguckt hat." Er faßte Isolde, die in schweigender Nachdenklichkeit dastand, um die Schulter und drehte sie lachend herum. „Komm, Kleine, pack zusammen! Eine gute Idee von Erwin, dich während seiner Abwesenheit heimzuschicken."

Sie machte langsam ihren Arm frei. „Versprich mir, daß du von dem, was du gesehen hast, gegen niemand ein Sterbenswort verraten willst. Erwin wäre außer sich, wenn sein Geheimnis vor der Zeit an die Öffentlichkeit dränge."

„Meinetwegen — ich versprech' dir's!"

— — — — — — — — — — — — —

Die vierzehn Tage im Elternhause verstrichen Isolde wie im Flug. Blandhorst schrieb mit lakonischer Kürze abgefaßte Karten, die sie für sich allein behielt, um bei den Ihrigen nicht den Verdacht zu erwecken, als vernachlässige er sie. Das war ja auch gewiß nicht seine Absicht. Er hatte sie lieb in seiner Art, das wußte sie.

Ihre Sehnsucht nach ihm wuchs, je näher der Tag ihrer Wiedervereinigung kam. Heute endlich hatte er geschrieben, daß er morgen zurückkommen würde.

Da ließ sie sich nicht länger halten, sondern eilte schon in aller Frühe nach ihrer Wohnung, obwohl sie ihn erst im Laufe des Nachmittags erwarten konnte.

Mit eigenen Händen deckte sie den Teetisch, setzte sein Lieblingsgebäck hin und horchte dann auf jedes Läuten. Aber erst gegen sechs Uhr hörte sie das bekannte Klingelzeichen. Mit offenen Armen flog sie dem Professor entgegen und zog ihn dann prüfend gegen das Licht.

„Du hast dich nicht übermäßig erholt,“ meinte sie besorgt. „Hast du keine ordentliche Unterkunft gehabt?“

„Doch. Aber ich hätte es im voraus wissen können, daß diese Nervosität nicht so ohne weiteres zu beseitigen ist. Schade um das viele Geld. Jetzt will ich nur gleich —“

Er warf den Mantel ab und wollte aus dem Zimmer eilen.

Isolde deutete auf den gedeckten Tisch. „Wollen wir nicht erst essen? Der Tee wird bitter, wenn er lange steht.“

„So laß dich nicht aufhalten. Ich werde später trinken.“

Was war ihm Speise und Trank in diesem Augenblick? Dort hinter der Tür harrte seiner die Erfüllung seines glühenden Wunsches. Das Experiment mußte ja gelungen sein! Sein Verfahren war neu, einzig.

Die Knie zitterten ihm, als er eintrat. Ein paar Sekunden stand er zögernd vor dem verhüllten Körper, dann hob er behutsam die Maske empor.*)

Taumelnd tastete der Professor um sich nach einem Halt. Das herrliche, wie aus Marmor gemeißelte Antlitz war von bläulichen Flecken entstellt und bot in seiner Veränderung ein entsetzliches, häßliches Bild. Wie war dies nur möglich? Die Maske war absolut luftdicht,

*) Siehe das Titelbild.

und solange diesem Element der Zutritt verwehrt wurde, konnte ein wirklicher Verwesungsprozeß nicht stattfinden. Also mußte ein Unberufener —

„Isolde!“

Er schrie den Namen förmlich heraus, während er wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer stürzte.

Sie trat auf ihn zu. Doch noch ehe sie eine Frage äußern konnte, hatte seine Faust sie brutal gepackt.

„Elende, du — du hast mein Werk zerstört!“

Stöhnend entwand sie sich ihm. „Ich schwöre dir, Erwin —“

„Du lügst — lügst!“ Er stieß sie von sich. Sein Gesicht war von Wut verzerrt. Jeder Nerv an ihm bebte.

Plötzlich schlug er die Hände vor die Augen und begann wie ein Kind zu weinen.

Isolde raffte sich mühsam empor. Selbst noch an allen Gliedern zitternd, schleppte sie sich bis zu ihm und versuchte ihm die Hände herabzuziehen. „Sei gut, Erwin, ich schwöre dir, daß nicht ich es war, die dein Werk zerstörte. Ich weiß nicht einmal, was du da gemacht hast, was du dort —“

Sein schauerliches Lachen gellte ihr in den Ohren. „Du weißt es nicht, du — du —!“ Es schien, als wolle er sich nochmals auf sie stürzen.

Doch in der nächsten Minute war er wieder in seinem Zimmer verschwunden, das er hinter sich verschloß.

Sollte sie abwarten, bis der Sturm von selbst vorübergebraust war? Das beste war vielleicht, sie fuhr zu Kurt, damit dieser, der wohl das Unheil angerichtet, die Sache wieder in Ordnung bringe.

Kurt war glücklicherweise daheim. Er war zwar etwas erschrocken, als Isolde ihm Bericht über das

Vorgefallene erstattete, maß aber dem Zorn seines Schwagers kein großes Gewicht bei. Das würde sich schon wieder geben, meinte er, und im übrigen sei es selbstverständlich, daß er als der allein Schuldige der Schwester zu Hilfe eile.

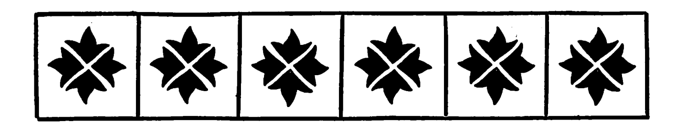
Gemeinsam fuhren sie nach der Wohnung zurück.

Sie sollten sie nicht mehr betreten. Das Haus stand in hellen Flammen. Eine Explosion hatte das Dach zerstört. Trotz des Eingreifens der Feuerwehr war nichts mehr zu retten.

Unter den Trümmern fand man zwei verkohlte Leichen.

Der Tod ist der Sieger geblieben.





Die Frau des Adjutanten.

Roman von Fr. Lehne.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreizehntes Kapitel.

Angenehm angeregt durch das auserlesene Mahl und die guten Weine saßen die Gäste in dem schönen, vornehmen Heim Altorfs zwanglos in Gruppen beieinander. Die Türen und Fenster des Speisesaales standen weit offen nach dem Garten, in dem mehrere der Gäste sich ergingen, um die erfrischende Abendluft zu genießen. Die meisten der Damen hatten sich in den Salon zurückgezogen.

Der etwas formelle Ton, die feierliche Zurückhaltung, die die Gegenwart des Prinzen Adrian auferlegte, hatten sich gelockert. Beinahe noch in letzter Stunde hatte sich der Prinz bei dem Freunde angesagt, um die Taufe von dessen Erstgeborenem mitzufeiern — zur Überraschung der Geladenen, die erfreut waren, bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft des Prinzen zu machen, der bisher noch wenig oder gar nicht aus seiner Reserve herausgetreten war. Er hatte die junge Hausfrau zu Tisch geführt, die wie ein Madonnenbild in dem schlicht frisierten blonden Haar und dem weißen Gewand wirkte, dessen Kostbarkeit durch die überaus einfache Form gar nicht zur Geltung kam.

Leonie Reinach dagegen hatte verstanden, Toilette zu machen. Das zartgrüne Eoliennekleid dämpfte

vorteilhaft die lebhaften Farben ihres stark gepuderten Gesichtes. Das freigebige Dekolleté ließ schöne, fast zu üppige Schultern und einen blendenden Nacken bewundern. Etwas Frauenhaftes, Reifes haftete ihrer Erscheinung an. Sie wirkte blendend. —

Und trotzdem hatte der Prinz kaum Notiz von ihr genommen! Als sie ihm vorgestellt wurde, glitten seine träumerischen Augen gleichgültig über sie hinweg — und vergebens suchte sie nach dem Blitz aufflammenden Interesses, den sie bis jetzt noch in jedem Männerblick gefunden.

Sie war enttäuscht darüber, in ihrer Eitelkeit gekränkt und suchte das in den Huldigungen zu vergessen, die ihr der Oberst v. d. Heyden darbrachte. Mit ihrer Liebenswürdigkeit hatte sie ihn ganz umstrickt. Sie war von einem Kreise von Herren umgeben, und ihr lautes Lachen konnte man jeden Augenblick hören.

Die Regimentsdamen rümpften die Nase über ihr freies Benehmen.

„Diese Toilette! Wo bekommt nur die Reinach ihre Toiletten her? Gibt man ihr denn überhaupt noch Kredit?“ fragte die kleine Baronin Helling, die aus einer sehr reichen bürgerlichen Kaufmannsfamilie stammte. „Ich begreife nicht — erstens, wie man sich so auffallend kleiden, zweitens, wie man so viel Schulden haben kann! — Wie es die Reinachs nur möglich machen, überhaupt noch zu existieren?“

„Und ich begreife die Freundschaft unserer Frau v. Altorf nicht. Die beiden sind doch so grundverschieden —“

„Hat sich Altorf nicht früher für die Reinach interessiert?“ fragte eine andere Dame.

„Na, ja — sie blendet doch jeden für den Augenblick. Aber ich bitte Sie, wer heiratet denn so etwas?

Kein Mensch, und ein Altorf am allerwenigsten! — Nein, das war nichts Ernsthaftes, sonst müßt' ich das wissen."

Die dicke Hauptmannsfrau war ganz eifrig. Ihr war unerträglich heiß, denn sie hatte ihren fülligen Körper so in ein knappes seidenes Kleid gepreßt, daß es den Eindruck machte, die Taille müsse beim nächsten Atemzug auseinandergesprengt werden.

Diener reichten eisgekühlte Getränke und Mokka herum; jeder wählte nach seinem Geschmack.

„Der Altorf hat ein fabelhaftes Glück gehabt. Erst ging es ihm sehr knapp, dann bekam er die reiche Braut und zuletzt noch die Erbschaft. Ja, die Leute haben es gut!"

Frau v. Wallmüller seufzte unwillkürlich. Sie hatte sich mit ihren vier Kindern redlich durchzuwürgen bei dem geringen Zuschuß zur Majorsgage. Doch sie war eine so vorzügliche Hausfrau, daß sie auch das unmöglich Scheinende möglich machte.

„Dem Adjutanten hat jeder die reiche Braut gegönnt. Und neben ihm hatte auch Reinach stark auf das Goldfischlein gerechnet und öffentlich mit den Chancen geprahlt, die er bei Fräulein Teschendorf hätte. — Ich möchte wohl wissen, was aus ihm noch wird, wie lange er sich noch halten kann! — Haben die Damen schon das Neueste von ihm gehört?"

Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

So oft Leonie versucht hatte, mit Altorf zu sprechen, stets war er ihr ausgewichen. Vor allem widmete er sich dem Prinzen, dem es anscheinend gut gefiel, denn er dehnte seinen Aufenthalt länger als beabsichtigt aus. Die blonde, liebreizende Frau des Freundes fesselte ihn; er wollte sie immer an seiner Seite haben, und entfernten sie Hausfrauenpflichten, so folgten ihr seine schwermütigen Augen beharrlich.

Einem bunten, schillernden Schmetterling gleich schwebte Leonie Reinach an ihm vorüber. Sie warf ihm einen schmachtenden Blick zu und hemmte ihre Schritte, eine gnädige Anrede erwartend. Doch er sah in diesem Augenblick unglaublich hochmütig aus, schaute über sie hinweg den Rauchringeln seiner Zigarette nach.

Sie verzog die Lippen und suchte den Oberst, den sie heute abend ganz betört hatte. Ihre Wünsche begegneten sich mit den seinen.

Mit einem Male stand er dicht vor ihr, ihr den Weg versperrend. „Wohin, gnädiges Fräulein?"

„Ein wenig frische Luft schöpfen."

„Ich begleite Sie."

„So soll mir seinen Arm zu leihn, der Liebste mein Begleiter sein! — Der Liebste mein! Wenn ich ihn hätte!" trällerte sie und sah ihn lächelnd an.

Sie traten in das Zimmer der Hausfrau, das nur schwach von einer elektrischen Flamme erhellt war. Wie sie schließlich dahingekommen? Geschickt hatte Leonie den etwas animierten Herrn nach ihren Wünschen dirigiert. Sie wußte eigentlich nicht recht, weshalb — nur einem unbestimmten Gefühl folgend. Sie hatte etwas Großes von diesem Abend erwartet — und bisher hatte er ihr nur Enttäuschungen gebracht. Altorf beachtete sie gerade nur so viel, wie es die knappste Höflichkeit erforderte; dem Prinzen flößte sie gar kein Interesse ein — und sie hatte doch davon geträumt, seine Huldigungen vor allen zu empfangen und dadurch Heinrichs Eifersucht zu wecken. Nur einige der jüngeren Herren und der Oberst hatten sich vor ihren Triumphwagen gespannt.

Gedämpft drang die Musik, das Lachen und Plaudern der Gäste zu den beiden. Leonie warf sich

in einen Sessel und schloß die Augen halb — wie ermüdet.

„Nur einen Augenblick möchte ich ausruhen. Es war zu viel für mich. Gestern und heute hab' ich meiner Freundin bei den Vorbereitungen zum Fest geholfen — nun kommt mit Macht die Abspannung. Nur einige Minuten, dann ist's wieder gut. Sehen Sie sich so lange in Frau Jolanthas Zimmer um. Sie hat einen eigenen Geschmack — diese alten, toten Sachen —"

„Mir ist das blühende Leben auch lieber," flüsterte er.

Unter den halbgeschlossenen Lidern beobachtete sie scharf den Mann, der an ihrer Seite stand, den Arm auf den Sessel gestützt. Sie schmiegte sich fester in die weichen Polster, so daß ihre Schultern seine Hand berührten, die er schnell zurückzog, als sei er glühendem Erz zu nahe gekommen.

Dann aber legte er seine Hand fest auf ihren Arm, und sie duldete diese Berührung. Er fühlte das Zittern ihrer Glieder, heiß durchströmte das Blut seine Adern.

Die Besinnung, die klare, kühle Überlegenheit verließen ihn. Er beugte sich nieder zu ihr, daß ihr duftendes Haar seine Wange streifte.

„Wie schön ist's heut abend!" flüsterte sie und sah ihn mit ihren Zigeuneraugen lockend und lächelnd an.

Sein Begehren nach dem schönen Weibe wuchs. Er mußte sie küssen — einmal nur diese verführerischen roten Lippen mit den seinen berühren. Das Verlangen wurde übermächtig in ihm. Er suchte ihren Mund, der ihm auch willig entgegenkam. Er überschüttete sie jetzt mit heißen, tollen Küssen, und sie wehrte ihm nicht — sie lag in seinen Armen und fühlte nur den einen Gedanken: Wenn doch jemand käme!

Unzusammenhängende Worte stammelte er in ihr Ohr. Sie lächelte nur ihr seltsames Lächeln. Wie

trunken war der Mann. Sie aber fühlte Abscheu, Ekel — und doch duldete sie seine Küsse!

Er hörte nicht, daß sich jemand der Tür näherte.

Ihr aber, die mit angespanntesten Sinnen lauschte, entgingen die Schritte nicht. Sie wollte das Zimmer jetzt nur noch als Braut des Obersten verlassen!

Sie hing sich an seinen Hals. Ihre Zärtlichkeit raubte ihm das letzte Restchen Besinnung.

„Süßestes Mädchen —“

Da riß sie sich plötzlich aus seinen Armen mit einem kurzen erstickten Schrei, sank auf den Sessel und barg das Gesicht in ihren Händen.

In der geöffneten Tür standen der Prinz, hinter ihm Altorf, Jolantha, Major Wallmüller, Benno und noch zwei Herren.

Diskret wollte man sich zurückziehen — es war zu spät.

Der Oberst heftete seine weitaufgerissenen Augen in jähem Entsetzen auf die Gruppe. Er hatte sich unmöglich gemacht, wenn nicht —

Er fühlte Leonies Hand in der seinen. Mit verschämtem Lächeln, in einer selbstverständlichen Pose stand sie neben ihm.

Er verneigte sich nach dem Prinzen hin. „Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit meine soeben erfolgte Verlobung mit Baronesse Reinach mitzuteilen,“ rang es sich heiser von seinem Mund.

Eine peinliche Empfindung hatte sich des Prinzen bemächtigt. Gemessen neigte er den Kopf. „Meinen Glückwunsch, Herr Oberst!“

Für die schöne Braut hatte er nur eine knappe Verbeugung.

Triumphierend hob Leonie den Kopf und richtete ihre Augen fest auf Altorf. Sie sah, wie er blaß ge-

worden war. Eine tiefe Verachtung quoll in ihm auf gegen dieses berechnende, ränkesüchtige Weib, das den von ihm so hochverehrten Mann in eine Falle gelockt hatte.

Und Jolantha hatte das gleiche Empfinden. Sie wußte, daß der Oberst niemals daran gedacht hatte, zum zweiten Male zu heiraten. Leonie hatte es also verstanden, ihn zu einer anderen Ansicht zu bekehren — oder sie hatte einen günstigen Zufall benützt!

Benno drückte seiner Schwester bedeutungsvoll die Hand. „Liebe Leonie!" sagte er gerührt, während die anderen Herrschaften ihre Glückwünsche darbrachten. Innerlich verging er fast vor Lachen. Hut ab vor dem diplomatischen Talent der Schwester! Nun kamen goldene Tage für ihn!

Des Prinzen etwas müde Stimme erinnerte jetzt an den Zweck seines Herkommens. Jolantha hatte von den Andenken gesprochen, die ihr Großvater aus dem Kriege mitgebracht, und die sie in einer altertümlichen, schön geschnitzten Truhe in ihrem Arbeitszimmer verwahrte.

Während Heinrich die Truhe aufschloß, schweiften die Blicke des Prinzen umher und nahmen jede Einzelheit des Raumes in sich auf, der ganz anders war, als sonst elegante Frauen ihr Zimmer einrichten. Da gab es keine lauschigen verborgenen Ecken und Plauderwinkel, keine Unmenge weicher Kissen und Polstersachen, keinen unnützen Kleinkram. Fast männlich war der Geist dieses Raumes — alles war darin licht und hell, die Decke weiß gestrichen, die Wände in halber Höhe mit einem stumpfblauen Stoff bespannt. Vor den Fenstern hingen kostbare alte, etwas vergilbte Spitzenvorhänge.

Kein Stück von den Möbeln war neu, weder der

Schreibtisch aus der Barockzeit mit den vielen Schubfächern noch die Stühle und Schränke. Was ihr durch Zufall oder eifriges Bemühen in Besitz gekommen, hatte Jolantha mit liebevollstem Verständnis zusammengetragen, so daß ein harmonisches Ganzes entstanden war, das gar nicht den Eindruck des bunt durcheinander Gewürfelten machte und auch kein Gefühl des Unwohnlichen, Museumsmäßigen und Kalten aufkommen ließ. Es war ein Raum zum Bewohnen wie jeder andere, und das belebende Element darin waren Blumen — Blumen, mit denen Jolantha alles verschwenderisch schmückte. Sie trieb einen wahren Kult mit diesen zarten, vergänglichen Geschöpfen der Natur. Die Wände zierten einige Gobelins und seltene Kupferstiche. Mappen mit Zeichnungen bekannter Künstler lagen auf einem schweren Marmortisch, der aus einem venezianischen Palaste stammte. Von jedem Stück wußte Jolantha die Herkunft und gab ihre Erläuterungen in liebenswürdiger, anmutiger Weise.

Aufmerksam lauschte Leonie, trotzdem sie schon alles kannte. Sie hatte ihren Arm unter den ihres Verlobten gelegt. Sie fühlte sich frei von jeder Befangenheit. Sie war wohl die einzige, die über der Situation stand — sie und ihr Bruder Benno, der in heimlicher Schadenfreude das Gesicht seines hohen Vorgesetzten musterte. Die anderen waren alle ein wenig bedrückt von der Überraschung.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der Verlobung des Obersten unter den übrigen Gästen verbreitet. Mit ausgestreckten Händen kam man dem neuen Brautpaar entgegen.

Der Prinz war jetzt mit Jolantha allein in diesem Zimmer, da er im letzten Augenblick noch den Wunsch

geäußert hatte, die auf Elfenbein gemalten Miniaturbilder der Urgroßeltern der jungen Frau zu sehen. Deshalb waren sie zurückgeblieben. Er stand hinter ihr, als sie aus dem Schreibtisch die Bilder herausnahm. Voller Entzücken betrachtete er ihre schönen Hände, die, edelgeformt, mit spitz zulaufenden Fingern, wirklich der Bewunderung wert waren. In dem Schubfach klemmte sich etwas. Heftig zog sie den Kasten heraus, und ein schmales Heftchen flatterte zur Erde.

Schnell bückte er sich, es aufzuheben; sie errötete, als er es ihr gab. Unwillkürlich warf er einen Blick darauf. Mit charakteristischer Handschrift sah er Verse aufgeschrieben.

„Auch ein Andenken von der Urgroßmutter?“ fragte er.

„In gewissem Sinne — ja,“ entgegnete sie zögernd.

„Ah, in alten Handschriften blättere ich gern — es spricht so viel daraus zu mir. Darf ich also?“ Er nahm das Heftchen wieder an sich.

„Ach bitte, Hoheit —“

Ihres schüchternen Einspruches nicht achtend, blätterte er darin, und er wußte bald genau: diese zarten, rührenden Verse voller Gefühl und Poesie, die er da las, hatten niemand anders als Jolantha zur Verfasserin.

„Darf ich das Heft für einige Tage mit mir nehmen, gnädigste Frau?“ fragte er.

„Hoheit!“ Sie war wie mit Blut übergossen. Das, was ihres Herzens heimlichstes, heiligstes Empfinden war, was sie in stillen Stunden niedergeschrieben, von dem selbst Heinrich nichts wußte — der fremde Mann hielt es in seinen Händen! „Es ist ja so wertlos, Hoheit —“

„Dann können Sie es mir ja um so mehr anvertrauen!“ lächelte er. „Ich weiß, ich bin sehr unbescheiden — indiskret werden Sie mich innerlich schelten. Ich will das gern auf mich nehmen, wenn Sie mir das Büchelchen gönnen.“

Sie zitterte an allen Gliedern, wagte ihn nicht anzusehen, während er ohne weiteres das Heft in die innere Tasche seines Frackes steckte.

Dann bot er ihr den Arm, und sie gingen hinunter zu den übrigen Gästen.

Nicht allzulange danach empfahl er sich, nachdem er noch eine Weile im Kreise der Damen, die sich dadurch hoch geehrt fühlten, in lebhafter Unterhaltung zugebracht hatte. Er war wie ausgewechselt. Aber man hatte schon davon gehört, wie sprunghaft und unberechenbar er in seinen Stimmungen war. Man erzählte, daß er stundenlang dasitzen konnte, ohne ein Wort zu reden; dann wieder war er förmlich ausgelassen, und die witzigsten Einfälle jagten sich. —

Spät in der Nacht erst trennte man sich. Das Fortgehen des Prinzen hatte die Schranke niedergerissen, die seine Anwesenheit doch auferlegt hatte — und die Verlobung des Obersten mit der Baronesse Reinach gab einen unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung. Alle waren sich darin einig, daß er ihren koketten Künsten erlegen sei, und mit wenig Behagen dachten die Offiziere daran, daß sie in ihr eine wenig angenehme „Kommandeuse“ bekommen würden.

Jolantha vermied es, mit ihrem Manne darüber zu sprechen; sie fürchtete sein herbes Urteil und hätte ihm doch nicht unrecht geben können. Ihr Zartgefühl war verletzt, und ein peinliches Empfinden war es ihr, daß der Oberst in ihrem Hause so wider Willen zu einer zweiten Frau gekommen war.

Vierzehntes Kapitel.

Ein wundervoller Tag begünstigte das Gartenfest in Luisenruh.

Mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit hatte die Prinzessin Chlodwig ihre Gäste begrüßt, unterstützt von ihrem Sohne, und bald herrschte eine wahrhaft ungezwungene, gemütliche Stimmung. Wie zu Hause mußte man sich in diesen gastlichen Räumen, in diesem wundervollen Park fühlen.

Eine lachende, plaudernde Menge erging sich nach dem Souper in den gepflegten Wegen des Parkes, auf die farbige Lampione, versteckt in den Bäumen befestigt, ein phantastisches Licht warfen.

Ein hallender Trompetenstoß kündigte den Beginn des Feuerwerks an.

In mildem Schein schimmerten die Sterne vom tiefdunklen Nachthimmel, in ruhigem Glanz schwebte die Mondsichel dahin. Tiefschwarz, fast drohend standen die hohen Bäume da und hoben sich scharf ab von dem lichtdurchfluteten Hintergrunde, der in rotem, blauem, grünem Schein aufleuchtete.

Und zwischendurch das helle Aufflammen und jähe Erlöschen der Feuerwerkskörper, wie sie in die Luft stiegen und aus der Höhe prasselnd einen Regen goldener und silberner Sterne herabgossen, oder wie Feuerräder phantastische Lichteffekte erzeugten, die gespenstisch im Gesträuch aufleuchteten, dahin, dorthin liefen und dann jählings erloschen.

Der Prinz saß mit Jolantha auf einer Bank, die unter einer mächtigen, weit ausladenden Buche stand, und beide betrachteten schweigend das schöne Schauspiel.

In dem kleinen See vor ihnen spiegelte sich das

Feuerwerk ab; es machte einen zauberhaften Eindruck auf der dunklen, kaum bewegten Wasserfläche.

Eine Sternschnuppe glänzte auf und fiel in weitem Bogen herab. Beide verfolgten sie auf ihrer Bahn.

„Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh' —
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh' —"

rezitierte leise Prinz Adrian. „Mein Schicksal! — Ich habe Ihre Lieder gelesen," sagte er plötzlich und sah sie groß an.

Sie schlug die Augen nieder. Errötend sagte sie: „Sprechen Sie nicht davon, Hoheit! Es beschämt mich!"

„Verbieten Sie es mir nicht, gnädige Frau! — Und wenn Sie wieder zu uns kommen — allein aber, ohne das ‚Heer der trunkenen Schwätzer' — dann werden Sie mir diese Lieder auch singen, und ich werde hinter Ihnen sitzen und werde zusehen, wie Ihre weißen, wunderschönen Hände über die Tasten gleiten, und ich werde hören, wie Ihre Worte sich zu meinen Tönen fügen — und dann wird die Dämmerung kommen, und ich werde Ihre weißen, wunderschönen Hände küssen, und Sie werden gehen, Frau Jolantha, und ich — ich bleibe allein!"

Mit schwermütigem Lächeln sah er sie an.

„Das ist mein Los — allein sein! — Sie wissen nicht, was das heißt — allein sein!"

„Sie dürfen nicht so sprechen, Hoheit —"

Er überhörte ihren Einwurf. „Sie können das nicht wissen! — Und doch — wer lehrte Sie diese Worte finden in dem einen Gedicht: ‚Vorüber gehn meine Tage in Sehnsucht nach dir!' — Und dann wieder dieses sonnige, lebenbejahende, helle Jubeln in: ‚Lasse dir

Rosen flechten in das schimmernde Haar!' Wem das vergönnt wäre, Frau Jolantha —"

Er sprach ihren Namen so weich und zärtlich aus, und seine Blicke hüllten sie in lauter Zärtlichkeit ein. Er war so seltsam, so schwärmerisch — sie erinnerte sich, daß Heinrich ihr gesagt, wie phantastisch der Prinz veranlagt war, und daß man vieles, was er sagte und tat, nicht mit dem Maße messen dürfe, das man an die Worte und Handlungen anderer legte.

Das Feuerwerk war abgebrannt. Prasselnd erlosch die letzte Rakete. Man drängte nach dem Hause. Es gab viele unter den älteren Gästen, die die Abendluft nicht gut vertragen konnten oder sie fürchteten.

Ein lauter Trompetenstoß kündete den Beginn der Polonaise an, die durch den Garten geschritten werden sollte.

Jolantha erhob sich.

„Wollen Sie schon aufbrechen?" fragte der Prinz. „Und ich möchte zum Augenblicke sagen: Verweile doch — du bist so schön!"

Doch er folgte ihrem Beispiel, bot ihr seinen Arm und zog fest ihre Hand hindurch, da sie nur leise die Fingerspitzen darauf gelegt.

„Fürchten Sie sich vor mir, Frau Jolantha?" fragte er mit verhaltener Stimme und sah tief in ihre Märchenaugen, die groß und dunkel unter dem weißen, rosengeschmückten Florentinerhut leuchteten. Die Nähe dieser eigenartigen Frau erregte ihn. Manche verführerische Erscheinungen hatten seinen Weg gekreuzt; doch nicht eine war darunter gewesen, die Jolantha Altorf glich, die beim ersten Sehen einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Fürchten, Hoheit? Ich? Weshalb sollte ich mich unter dem Schutz des Freundes meines Mannes

fürchten?“ Mit reizendem Lächeln sah sie ihn an. Doch ihr Herz schlug heftig, denn mit dem Instinkt des Weibes fühlte sie, daß sie ihm nicht gleichgültig war.

Er preßte die Lippen zusammen. Ein leises Gefühl der Beschämung überkam ihn — nein, sie sollte niemals Grund haben, das Vertrauen zu ihm zu verlieren! —

Während des Feuerwerkes hatte es Leonie verstanden, sich an Altorfs Seite zu drängen. Er trat von ihr weg, doch sie folgte ihm.

„Erlaubst du, daß ich mir mit Altorfs das Feuerwerk ansehe vom Park aus?“ fragte sie den Verlobten, der auf der Terrasse mit noch einigen Herren in lebhafter Unterhaltung saß.

Und ehe der Adjutant des Obersten wußte, wie ihm geschah, hatte sie seinen Arm genommen und ihn nach einem versteckten Platz geführt, den sie durch Zufall entdeckt hatte. An einer Seitenfront des Schlosses zwischen hohen grünen Taxuswänden luden bequeme Korbmöbel zum Sitzen ein. Hier nahm die Prinzessin an schönen Sommertagen ihr Frühstück ein. Eine Treppe führte vom Frühstückszimmer direkt in den Park; der Bequemlichkeit wegen benützte die hohe Frau meistens diesen Ausgang.

Das konnte Leonie nun nicht wissen und auch nicht, daß die Hoheit sie schon den ganzen Abend unauffällig beobachtet und infolgedessen auch ihre Bemühungen um Altorf bemerkt hatte. Was hatte die Braut des Obersten v. d. Heyden mit dessen Adjutanten zu besprechen?

Ein leichtes war es für die Prinzessin, das zu erfahren, wenn sie sich jetzt nach dem Frühstückszimmer begab, dessen Fenster geöffnet und nur mit einem leichten Store verhüllt war. Sie hatte nicht einmal

nötig zu lauschen — trotzdem würde ihr kein Wort entgehen.

Und sie wollte wissen, wollte Klarheit über die Baronesse haben, die ihr so wenig sympathisch war. —

„Wie schön man hier das Feuerwerk sieht!“ sagte Leonie, warf sich in einen Sessel und dehnte ihre prächtige Gestalt in dem engen weißen Stickereikleide. „So setzen Sie sich doch, Altorf!“

„Ich kann Ihre Ansicht nicht teilen, Baronesse. Der Haupteffekt des Feuerwerks geht hier vollständig verloren. Kommen Sie deshalb lieber wieder mit nach der Terrasse.“

„Unsinn! Seien Sie doch nicht so langweilig, Altorf!“ Sie hielt ihn am Ärmel fest. „Was liegt mir am Feuerwerk!“ Verführerisch leuchteten ihm ihre dunklen Augen unter dem weißen, gestickten Charlottenhut entgegen. „Heinz, ich vermisse noch immer deinen Glückwunsch, denn das übliche, von deiner Frau gesandte Blumenarrangement genügt mir nicht! Oder freust du dich etwa nicht über meine Verlobung?“

„Jede Wendung, die Ihr Leben in feste, geordnete Bahnen lenkt, heiße ich willkommen.“

„Gut gesagt, Herr v. Altorf!“ höhnte sie. „Und Sie betrachten diese Veränderung meines Lebens als eine günstige Wendung?“

„Ja, und es ist mein Wunsch, daß Sie zur Einsicht kommen und zur Erkenntnis dessen, welcher Vorzug Ihnen geworden ist dadurch, daß der Oberst Ihnen seinen Namen geben will.“

„Ich weiß es ganz genau — ich werde dadurch Ihre Kommandeuse, Sie sind auch mein Adjutant!“ spottete sie. „Und es hängt ganz von Ihnen ab, ob Sie Ihre Stellung zu einer angenehmen machen wollen! — Wenn Sie gehorchen, sollen Sie sich über nichts zu

beklagen haben. Ich werde Ihnen eine glänzende Konduite ausstellen —"

„Baronesse Reinach, ein für allemal — ich bitte Sie, das, was war, zu vergessen — wie ich! Sie werden in Kürze Frau v. d. Heyden — und in jeder Minute haben Sie dessen eingedenk zu sein. Mein voller Respekt gehört der Gemahlin meines Kommandeurs."

Sie lachte kurz auf. „Sie Moralprediger! Ich danke gehorsamst für Ihren Respekt. Den will ich nicht — — ich will deine Liebe, Heinz. Liebster Heinz!" flehte sie in weichem, demutsvollem Ton.

„Sie sind unverbesserlich in Ihren Phantastereien! Zum letzten Male warne ich Sie: stören Sie den Frieden meiner Frau nicht! Sie ist mir heilig!"

Er wandte sich zum Gehen.

„Seit wann denn? Seit Sie entdeckt haben, daß Prinz Adrian Gefallen an Ihrer weißen, sanften Taube gefunden hat, die sich so wahnsinnig geschmacklos anzuziehen versteht?" höhnte sie mit scharfer Flüsterstimme. „Diese schmachtlappige Hoheit entwickelt wirklich einen famosen Geschmack! Die beiden vergehen ja förmlich in Mondscheinzauber und Romantik."

„Ich verbiete Ihnen, Baronesse Reinach, in einer so respektwidrigen Weise von unserem hohen Gastgeber zu sprechen. Wären Sie ein Mann, ich zahlte Ihnen das anders heim! — Hüten Sie Ihre Zunge! Ich warne Sie!" Er verneigte sich kurz. „Wenn Sie noch länger hier verweilen wollen, werde ich den Herrn Oberst von Ihrem Wunsch unterrichten."

Er ging, und sie stand ebenfalls auf. Ihre Augen glühten vor Wut. „Stelle dich nur immer auf das Piedestal erhabener Tugend — — ich habe dich doch in Händen!" zischte sie.

Die ersten Klänge zur Polonaise ertönten. Sie ging zurück, um nicht vermißt zu werden. —

Kaum ein Wort der kurzen Unterhaltung war der Prinzessin entgangen. Zorn erfüllte sie, aber auch eine gewisse Genugtuung, daß ihre Antipathie gegen die Baronesse Reinach gerechtfertigt war.

Leider nur konnte sie aus dem Gehörten nicht die Folgerungen ziehen, die ihr am liebsten gewesen wären: dem losen Mädchen, das so nichtachtend über den Sohn gesprochen, die Tür zu weisen.

Fünfzehntes Kapitel.

Seit zwei Tagen strömte ein kalter Regen auf die in letzter Sommerherrlichkeit prangende Erde herab, und ein früher Herbstwind strich über die Blumenbeete und zauste an den Blüten der Dahlien, Astern, Georginen, als mißgönnte er dem September seine letzte bunte Farbenpracht, als könne er die Zeit nicht abwarten, bis er unbeschränkt seine Herrschaft führte.

In dem Arbeitszimmer der Prinzessin Chlodwig waren diese, sowie ihre Hofdame, Fräulein v. Ruge, und Jolantha v. Altorf damit beschäftigt, auf einer lang ausgezogenen Tafel ein Stück Linnen zuzuschneiden und zu heften. Man konnte mit dem Anfertigen von Liebesgaben zu Weihnachten nicht zeitig genug anfangen. Auf die Aufforderung der Prinzessin hatten sich viele junge Mädchen aus der Stadt vorgestellt mit vor Verlegenheit und Erwartung glühenden Gesichtern, und sie waren alle zu ihrer Freude zur Mitarbeit angenommen worden. Zweimal waren sie nun schon im Schloß gewesen und hatten sich gegenseitig an Fleiß überboten.

Die Liebenswürdigkeit der hohen Frau hatte bald

ihre Schüchternheit verscheucht. Von halb acht bis zehn Uhr wurde gearbeitet, unterbrochen von einer halbstündigen Pause, in der den fleißigen Arbeiterinnen Schokolade und Zwieback oder Früchte und belegte Brote und Torte gereicht wurden.

Es machte der Prinzessin viel Freude, denn ihr reger, praktischer Sinn drängte nach Betätigung.

„Ich denke, für heute ist's genug. Es dämmert auch schon. Unsere gute Ruge sorgt jetzt für einen Tee, und wir drei halten noch ein gemütliches Plauderstündchen.“

Die Hofdame, ein stilles Wesen mit feinen, aber früh verblühten Zügen, huschte hinaus, und langsamer folgten die beiden Damen.

„Hören Sie, wie der Wind heult und der Regen gegen die Scheiben schlägt? — Doppelt traulich ist's da im Zimmer.“

„Ach — und die armen Soldaten im Manöver!“ klagte Jolantha.

„Im allgemeinen bedauern Sie die armen Soldaten, und im besonderen ist damit der Herr Gemahl gemeint!“ meinte die Prinzessin gutmütig.

Errötend wehrte Jolantha. „Oh —“

„Lassen Sie nur gut sein! Ich weiß schon, wie Sie den armen Mann bedauern! Nehmen Sie es mir nicht übel, Kindchen, Sie verwöhnen aber Ihren Gatten in beinahe strafbarer Weise — das muß man nicht!“

„Nur wie es Frauenpflicht ist, Hoheit, seinem Mann das Leben angenehm zu machen.“

„Viele Frauen haben das Bewußtsein dieser Pflicht nicht. Und gerade diese sind es oft, die dafür von ihren Männern am meisten verwöhnt werden.“

„Auch ich kann mich nicht über Mangel an Zuvor-

kommenheit und Rücksicht von meinem Mann beklagen," entgegnete Jolantha lebhaft.

„Nicht ereifern, kleine Frau!" begütigte die Prinzessin. „Ich weiß, daß Altorf das Muster eines Ehemannes ist. Denn sonst hätten Sie unmöglich eine Dame, wie die Baronesse Reinach, in Ihrem Hause gastlich aufnehmen können!"

„Leonie Reinach ist meine Freundin."

„Offen gesagt, meine liebe Frau v. Altorf, ist mir das nicht so ganz begreiflich. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen meine Meinung nicht verhehle, denn man soll niemand in seine Sympathien und Antipathien hineinreden —"

„Oh, Hoheit, Leonie ist —"

„Kennen Sie denn ihre wahre Gesinnung so genau?"

„Ich glaube, Hoheit."

„Sie, Kind, Sie! Und dieses unberechenbare Geschöpf —"

„Ist im Grunde herzensgut, hat nur sehr unter den Verhältnissen im Elternhause gelitten. Sie hat sich mir anvertraut. Und weil sie mir leid tut, deshalb habe ich ihr gern ein Heim bei mir gewährt. So oft sie kommt, stets ist sie mir angenehm."

„Ohne für Ihren Mann zu fürchten? — Fräulein v. Reinach kann den Männern bei ihrem Temperament sehr gefährlich werden —"

„Ich bin nicht eifersüchtig. Ich kann dies Gefühl überhaupt nicht begreifen. Und mein Mann liebt mich —"

„So überzeugt sollte niemals eine Frau von ihres Mannes Liebe sein, daß es nicht noch ein Wesen geben könnte, das ihm noch besser gefiele," bemerkte die Prinzessin bedeutungsvoll.

„Hoheit —"



„Aber, liebe kleine Frau, ich spreche doch nur ganz im allgemeinen! — Nach meiner Ansicht darf eine Frau niemals so sicher in dem Gefühl des Besitzes sein, daß sie blind ist gegen alles, was um sie vorgeht — blind gegen einen möglichen Feind im eigenen Hause! — Darf ich Ihnen da ein Beispiel aus meinem intimsten Bekanntenkreise geben? Es ist allerdings schon lange her. — Sehen Sie, die betreffende Dame betete ihren Gatten förmlich an, verwöhnte ihn bis ins Unendliche — und er wandte trotzdem sein Herz der Freundin seiner Frau zu, die ihr an Liebenswürdigkeit und Geist nicht entfernt glich, aber sie war schön, temperamentvoll, hielt ihren Anbeter stets in Atem — heute Feuer, morgen Eis — — das ist's, was die Männer mehr fesselt als Bescheidenheit und Demut. Eine Frau muß stets mit Rivalinnen rechnen. — Endlich erfuhr die unglückliche Frau, was längst öffentliches Geheimnis war. Sie ging von ihm. Aber Familienrücksichten ließen eine dauernde Trennung nicht zu. Als der bereuende Gatte sie um Verzeihung bat, gab sie nach. Sie wurde aber eine ganz andere. Sie war von da an karg in ihrer Liebe und Zärtlichkeit. Sie ließ sich suchen — und verwöhnen. Sie ließ ihre Persönlichkeit nicht so restlos in der seinen aufgehen wie im Anfang der Ehe. — Der Mann erkannte jetzt auch den Wert seines Weibes, und nie wieder hat sie Gelegenheit gehabt, seinetwegen eine Träne zu vergießen — bis er für immer von ihr ging," setzte sie leise hinzu, und Jolantha hatte das Gefühl, als habe die Prinzessin ihr ihre eigene Lebensgeschichte erzählt.

„Dies ist nur ein Beispiel von vielen, Frau Jolantha, da wir einmal diese Frage angeschnitten haben. — Ah, ich möchte nicht wissen, welches Martyrium manche Frau im stillen mit sich herumträgt, und die

dabei der Welt ein lächelndes, fröhliches Gesicht zeigen muß!"

„Eine Untreue würde ich niemals verzeihen!" sagte Jolantha rasch.

Die Prinzessin sah sie ernst und lange an. „Sprechen Sie das Wort ‚niemals' nicht so leicht aus, Frau Jolantha! Es ist ein hartes, schwerwiegendes Wort, dessen Tragweite Sie gar nicht übersehen können!"

„Doch, Hoheit, ich weiß es. Und trotzdem — Untreue ist Unwahrheit, ist Lüge, und die kann ich nie entschuldigen, weil ich die Lüge als Feigheit hasse. Wenn sich das Herz meines Mannes mir abwendet — einer anderen zu, dann muß ich das als schmerzliche Fügung betrachten, aber er soll es mir ruhig sagen."

„Ach, Kind, das ist in der Theorie so schön. Ob es sich aber in der Praxis durchführen läßt, und ob das Gefühl für die andere nicht bloß eine vorübergehende Episode ist?"

„Die Ehe ist zu heilig und ernst, als daß in ihr derartige Abweichungen gestattet sind. Und wen die heilige, echte Liebe füllt, der kommt gar nicht dazu —"

„Wie viele Ehen werden aber aus materieller Berechnung geschlossen," warf Fräulein v. Ruge schüchtern ein. „Da muß das Herz schweigen!"

„Dann mag das offen gesagt werden: Hier ist mein Name, gib mir dein Geld! — Das ist dann wenigstens ein reelles Geschäft, und wer damit zufrieden ist — gut! — Nichts ist entwürdigender für eine Frau, als wenn ihr der Mann eine Liebe heuchelt, die im Grunde nur ihrem Gelde gilt!"

Die Prinzessin lächelte. „Frau Jolantha, ich möchte Sie küssen, Sie reine Törin! — — Ach, liebste Ruge, bitte noch eine Tasse Tee!" — Sie drückte sich

fester in den bequemen Sessel. „So recht ein Tag zum Plaudern heute! Mein Sohn ist in Birkenstein. Er kommt wahrscheinlich erst spät heim. Bleiben Sie also noch bei mir! Sie arme Strohwitwe haben ja nichts zu versäumen — oder doch?“

Freimütig sah Jolantha die Prinzessin an. „Ich bin Hoheit sehr dankbar, ich bleibe sehr gern — doch, wenn Hoheit gestatten, so möchte ich telephonieren, damit man Bescheid weiß. Ich hatte Baronesse Reinach zum Abendbrot gebeten. Man soll sie benachrichtigen — und dann möchte ich wegen Baby — — verzeihen Hoheit meine Unbescheidenheit!“

„Aber, liebe kleine Frau, ich freue mich ja so sehr, wenn Sie Ihre Wünsche äußern! Ich will nicht, daß Sie mich lediglich als ‚Hoheit‘ betrachten — nein, ich will Ihnen eine mütterliche Freundin sein. Das eben gibt unserem Zusammensein die Gemütlichkeit — und nur, wenn man so denkt, kann man sich auch die Liebe und Freundschaft wertvoller Menschen, nicht bloß deren Respekt und Ehrfurcht gewinnen. Wir Fürsten sind auch nur Menschen und haben ein starkes Verlangen nach wahrhafter Zuneigung.“

Jolantha neigte sich über die Hand der Prinzessin und drückte ihre Lippen darauf. „Hoheit, ich schätze mich unbeschreiblich glücklich, daß ich es bin, der Sie Ihre Güte in so reichem Maße spenden —“

Gerührt streichelte die hohe Frau den blonden Scheitel der jungen Frau und zog wie spielend die Nadeln aus den Haarmuscheln um Jolanthas Ohren, so daß die dicken Zöpfe lang herunterfielen. Überrascht wog die Prinzessin einen davon in ihrer Hand. „Sehen Sie doch, liebe Ruge, wie schwer! Es ist ja geradezu grausam, wie Sie Ihr schönes Haar mißhandeln und so fest einflechten, daß man diese Pracht

gar nicht ahnen kann! Geschwind, jetzt lösen Sie es einmal ganz!"

Lieblich jung und mädchenhaft sah Jolantha in den beiden langen Zöpfen aus, die ihr über die Schultern fielen. Ihr Widerstreben half ihr nichts. Sie mußte sich den Händen der herbeigeholten Kammerfrau anvertrauen. Das schimmernde Blondhaar hüllte sie in den köstlichsten Mantel ein, den es nur geben konnte. Wie eine weiße, feine, seltene Blume wirkte Jolanthas Gesicht in dieser einzigen Umrahmung.

Die Prinzessin war ganz hingerissen. „Kind — diese Pracht! So etwas hab' ich ja noch nie gesehen — eine solche Reinheit der Farbe, eine so üppige Fülle! Und dieses Gottesgeschenk verstecken Sie so neidisch, daß nur ja niemand etwas davon ahnt! Erhebt da der Gemahl nicht Widerspruch — oder gönnt er niemand den Anblick?"

„Mein Mann achtet da nicht darauf. Ich glaube, er hat noch gar nicht Gelegenheit gehabt, es so zu sehen."

Der blasse Mann an der Tür, den die Frauen in ihrer Geschäftigkeit noch gar nicht bemerkt hatten, umfaßte mit erstauntem Blick das holde Frauenbild, in rasenden Schlägen klopfte sein Herz, hämmerte das Blut in den Schläfen. Er machte eine Bewegung, als wolle er vorwärts stürzen und sein Gesicht in diesen köstlichen seidenen Haarfluten verbergen — er, der eine wahrhaft fanatische Begeisterung für schönes Frauenhaar hatte.

Gewaltsam faßte er sich. Er verzog den Mund. Der, den er glühend um diesen Schatz beneidete, achtete seines köstlichen Besitzes nicht, würdigte den Wert nicht — — und er, er hätte so viel darum gegeben, seine Lippen darauf zu pressen! Schwer trennte er sich von dem Anblick. Unbemerkt trat er wieder zurück.

Sein Gefühl sagte ihm, daß es Jolanthas mimosenhaftes Empfinden verletzt haben würde, wüßte sie, daß eines fremden Mannes Augen sie so gesehen. —

„Nie wieder dürfen Sie sich so frisieren, Kindchen!" sagte die Prinzessin lebhaft. „Vertrauen Sie sich den geschickten Händen meiner Sophie an — und Sie werden staunen, was man aus Ihrem Haar machen kann! — Sie haben sich wirklich versündigt an dieser Gottesgabe! — Was wird Ihr Gemahl sagen, wenn Sie ihm so vorteilhaft verändert entgegentreten! — Jeder Mensch, jede Frau namentlich, hat die Pflicht, so schön als nur eben möglich zu erscheinen."

„Mein Mann liebt eitle Frauen nicht!" warf Jolantha ein. „Mehr als einmal hat er mir das gesagt."

Die Prinzessin lachte. „Das scheint mir auch so! Denn sonst würde er Ihnen längst verboten haben, diese scheußlichen Reformsäcke zu tragen. Ihr Schneider arbeitet gar nicht vorteilhaft für Sie. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich so offen rede! Ah, dürft' ich Sie doch nach meinem Geschmack kleiden!"

„Heute finde ich aber recht wenig Gnade vor Eurer Hoheit Augen!" meinte Jolantha lächelnd.

Sie ahnte ja nicht, daß die Prinzessin einen ganz bestimmten Plan verfolgte, daß das, was sie für Spielerei und Zufall hielt, Absicht war. Die hohe Frau wollte ihr den Gatten erobern — er sollte sein Weib ganz anders sehen, reizvoller durch geschmackvolle Frisur und Kleidung. Jolantha hatte bei ihrer Jugend und Anmut nicht nötig, mit so puritanischer Schlichtheit gekleidet zu sein. Der Einfluß jenes Mädchens, mit dem ihn wer weiß was für Bande verknüpft hielten, sollte gebrochen werden.

Die Prinzessin hatte es ja aus des Mannes Worten

gehört, daß es ihm heiliger Ernst war, mit der Vergangenheit Schluß zu machen, und sie war vorurteilslos genug, ihm das, was gewesen war, nicht anzurechnen, dazu hatte sie das Leben zu gut kennen gelernt; aber kein heimlich Spiel durfte er mehr treiben oder sich irgendwie beeinflussen lassen!

„Und die Toilette, die Sie zur Vermählung des Herrn Oberst mit Ihrer Freundin tragen werden, suche ich mit aus. Ich habe da ganz etwas Besonderes für Sie im Sinn. Niemand — auch Altorf nicht — darf sie vorher sehen!“

Wieder küßte Jolantha die Hand der Prinzessin. „Hoheit sind zu gütig — in allem werde ich mich unterwerfen.“

„Baronesse Reinach ist jetzt wohl sehr beschäftigt?“

„Ja, Hoheit, sie ist dabei sich einzurichten. Nicht weit von uns — höchstens zehn Minuten — haben sie das Haus einer Dame gemietet, die jetzt auf einige Jahre ins Ausland geht. Ein glücklicher Zufall für den Herrn Oberst sowohl als auch für Frau Schröder. In drei Wochen ist Hochzeit. Leonie ist sehr glücklich, daß sie ein eigenes Heim bekommt, und ich freue mich für sie, daß es sich so glücklich gefügt hat.“

„Halten Sie es wirklich für ein so großes Glück? Der Altersunterschied ist doch gar zu bedeutend — ein Fünfundfünfzigjähriger und ein noch nicht einmal siebenundzwanzigjähriges Mädchen — —“

„Sie liebt ihren Verlobten — und ist ihm außerdem so dankbar. Mehr als einmal hat sie mir das gesagt —“

Mit einem seltsamen Blick sah die fürstliche Frau auf das junge Weib. Wie war Jolantha bei aller Klugheit doch so weltfremd, so naiv! Sie schüttelte ein wenig den Kopf.

Ein Diener trat ein und meldete den Prinzen.

Fast auf dem Fuße folgte ihm der Prinz im Gesellschaftsanzug. Er küßte den Damen galant die Hand.

„Bist du schon zurück, Adrian?“ fragte seine Mutter überrascht.

„Ich hatte die Stimmung verloren. Hoheit Tante hatte so gütig für mich gesorgt. Ihre Nichte, die große, brünette Idaly — — anscheinend wollte sie meine Vorliebe für blonde Frauen etwas korrigieren. In all dem Festestrubel bekam ich Sehnsucht nach der Teestunde in unseren heimlich stillen Räumen — genau so, wie ich es jetzt angetroffen, hab' ich's mir gewünscht und gedacht. Ich besann mich nicht lange. Wir sind gut gefahren — gerade siebenundvierzig Minuten —“

„Adrian — wie tollkühn!“ sagte seine Mutter erschreckt. „Eine solche Geschwindigkeit! — Wie leicht kann da etwas passieren!“

„Mir nicht, Mutter!“ Er lächelte seltsam mit einem Blick auf das blonde junge Weib. „Ich bin gefeit. Das Leben hat noch eine Schuld an mich zu zahlen.“

Er lehnte seine schmächtige Gestalt in einen der großen Klubsessel, und seine dunklen Augen suchten Jolantha. Er sah sie noch immer vor sich in der Pracht ihres gelösten Haares. Das Bild würde er nimmer vergessen!

„Jetzt wird in Birkenstein musiziert. Könnt' ich das wohl auch hier haben?“

„Gewiß, mein Sohn. Wir haben viel Zeit, um so mehr, da unsere liebe Frau v. Altorf ja heut bei uns bleibt.“

In seinen Augen flammte es auf. Dann ließ er die Lider wieder sinken, was seinem schmalen, tief-

brünetten Gesicht den ihm eigenen müden und hochmütigen Ausdruck verlieh.

Und Jolantha sang.

Ihre Stimme war nicht groß, aber sorgfältig geschult. Es war ein köstlicher, dunkelgefärbter Sopran mit ganz eigentümlich zu Herzen gehendem Klang, der alle Hörer in seinen Bann zwang. „Wie der purpurne Samt weicher roter Rosenblätter ist Ihre Stimme," hatte der Prinz gesagt, als er sie zum ersten Male gehört.

Er legte ihr die Noten zurecht. Sie waren geschrieben und der Text darunter. Sie errötete, als sie ihn überflog. Es waren ihre Worte, die er in Musik gesetzt — in einfache, schwermütige Weisen gehüllt, kunstlos und zu Herzen gehend, in schlichter Volksliederart.

Er saß hinter ihr. Sie spürte seinen Atem an ihrem Nacken, wenn er ihr die Notenblätter umwendete, und sie fühlte seinen Blick auf ihren Händen.

„Vorüber gehn meine Tage in Sehnsucht nach dir —"

Ihre unbeschreiblich süße Stimme füllte den Raum. Den Arm auf die Stuhllehne gestützt, das Gesicht halb in der Hand verborgen — so saß er da und hörte zu.

Er stimmte nicht in den Beifall ein, den seine Mutter der Sängerin spendete, er sagte auch nicht, daß es ihre Lieder waren, von seinen Tönen umrankt — das war ein Geheimnis, das zwischen ihnen beiden bleiben sollte.

Fragend sah sie ihn an. Doch er sprach nicht davon — — so mußte auch sie schweigen.

Er geleitete sie selbst nach dem Wagen. Und als er sich zum Abschied über ihre Hand neigte, flüsterte er: „Vorüber gehn meine Tage in Sehnsucht nach dir!"

Sechzehntes Kapitel.

Frau Leonie v. d. Heyden stand in der Diele ihres Hauses und begrüßte den Adjutanten ihres Mannes, der in dienstlicher Angelegenheit gekommen war, mit einem strahlenden Lächeln.

„Treten Sie einstweilen hier ein, Herr v. Altorf. Der Oberst muß jeden Augenblick zurückkommen.“

Sie führte den jungen Offizier in den Salon. Ein wahrhaft betäubender Blumenduft herrschte darin — der süßliche Hyazinthengeruch vor allem lag schwer im Raum und nahm Altorf, der aus der frischen, scharfen Winterluft kam, beinahe den Atem.

„Nehmen Sie Platz!“ Sie deutete auf einen Sessel und schmiegte ihre in ein elegantes gelbseidenes Teekleid gehüllte Gestalt in eine Ecke der kleinen Causeuse.

Dieser Salon, der erste in einer Flucht von Gesellschaftsräumen, war in der verschwenderischen Pracht des Barocks ausgestattet — mit feinster Berechnung auch als wirkungsvoller Rahmen für Leonies Erscheinung gehalten. Roter Seidenstoff bespannte die Wände, und Stoff aus gleicher Farbe zeigten die Sessel und Causeusen. Zwei große geschliffene venezianische Spiegel gaben der schönen Hausfrau Gelegenheit, sich auch in diesem Raum genügend zu bewundern.

Farbige, dichte Spitzenstore und prächtige gestickte Vorhänge verhüllten die Fenster. Ein geräumiger Erker war ganz mit Blumen angefüllt; zwischen hohen Topfgewächsen wie Palmen, Azaleen standen eine Unmenge starkduftender Blumen — weiße, rote, blaue Hyazinthen, Flieder, Maiglöckchen.

„Jolantha würde das sicher erfreuen,“ meinte sie.

„Das ja — — aber es ist zu viel. Dieser berauschende Duft —“

„Er sagt mir besonders zu. Stundenlang sitze ich hier und träume.“

„Das ist aber ungesund.“

„Das Sitzen oder das Träumen?“

„Beides. Doch ich meinte diesen starken Blumenduft —“

„Ah, ich fürchte der Blumen Rache nicht! Ich liebe sie über alles. Jolantha doch gleichfalls!“

Er mußte in sich hineinlächeln. Das, was Jolantha tiefstes Bedürfnis war, Pflege und Halten von Blumen, wurde hier als Sport gehandhabt, weil es „äußerst dekorativ“ wirkte. Seitdem Leonie sich eingerichtet, war das eine sehr häufig von ihr angewandte Redensart geworden. Sie hatte sich in vielem nach Jolantha gerichtet, aber jenes unbestimmbare Etwas, das Jolanthas Räume mit so viel Gemütlichkeit und Behagen erfüllte, der Geist einer empfindungsvollen Frau, der Eindruck von etwas Persönlichem, das Stilgefühl — das fehlte. Niemals empfand Heinrich Altorf das so sehr, als wenn er aus der prunkvollen, überladenen Behausung des Obersten in sein Heim zurückkehrte, das förmlich in Licht und Helle strahlte. Nicht luftig und sonnig genug konnte es Jolantha haben.

Leonies größter Triumph aber war es, daß die Kostbarkeit ihrer Einrichtung die der Freundin bei weitem übertraf. Für die Schönheit und Einfachheit der Formen und Linien von Jolanthas Möbeln hatte sie gar kein Verständnis — trotz ihres in Toilettensachen unfehlbaren Geschmackes. Wegwerfend sprach sie über „gekünstelte und gesuchte Schlichtheit“.

„Wie geht es Jolantha und Bubi?“ fragte sie jetzt. „Ich habe sie lange nicht gesehen. Sie macht sich recht rar.“

„Meine Frau war erst gestern hier. Sie hat Sie

allerdings nicht angetroffen — und Bubi nimmt Jolantha sehr in Anspruch."

„Wollen Sie nicht lieber sagen — die Prinzessin?" Ein wenig boshaft sagte sie das, und man konnte ihr ganz deutlich den Neid auf diese Bevorzugung anmerken. „Es ist ja stadtbekannt, wie die Hoheit Jolantha protegiert — kaum ein Tag vergeht, daß sie nicht nach Luisenruh befohlen wird."

„Mir scheint, Sie sind sehr genau orientiert, gnädige Frau."

Sie merkte seinen Spott. „Oh, der Oberst erzählte es mir, weil es ihm direkt aufgefallen ist, daß mich Jolantha so vernachlässigt," sagte sie rasch. „Es tut weh, sich so zum alten Eisen geworfen zu sehen —"

„Sie haben zu einer solchen Annahme gar keine Berechtigung, gnädige Frau. Das existiert nur in Ihrer Einbildung —"

„Halt, lieber Altorf!" Scherzhaft drohend hob sie die juwelengeschmückte Hand. „Spricht man so mit seiner Kommandeuse?" Sie lachte auf. „Sie scheinen gar keinen Respekt vor mir zu haben!"

„Den allergrößten, gnädige Frau," versetzte er ernsthaft.

Sie neigte sich gegen ihn. Ihre Augen schmachteten ihn an. „Sie lieber, alter, unverbesserlicher Pedant, der mein Heinzelmännchen noch immer ist —"

Er sprang sofort auf, und sein Gesicht versteinerte sich förmlich. „Der Herr Oberst scheint sich zu verspäten. Ich werde mir erlauben, in einer halben Stunde wieder vorzusprechen."

Sie hatte die Abweisung wohl verstanden. Ein sprühender Blick traf ihn. „Bitte, ganz nach Belieben!" entgegnete sie lässig.

Da hörte man des Obersten polternde Stimme. Er

öffnete die Tür. Er schien sehr eilig und winkte mit der Hand. „Ach, da sind Sie ja! Warten Sie noch einen Augenblick und unterhalten Sie derweilen meine Frau! Ich hab' mir den Lezius mitgebracht, will mal 'n paar Worte unter vier Augen mit ihm reden — Sie wissen ja!"

„Was ist's denn?" fragte sie neugierig.

„Der Herr Oberst hat durch Zufall von dem Sektgelage erfahren — vom Geheimrat Mendel, dem die Sache sehr unangenehm ist, da er sich tatsächlich verplaudert hat."

Wohl oder übel mußte Altorf wieder Platz nehmen. Sein Blick vermied den der Frau, die ihn beharrlich fixierte, er schweifte im Raum umher und blieb auf einem Gemälde in prunkvollem Rahmen haften.

„Ein Palmié," bemerkte sie erklärend. „Gefällt es Ihnen?"

„Ich erlaube mir kein Urteil, weil ich nichts davon verstehe."

„Aber Ihre Frau desto mehr!"

„Auf deren Urteil und Geschmack kann ich mich allerdings verlassen."

„Sie ist wesentlich von der Prinzessin beeinflußt und vom Prinzen Adrian —"

„Möglich. Jolantha lernt gern, und ich freue mich, daß sie an der Hoheit eine so verständnisvolle Förderin ihrer Interessen hat."

„Ja, das kann ich ihr alles natürlich nicht bieten. Deshalb begreife ich auch, daß sie mich nicht mehr mag."

„Sie tun ihr unrecht, gnädige Frau. Sie spricht genau mit derselben Liebe und Freundschaft von Ihnen wie früher. Sie ist anhänglich und treu."

„Sie haben mir noch gar nicht gesagt, Altorf, wie Ihre Frau Ihnen gefällt, seit sie sich nach dem Ge-

schmack und den Angaben der Prinzessin kleidet und frisiert."

„Ich bin entzückt und begreife kaum, daß man sie nicht schon viel früher darauf aufmerksam gemacht hat."

„Es lag doch am nächsten, daß Sie als Mann ihr das sagten."

„Damen haben ein viel schärferes Urteil über solche Sachen und einen viel schärferen Blick. Ich achte ja nicht auf solche Dinge."

„Und doch ist Ihnen die Veränderung aufgefallen?"

„Das ist doch selbstverständlich. Ihnen, gnädige Frau, scheint sie aber nicht so recht zu sein?"

Der spöttische Blick, mit dem er diese Worte begleitete, trieb ihr das Blut in die Wangen. Er hatte das Richtige getroffen. Sie gönnte der Freundin nicht, daß man jetzt allgemein von ihr als von der „schönen Altorf" redete.

„Ich finde, daß Jolantha, König Renés Tochter, ihr apartes Aussehen verloren hat," entgegnete sie kurz. „Wie wirkte sie stilvoll, eigenartig in der schlichten Frisur und den weiten faltigen Gewändern! Wie eine Königin der Goten aus frühester Zeit erschien sie mir. Ich habe sie tatsächlich bewundert. Doch — Hoheits Geschmack ist ja maßgebend und der des Prinzen Adrian auch — oder vor allem!" setzte sie boshaft hinzu.

Er stutzte bei ihren letzten, absichtlich bedeutungsvoll gesprochenen Worten. „Was meinen Sie damit?"

„Nur das, was alle Welt meint." Sie lehnte sich nachlässig zurück und spielte mit ihren Ringen. „Seine Hoheit Prinz Adrian ist getreuester Schleppenträger der Frau des Adjutanten Altorf — ihm hat es die schöne Blondine angetan. Das ist doch Stadtgespräch."

Die Adern auf seiner Stirn schwollen dick an.

„Wer sind diese infamen Klatschbasen, denen nichts rein, nichts heilig ist?"

„Wie Sie sich ereifern, bester Altorf! Sie haben doch gar keinen Grund dazu." Leonie zuckte die Achseln. „Sie sagten doch erst vorhin: Jolantha ist treu!" Sie lächelte spöttisch.

„An sie denke ich auch gar nicht. Sie ist zu rein und zu erhaben, als daß der Schmutz auch nur ihren Kleidersaum streifen könnte. Und Prinz Adrian ist mein Freund. — Aber die anderen! Nun, im Grunde kann es mir ja gleich sein. Mögen sie denken und sagen, was sie wollen."

„Sie haben recht, Altorf. Im Besitz eines so reinen und erhabenen Weibes kann man leicht über die Torheit der anderen lachen. — Ob aber die Erhabenheit nicht auf die Dauer erkältend wirkt und langweilig wird, wenn das Leben fehlt?" Ihre funkelnden Augen bohrten sich förmlich in sein Gesicht.

„Nein, gnädige Frau!" erwiderte er schroff. „Im Gegenteil — man lernt sie erst nach und nach ganz in ihrem Wert erkennen und wacht deshalb ängstlich über einen so kostbaren Schatz, hütet ihn und ist jeden Tag glücklicher in seinem Besitz und verteidigt ihn, wenn es sein muß, mit seinem Herzblut — — und fragt nach niemand mehr!"

Ein helles Licht brach bei diesen Worten aus seinen Augen und glitt wie Sonnenschein über sein ernstes Gesicht.

Sie erblaßte. Das war eine Absage, wie sie sie deutlicher sich nicht denken konnte — sie hatte ihn wohl verstanden.

Also er wollte den Krieg! Vorhin schon hatte er ihr klar zu verstehen gegeben, daß er ein Entgegenkommen der Frau seines Obersten nicht wünsche —

und jetzt ließen seine Worte erraten, daß er sein Herz ganz seiner Frau zugewandt hatte. Das war etwas, womit Leonie nicht gerechnet hatte. Sie wollte ihn in ihrer Macht halten, wollte ihn quälen und ihm Unruhe machen — und wollte ihr Spiel mit ihm treiben — als Frau seines Vorgesetzten.

Diese Wendung betäubte sie fast. Sie starrte ihn an, als habe er sich einen Scherz mit ihr erlaubt. Dann erhob sie sich. „Entschuldigen Sie, Herr v. Altorf, daß ich Sie jetzt allein lasse. Ich habe für meinen Mann einen Imbiß zurechtzumachen, den er nur von mir zubereitet haben will.“

Ohne ihm die Hand zu geben, ohne einen Gruß an Jolantha zu bestellen, rauschte sie hinaus.

Belustigt lächelte er. Wie kleinlich war doch diese Frau!

Der Oberst war erstaunt, ihn allein zu treffen.

„Wahrscheinlich habe ich nicht verstanden, die gnädige Frau zu unterhalten,“ sagte Altorf.

„Das weiß der Teufel — die Weiber sind doch gar zu anspruchsvoll und launenhaft!“ Er lachte geräuschvoll auf. „Na, kommen Sie! Nicht zwei Minuten kann man es ja hier aushalten — dieser Hyazinthenduft erstickt einen ja förmlich!“ Während des Hinausgehens fuhr er fort: „Dem Lezius, dem Windhund, hab' ich mal ordentlich den Star gestochen! Er ist ein wahrer Verderb für den Bruder meiner Frau.“ Er griff an seine Halsbinde, als sei ihm da etwas zu eng und unbequem.

„Oder auch umgekehrt!“ dachte Altorf, der genau wußte, daß Benno dem Obersten eine sehr unbequeme Zugabe war.

Mit kluger Berechnung hatte es Leonie verstanden, die Mutter zu veranlassen, ihren Wohnsitz zu ver-

ändern. Sie „wirkte wohl zu wenig dekorativ“, wie man im Regiment spöttisch flüsterte. Die hiesige Luft bekam plötzlich der Baronin anscheinend gar nicht mehr. Die Atem- und Herzbeschwerden wurden immer quälender. Von einem ständigen Aufenthalt in Nauheim versprachen sich die Damen Linderung. Der Oberst war sehr damit einverstanden, denn es war ihm eine große Erleichterung, die Schwiegermutter nicht in der Stadt zu wissen. Gern gab er und reichlich zu einem standesgemäßen Leben. Die pathetische Art, in der sie „dem lieben Schwiegersohn das teure, geliebte Kind ans Herz gelegt hatte“, war ihm direkt widerlich gewesen, und trotz seiner Verliebtheit hatte er doch mit leisem Bangen an die Zukunft gedacht, in der ihm diese Schwiegermutter eine lästige Zugabe sein würde. Leonie hatte seine Gefühle verstanden. Sie wußte sich ihm durch gefälliges, nachgiebiges Wesen, durch schmeichlerische Zärtlichkeit immer unentbehrlicher zu machen, daß er sich wohl und glücklich in ihrem Besitz fühlte. Er war verliebter denn je und tat ihr allen Willen.

Erleichtert atmete Jolantha auf, als sie sah, daß diese Ehe, für die sie sich beinahe verantwortlich fühlte, so gut und harmonisch verlief. Anders dachte Altorf — er hatte Leonie jetzt zu gut kennen gelernt, als daß er nicht sah, daß das alles nur Komödie und Verstellung war. Und mit Bangen fürchtete er den Augenblick, in dem Leonie ihres Spieles überdrüssig war und sich an der Seite ihres Mannes zu langweilen begann.

Nur ungern betrat er das Haus, in dem er doch dienstlich so oft zu verkehren hatte. Bisher waren seine heimlichen Befürchtungen unbegründet gewesen, daß sie wieder auf die Vergangenheit zurückkommen würde, sie sonnte sich noch im Glanze ihrer neuen Würde; aber

nun — heute hatte sie ihn mit dem früher so oft gebrauchten Kosenamen angeredet — und da wußte er, daß sie nicht vergessen, nicht verzichtet hatte!

Siedendheiß überlief es ihn noch jetzt, als er nach Hause ging. Eine tiefe Empörung und Verachtung über die leichtfertige Frau erfüllte ihn, die ihn skrupellos von neuem in ihre Netze ziehen wollte.

Aber jetzt war es vorbei. Alles, was er je für sie gefühlt, hatte er in ehrlichem Kampfe niedergerungen. Sie hatte es ihm ja durch ihr Benehmen leichter gemacht, als es ihm sonst vielleicht geworden wäre. Heinrich Altorf war nicht der Mann, der ein Weib liebte, das er nicht mehr achten konnte. Und jetzt, da sie den Namen seines väterlichen Freundes trug, stand sie ihm fremder und ferner gegenüber wie je!

Er begriff sich selbst nicht, daß es so lange gedauert hatte, dieser unseligen Leidenschaft Herr zu werden. Aber er hatte jetzt überwunden, und voll ehrlicher Freude fühlte er, daß Leonies Künste und Koketterien ihn gänzlich unberührt ließen.

Sehnsucht erfaßte ihn nach dem süßen, reinen Gesicht seiner Frau. Er beflügelte seine Schritte. Es dämmerte schon, und sie würde bereits auf ihn warten. Der Oberst hatte ihn länger aufgehalten. Niemals noch hatte er solche Ungeduld gefühlt, nach Hause zu kommen.

Er sah Jolantha im Erker des Wohnzimmers stehen, seiner wartend. Er winkte ihr zu, und dann kam sie ihm entgegen, was sie ja immer tat. Aber heute war ihm alles anders — so neu. Er sah plötzlich mit anderen Augen. Nie war ihm die unbeschreibliche Anmut seiner Frau so aufgefallen.

Ihre früher überschlanke, dürftige Gestalt hatte sich gerundet, hatte frauliche Fülle angenommen, ohne daß aber dadurch das Mädchenhafte ihrer Erscheinung

verloren gegangen war. Das köstliche aschblonde Haar, das jetzt lose und bauschig ihr feines Gesichtchen umgab, war sein ganzes Entzücken. Und diese wundervollen, langbewimperten, sanften, klugen Augen! Eine Welt von Reinheit und Güte spiegelten sie wider. Wie hatte er das alles nur übersehen können!

Vielleicht traf auch bei ihm zu, was so häufig der Fall ist: daß man erst durch andere auf den Wert seines Besitzes aufmerksam gemacht werden muß.

„Du kommst spät heute, Heini. Ich habe Baby schon zu Bett gebracht.“

Er schob seinen Arm unter den ihren. „Es ging nicht anders, Joli — dafür hab' ich tüchtigen Hunger mitgebracht.“

„Lina wartet schon mit Schmerzen — die Lendensteaks werden trocken.“

Sie nahmen im Eßzimmer Platz, und der Diener servierte sofort.

„Hast du Lonny gesehen?“

„Ja. Sie beklagte sich, daß du sie vernachlässigst.“

„Wie kann sie das sagen!“

„Sie meinte, du ziehst den Verkehr auf Luisenruh vor. — Darf ich dir meine Ansicht sagen? Ich glaube, sie ist deswegen voller Neid.“

Sie schwieg einen Augenblick, da der Diener mit einer frischen Platte hereinkam. Als sie wieder allein waren, sagte sie: „Das hab' ich längst gefühlt. Leonie ist nicht mehr aufrichtig, und diese Erkenntnis hat mir sehr wehe getan. Wenn sie glaubt, daß unser Verhältnis durch ihre Heirat eine Änderung erfahren mußte, bedingt durch die Stellung unserer Männer, so mag sie es doch ruhig sagen. Sie als ‚Kommandeuse' hat Rücksichten auf die älteren Regimentsdamen zu nehmen — das

sehe ich ein. Aber sie tut das nicht einmal — und gegen mich ist sie unwahr gewesen."

„Kannst du das nicht verzeihen?" fragte er leise.

„Du weißt, Heini, daß mir die Lüge so verhaßt ist wie sonst nichts. Ich komme schwer darüber hinweg, wenn mich jemand belogen hat. Feige erscheint es mir —"

„Es gibt aber Fälle, in denen eine Lüge geradezu geboten ist."

Seine Stimme klang gepreßt, unfrei.

„Du denkst an die Notlügen an Krankenbetten, in Gefahren? Natürlich, das ist etwas anderes! Aber ich glaube, du verstehst mich, was ich meine, du, der du selbst so wahr bist —"

Er beschäftigte sich angelegentlich mit den Fleischstücken auf seinem Teller. Er empfand einen schmerzhaften Stich. War er das? Er fühlte eine brennende Scham gegenüber den klaren, vertrauenden Augen seines Weibes.

„Unwahrheit und Untreue reichen einander die Hand. Wer lügt, ist auch nicht treu! Ihr habt immer so viel an Leonie auszusetzen gehabt — du, Tante Cölestine, die Prinzessin. Ich hatte mich nicht beirren lassen. Ohne mein Zutun besteht jetzt eine gewisse Entfremdung zwischen uns. Sie ist voller Neid auf meinen Verkehr in Luisenruh, wohin sie zu ihrem Kummer nur offiziell geladen wird. Was mich aber am meisten empört, sind die Sticheleien wegen des Prinzen. Er ist exaltiert, phantastisch, das weiß jeder. Sie aber hat sich erlaubt, in wenig schöner Weise über ihn zu urteilen. Vielleicht, wenn er ihr den Hof machte, würde sie anders sprechen. — Ich habe dir das alles nicht gesagt, um dich nicht mit solchen Kleinlichkeiten zu ärgern — schließlich kann ich mich ja auch noch selbst

meiner Haut wehren. Leonie hat sich da etwas kindisch betragen — — ach nein, erlasse mir den Bericht. Es ist ja schon mehrere Wochen her. Außerdem habe ich das Gefühl, daß sie sich vor mir geniert, da ich doch ihre Verhältnisse kenne, und wie dürftig alles bei ihr war. Genug — die schöne Unbefangenheit unseres früheren Verkehrs ist hin. Und als Frau des Adjutanten ihres Mannes komme ich erst nach ihr, weit, weit nach ihr. Da kommt erst die Frau Major, dann die Hauptmannsfrauen!“ Jolantha lächelte. „Wir sind noch nichts, Heini — ja, wenn du General wärest!“

„Dann aber — Kriemhild und Brunhild vor dem Dom!“

„Glücklicherweise fehlt der Streit um Siegfried, den einzigen Mann!“ sagte sie arglos, ohne zu wissen, wie sie ihn mit ihren Worten traf. „Den Vortritt würd' ich ihr gern lassen, den Mann nicht!“ scherzte sie.

Der Diener trat ein. „Herr Major Reincke wünschen den Herrn Oberleutnant ans Telephon.“

Altorf sprang auf, kam nach wenigen Minuten wieder zurück und bemerkte auf den fragenden Blick Jolanthas: „Reincke fragt an, ob wir nachher für ein Stündchen zu ihnen kommen wollen. Ist es dir recht?“

„Natürlich, Heini, dein Freund — und mir so liebe Leute!“

Da umfaßte er sie und sagte leise in ihr kleines rosiges Ohr: „Aber mir ist es nicht recht! Ich habe abgesagt, weil ich mich auf den Abend mit dir allein gefreut habe.“

Ihr Herz erstarrte fast in seligem Schreck. Das hatte er noch nie gesagt, noch nie! Sie war ganz rot geworden. „Ist das wahr, Heini?“

„Kommt dir das so unglaublich vor?“

Und da ward er sich bewußt, wie karg er in seinen

Liebesbezeigungen bisher gegen seine Frau gewesen, wie sehr sie sich immer zurückgehalten, und wie sie manchmal enttäuscht gewesen war, wenn sie ihm den Mund geboten und er sich mit einem flüchtigen Kuß auf die Stirn oder Wange begnügt hatte.

Er nahm sie fest an sein Herz. „Jolantha, meine Jolantha — immer mein!“

Und in heißem Liebeskusse fühlte sie seine Lippen auf den ihren brennen.

„Du kleine, ungläubige Frau! Glaubst du mir nun?“

In ausbrechendem Jubel schlang sie die Arme um seinen Hals. „Ja, Heinz, ja! — Ach, und ich glaubte, du liebtest mich nicht mehr!“

Er drückte sein Gesicht in die Pracht ihres Haares. „Wie kommst du darauf?“

„Mein Gefühl sagte es mir — du warst manchmal so gezwungen, und doch konnte ich mir wiederum nicht denken, daß —“

„Sei still, Lieb!“ Er küßte sie auf den Mund und die Augen. „Du sollst gar nichts denken, als daß ich dich liebe!“

Sie lag an seiner Brust, von seinen Armen fest umschlossen.

Gab es ein seligeres Weib als sie?

Siebzehntes Kapitel.

Die Hausfrau hatte die Tafel aufgehoben. Die Diener reichten Kaffee und Likör, und mit Befriedigung stellte Leonie fest, daß alles gut geklappt hatte. Sie war doch etwas aufgeregt gewesen, da Prinz Adrian an diesem Abendessen teilnahm. Bei dem großen offiziellen Ball, zu dem der Oberst in den Räumen der „Harmonie“ zwischen Weihnachten und Neujahr

eingeladen hatte, war der Prinz nicht zugegen gewesen, da er durch andere Verpflichtungen verhindert war.

Nur wenige Familien hatte man noch gebeten, da man wußte, daß er ein Feind großer Gesellschaften war. Altorf und Jolantha fehlten natürlich nicht, trotzdem ihr Fernbleiben Leonie lieb gewesen wäre.

Prinz Adrian war guter Laune; er bezauberte die Damen durch seine Liebenswürdigkeit. Man hatte ihn noch kaum so angeregt gesehen. Leonie strahlte. Sie betrachtete es als ihr Verdienst, daß er noch blieb und nicht, wie in den meisten Fällen, bald nach dem Essen verschwand.

„Ich gratuliere Ihnen, Altorf, zu Ihrer Frau. Wie schön sie wieder ist!“ sagte Leonie. „Seine Hoheit ist ganz Bewunderung und Anbetung. Einem Märchenbilde gleicht es, wie die beiden da drüben am Kamin sitzen!“

Ihre Stimme war durchtränkt von Hohn.

Der junge Offizier folgte ihrem Blick, und wieder fiel ihm die Holdseligkeit seiner Frau auf. In dem weißen Crêpe-de-chine-Kleide mit dem silbergestickten Spitzenüberwurf und dem silbern schimmernden Netz auf dem Haar wirkte sie fast überirdisch. Das Herz wurde ihm weit bei ihrem Anblick.

„Hat die Hoheit auch diese Toilette mit ausgesucht?“ fragte Leonie. „Sie kostet ein kleines Vermögen — wissen Sie das? Man ist solchen Luxus bei der bescheidenen Jolantha gar nicht gewöhnt.“

„Schöne Bilder bedürfen auch eines schönen Rahmens. Ich freue mich, daß meine Frau dies endlich eingesehen hat — Sie, meine Gnädige, haben ja stets nach diesem Grundsatz gehandelt!“ lächelte er.

„Ach, dann gefällt Ihnen mein Kleid also auch?“

Er sah sie prüfend an. Sie trug über einem sehr

engen fliederfarbenen Chiffonkleide ein netzartiges Überkleid aus Goldperlen. Wie ein Futteral schmiegte es sich ihrer vollen Gestalt an. Natürlich war es auch stark dekolletiert. Ein Bandeau aus Goldborte mit bunten Steinen umwand ihre Lockenfrisur.

„Nun?“

„Jedenfalls ist diese Toilette sehr — sehr eigenartig.“

„Auffallend wollen Sie also sagen! Wenigstens hätten Sie früher so geurteilt,“ bemerkte sie mit leisem Spott.

„Mein Geschmack ist nicht maßgebend. Wenn die Toilette nur dem Herrn Oberst gefällt.“

Sie verzog den Mund. „Ah, mein Mann! Was versteht der davon! Gerade so viel wie ich vielleicht von seinen Soldaten! — Aber sehen Sie doch, Seine Hoheit scheint sich immer besser mit Jolantha zu unterhalten! Jetzt lacht er sogar. Wie gut ihm das steht! Ein interessanter Herr! Frau v. Baumann schwärmt direkt für ihn. Mit seinen melancholischen Rattenfängeraugen stiehlt er sich ja förmlich in die armen Frauenherzen.“

„Wenn ihm dort ein Platz offen gehalten wird — warum nicht?“ Belustigt sah er, wie sie förmlich von Neid und Ungeduld verzehrt wurde und wie sie zugleich seine Eifersucht erwecken wollte.

„König Renés Tochter hält Hof!“ bemerkte sie beißend. „Die Herren reißen sich ja förmlich um sie!“

Einige Herren waren vom Prinzen in ein Gespräch verwickelt und hatten neben ihm Platz genommen.

Sie gönnte Jolantha, der Frau des Adjutanten, die Wertschätzung nicht, die ihr von allen Seiten dargebracht wurde. Leonie wußte ja genau, daß man ihr nicht wohl wollte. Doch sie hatte jetzt die Macht in ihren Händen — und gebrauchte sie auch. Manch eine,

die früher nichts von der Baronesse Reinach hatte wissen wollen, mußte das büßen.

„Jolantha tut wirklich so, als sei sie eine Königin.“

„Das ist sie auch — in meinem Reich!“

„In Ihrem Reiche gibt es viele Königinnen.“

„Gab es!“ betonte er. „Bis die richtige kam, und die hält ihren Thron fest in alle Ewigkeit.“

„Glück auf denn zu Ihrer Frau Königin! Hüten Sie sie aber, daß sie ihres Thrones bei Ihnen nicht vorzeitig überdrüssig wird. Mondscheinprinzessinnen und Elfenköniginnen sind schwankend in ihrer Liebe —“

„Die meine nicht, weil meine starke Liebe sie trägt und hält,“ sagte er, und ein Leuchten brach aus seinen Augen.

Leonie war außer sich vor Neid und Eifersucht. Sie galt dem Manne, der sie einst geliebt, also gar nichts mehr! Er hatte sich zu der anderen gefunden. Und sie — sie verlangte nach ihm in heißem Sehnen!

Nun — Jolantha sollte sich ihres Liebesglückes nicht lange freuen. Sie wußte, wo sie die Freundin treffen und tödlich verwunden konnte. Ein grausames Lächeln zog ihre Lippen von den starken, weißen Zähnen.

Der Oberst war jetzt in ihrer Nähe. Zärtlich hing sie sich in seinen Arm. „Bist du zufrieden, Charli?“

Galant küßte er ihre Hand. „Ich nicht allein! Wir alle!“

„Dein Adjutant wohl nicht, Charli. Er ist so ernst. Befiehl ihm, deiner Frau ein wenig den Hof zu machen.“

Geräuschvoll lachte der Oberst auf. „Liebchen, das gehört nicht zu seinen dienstlichen Verpflichtungen.“

„Ein Adjutant hat stets der Frau seines Vorgesetzten den Hof zu machen —“

„Was ihm gewiß nicht schwer fallen wird, besonders

wenn die Frau dir gleicht.“ Der Oberst war sehr guter Laune. „Närrchen du! Ich glaube, der Sekt ist dir zu Kopf gestiegen! — Also, Herr v. Altorf, reichen Sie der Frau Oberst den Arm und folgen ihren Befehlen.“

Altorf klappte die Hacken zusammen und verneigte sich mit ernstem Gesicht. Was den Umstehenden als heiteres Spiel, als übermütiger Scherz erschien, barg für Leonie eine tiefere Bedeutung.

„Wie zu einem Leichenbegängnis, Altorf! Jetzt trinkt er keinen Rotspon mehr — Rotspon mehr!“ trällerte sie, sah übermütig von der Seite her in sein Gesicht und zog ihn mit sich fort. „Was sind Sie doch für ein Frosch! Sind Sie schon ein richtiger Philister geworden?“

Sie dirigierte ihn nach der Plauderecke am Kamin, wo der Prinz und Jolantha saßen.

„Sie kommen gerade recht, Altorf,“ sagte der Prinz. „Helfen Sie mir durch Ihre Zustimmung, daß Ihre Hausfrau sich malen läßt. Die gnädigste Frau weigert sich. Wahrscheinlich zweifelt sie an meinem Talent. Es ist der Wunsch meiner Mutter, ein Porträt von ihr zu besitzen — sie macht es aber von der Einwilligung des Eheherrn abhängig.“

„Hoheit machen mich wehrlos,“ entgegnete Jolantha errötend. Diese Bitte war ihr so peinlich.

Leonie war sofort Feuer und Flamme für diese Idee. „Oh, Joli,“ rief sie, „wie schön, wie einzig! Es ist doch eine besondere Ehre, von einem berühmten Künstler gemalt zu werden! Vielleicht als Elfenkönigin im Schmucke deines schönen Haares — wenn Hoheit das sehen würde!“

„Aber Leonie —“

Mit dunklem Blick sah der Prinz auf Jolantha und lächelte.

Leonie setzte sich neben Jolantha, den Arm um deren Taille legend, die zarte Blondine war eine wirksame Folie für ihre dunkle, üppige Schönheit — das mußte der Prinz doch auch bemerken, denn so sehr konnte er sich doch nicht in das blonde Gänschen vergafft haben, daß niemand mehr Gnade vor seinen Augen fand!

Schwärmerisch sah sie ihn an und lauschte andächtig auf das, was er sagte, unterbrach ihn dann mit wißbegierigen Fragen und lobte Jolantha in beinahe übertriebener Weise. „Joli ist nur zu bescheiden in jeder Hinsicht. Sie ist eine von denen, die ihr Licht unter den Scheffel stellen. Ich bin deshalb schon manchmal recht böse über Joli gewesen."

„Weshalb verunstalten Sie den schönen, poetischen Namen Jolantha so, meine Gnädigste? Joli ist ja der reine Hundename. Ich erinnere mich, daß eine Tante ihr Malteserhündchen so rief."

Leonie lachte hell auf. „Ach, Hoheit, daran hab' ich noch nicht gedacht. Ich wollte nur meiner Liebe für Jolantha Ausdruck geben — für ‚König Renés Tochter', wie ich früher sagte. Aber das mochte sie gar nicht haben."

„König Renés Tochter? Das gefällt mir schon eher. Dieses rührende, schöne, blinde Mädchen —"

„Das dann aber sehend wird."

Leonies Augen hielten, während sie das sagte, Altorfs Blick mit eigentümlichem Ausdruck fest. Er las Grausamkeit, Hohn, lächelnde Überlegenheit darin. Ein dumpfes Angstgefühl ergriff ihn — er hätte am liebsten sein ahnungsloses Weib aus der zärtlichen Umarmung der anderen gerissen, deren Herz voller Falschheit war.

Der Prinz äußerte den Wunsch nach Musik. Leonie

war glücklich, daß ihr schöner Bechsteinflügel zur Geltung kommen sollte.

Der Musiksaal, ganz in Weiß und Gold gehalten, befand sich neben dem Speisesaal. Die Gesellschaft begab sich dorthin. Major Reincke spielte in meisterhafter Weise Chopin. Interessiert, hingerissen von dem vollendeten Vortrag lauschte der Prinz. Seine Augen suchten Jolantha, die zwischen den anderen Damen saß, schräg gegenüber von ihm. Wie ein Schwan erschien ihm ihre weiße, poesievolle Gestalt — wie ein Schwan unter Hühnern, mußte er denken.

Und nach dem Major setzte er sich selbst an den Flügel. Prüfend glitten seine Hände in brillanten Läufern über die Tasten, und rot vor Freude und Befangenheit begann Frau v. Reincke zu singen. Sie verfügte über eine schöne, sorgfältig geschulte Altstimme. Sie sang Brahms. Die anfängliche Schüchternheit überwand sie nach den ersten zitternden Tönen, nach einem ermutigenden Kopfnicken ihres Gatten.

Der Prinz verstand sich der Sängerin wunderbar anzupassen, deren unbedeutende Erscheinung man über die Macht und Fülle ihrer Töne vergaß. Leise verhallten die letzten Klänge: „Willst du mich noch einmal sehen — komm, ach, komme bald!"

„Sie singen zu hören, meine Gnädige, ist ein Genuß! Ich hoffe, daß ich noch öfter die Freude haben werde, Sie zu begleiten," sagte der Prinz in warmer Anerkennung, und wie mit Blut übergossen durch dieses Lob trat die kleine Frau zurück zu den Damen, die sie mit Komplimenten überschütteten.

Und nun kam doch, was Leonie gefürchtet und durch eine mit beinahe krampfhafter Lebhaftigkeit geführte Unterhaltung zu verhindern gesucht hatte: Jolantha stand neben dem Flügel, und der Prinz war ihr Begleiter.

Alle lauschten gespannt. Niemand noch hatte die Frau des Adjutanten singen hören — außer Leonie. Und die wußte, welcher Zauber in dieser süßen Stimme lag, dem sie sich früher so gern hingegeben.

Der Prinz sah zu Jolantha auf, sagte leise etwas. Sie nickte, und dann begann sie:

„Ich trage meine Minne vor Wonne stumm
Im Herzen und im Sinne mit mir herum —“

Ihre Blicke schweiften weg — über alle Anwesenden, bis sie ein Augenpaar trafen, das in heißer Freude aufleuchtete. Sie sang nur für ihn, für ihren Gatten, dem sich unwillkürlich die Augen vor Ergriffenheit feuchteten. War das sein Weib, das so sang, so singen konnte — mit solcher süßen bestrickenden Stimme? Hörte er das jetzt zum ersten Male?

„Ja, daß ich dich gefunden, du liebes Kind,
Das freut mich alle Tage, die mir beschieden sind —“

Leise flüsterte er es mit vor sich hin.

Leonie hatte die beiden beobachtet. Nichts war ihr entgangen — nicht der selige Jubel, mit dem Jolantha ihrem Gatten ihre Liebe entgegentrug, nicht die Glückstrunkenheit, mit der sein Auge an ihrer holdseligen Erscheinung hing. Und die wütendste Eifersucht packte sie mit ihren Krallen.

Als das Lied verklungen war, herrschte eine Weile Schweigen. Man fürchtete sich, die weihevolle Stimmung zu zerreißen.

Leonie war die erste, die in begeisterte Worte ausbrach. Sie trat zu Jolantha und küßte sie auf beide Wangen. „Liebste, Einzige — wie soll ich dir danken! Du hast dich wieder selbst übertroffen, und neidisch wolltest du uns diesen Genuß vorenthalten.“

Jolantha hatte wohl kaum gehört, was sie sprach. Sie lächelte nur.

Und Frau v. Reincke sagte zu Jolantha: „Und ich habe Sie noch nie singen hören, Frau v. Altorf. Das ist ein großes Unrecht von Ihnen. Ich habe unter all den Damen nicht eine gehabt, mit der ich ein wenig musizieren konnte — und ich hatte mich so danach gesehnt!"

Jolantha verstand den versteckten Wunsch der anderen. „Seit meiner Verheiratung habe ich kaum gesungen. Großpapas Tod hatte mir alle Lust genommen, und als Baby da war, hatte ich keine Zeit mehr. — Aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, bestimmen Sie über mich."

„Ich danke — ich danke Ihnen!" —

Es war spät, als man sich trennte.

Zum ersten Male war der Prinz geblieben, bis alle aufbrachen. Befriedigt hörte der Oberst seinen Dank, befriedigt nahm Leonie seinen Handkuß entgegen. In liebenswürdigster Weise verabschiedete er sich von den übrigen Gästen.

„Ja, daß du sie gefunden, das liebe Kind — das freut dich alle Tage! — — Hüten Sie Ihre Königin, Altorf!" zischelte ihm Leonie höhnisch beim Abschied zu.

Im Wagen nahm Heinrich sein junges Weib fest in seine Arme. „Du darfst nie wieder vor anderen singen so wie heute abend. Nur mir — — du Süße!"

Achtzehntes Kapitel.

Spät erst erhob sich Leonie. Sie war verdrießlich und in schlechter Laune. Das Personal hatte darunter zu leiden. Nichts konnte ihr recht gemacht werden, und es gab in den Dienerschaftsräumen mißvergnügte

Reden. Es ging auf elf, als sie das Frühstück servieren ließ. Der Oberst war schon um neun Uhr fortgeritten.

„Herr Leutnant Baron Reinach!“ meldete der Diener.

„Servus — Schwester!“ Benno folgte dem Gallonierten auf dem Fuße. „Du erlaubst doch, daß ich sogleich eintrete?“ Er küßte ihr die Hand und überflog den Frühstückstisch mit prüfendem Blick.

„Noch ein Gedeck auflegen!“ befahl sie.

„Dein Wunsch ist mir Befehl.“ Lachend nahm der Leutnant Platz und bediente sich. „Ich freue mich, daß ich von den Herrlichkeiten von gestern abend noch genießen darf. Ist der Zauber gut verlaufen? Man hörte ja so mancherlei schon heute morgen, wie famos es gewesen ist! — Gewöhnlichen Sterblichen, wie unsereinem, ist die Anwesenheit zwar verboten, aber —“

„Mopsig war's, Benno! — Ja, wenn du, Lezius, Rechenberg, Kleinfeld, Baumanns mit dagewesen wären — das hätte Leben in die Bude gebracht. Aber so — diese ganze steifleinene Herrlichkeit!“

„Mit Seiner Hoheit an der Spitze.“

„Der König Renés Tochter anhimmelt! Es war zum Lachen.“

„Beweis, daß er Geschmack hat! Denn die Altorf hat sich ja entwickelt — kolossal geradezu!“

Unmutig warf Leonie ihr Besteck auf den Teller, daß es klirrte. „Gehörst du auch zu den Bewunderern der Frau eures Adjutanten? Ich begreife nicht —“

„Aber erlaube mal, Schwesterchen! Du hast doch wirklich keine Ursache, dich darüber zu ärgern! Man kann das doch ruhig konstatieren, denn an unsere Kommandeuse kommt sie ja doch nicht 'ran — und dann mußt du bedenken: zwei schöne Frauen — besonders, wenn sie so verschieden sind wie ihr — wirken allemal

mehr als nur eine! — Und das Regiment ist stolz auf seine fesche Frau Oberst — du solltest nur hören, wie begeistert die jungen wie die älteren Jahrgänge von dir reden!“ Es lag ihm offenbar daran, die Schwester in guter Laune zu erhalten, da er ein Anliegen hatte. „Der Alte verdient dich gar nicht! Er ist einfach eklig!“

„Was hat er denn schon wieder verbrochen?“

„Er scheint jetzt aus der Flitterwochenseligkeit heraus zu sein.“ Lauernd sah er die Schwester an, die ein kurzes spöttisches Lachen ausstieß. „Neulich hat er Lezius die Ohren gewaschen von wegen der Sektwette. Sein famoser Adjutant hat ihm alles brühwarm zugetragen.“

„Altorf?“ fragte sie. In ihren Augen blitzte es höhnisch auf. Sie wußte es besser, schwieg aber. Mochte der Bruder ruhig bei seiner Ansicht bleiben.

„Natürlich! Wer denn sonst? Ganz gewöhnlicher Streber! Kannst froh sein, daß du den nicht — — na ja, schon gut!“ sagte er, als er ihre ungeduldige Bewegung sah. „Alle erwarten so viel von unserer liebenswerten Kommandeuse!“

„Ach, Quatsch — laß mich in Ruh!“ fuhr sie ihn an. „Was soll ich denn für euch tun?“

Komisch verlegen kratzte sich Benno den Kopf. „Ich meine nur so, was man da so am Mittagstisch hört und wünscht. Sag mal, das hat wohl gestern abend eine Menge gekostet?“

„Du brauchst's ja nicht zu bezahlen.“

„Aber schön wär's, wenn ich auch 'n bißchen davon hätte.“

„Wieso?“

„Weil ich nicht dabei war, wozu ich als Bruder und Schwager wohl ein Recht dazu gehabt hätte! Aber verwandtschaftliche Gefühle scheint dein Alter nicht zu kennen.“

„Also kurz — wieviel schon wieder?"

„Wie du meines Herzens Sehnen liebevoll verstehst! Ich meine, ob der Schwindel gestern abend fünfhundert Emmchen mehr oder weniger kostet, kommt doch wirklich nicht drauf an. Es ist ein Bezahlen!"

„Du wirst unbescheiden, mein Lieber! Neulich erst hab' ich dir gegeben —"

„Tue es meinen schönen Augen zuliebe!" bettelte er.

„Die Hälfte muß auch genügen! Ich habe mich selbst zu sehr ausgegeben. Mama schrieb auch schon wieder."

„Du hast doch unbeschränkte Verfügung über die Kasse?"

„Da irrst du sehr. Ich habe wohl Haushaltungsgeld, Toilettengeld — muß aber über alles Buch führen. Und Mamas monatlicher Zuschuß —"

„Wie geht's denn der alten Dame, Lone?"

„Du dürftest auch öfters schreiben! Sie jammert in jedem Briefe vor Sehnsucht nach ihren Kindern. Im März werde ich sie vielleicht mal besuchen. Sie hat sich gut eingelebt, hat genügend Bekanntschaften gefunden, um sich nicht zu langweilen."

„Eigentlich war's doch eine famose Idee von dir, die Sache so zu deichseln!" Er goß sich das Glas voll Scherry und belud seinen Teller mit allerhand Delikatessen.

Lächelnd beobachtete sie seinen Appetit. „Pflicht der Klugheit und des Geschmacks war es. Ich kann meinem Mann unmöglich jeden Tag eine Schwiegermutter präsentieren, die sieben Jahre jünger ist als er. Das ging einfach nicht! Man hätte Mama einladen, hätte sie besuchen müssen — nee, mein Lieber, da hätten sich schließlich Unstimmigkeiten entwickelt. Schon besser so! — Du könntest aber jetzt auch langsam dran

denken, ein wenig solider zu werden und dich nach einer Frau umzusehen!“

„Verschone mich noch damit! Als Schwager vom Alten hat sich ja mein Renommee bedeutend gekräftigt. Gönne mir noch die Tage der Rosen. Die Freiheit ist ja so himmlisch —“

Sie seufzte tief und vernehmlich. „Du hast gut reden! Ich sitze hier in meinem Käfig —“

„Der aber hübsch vergoldet ist!“ Er ließ seine Blicke umherschweifen. „Ich denke, hier läßt es sich schon hausen. Du kannst dir doch dein Leben ganz nach deinem Gusto einrichten —“

„Das glaube nur ja nicht. Der Alte ist ein Pedant! Ich muß mich sehr zusammennehmen.“

„Ah — er ist eifersüchtig?“

Sie zuckte die Schultern und lächelte dazu. „Er hat keinen Grund —“

„Ist auch das gescheiteste, ihm keinen zu geben! Es kommt nichts 'raus —“

Hörte Leonie eine Warnung aus diesen Worten? Merkwürdig kalt und verschlossen sah das bildhübsche Bubengesicht des Bruders in diesem Augenblicke aus.

„Prinz Adrian wird Jolantha Altorf malen,“ sagte sie ablenkend.

„Ach nee!“ rief er überrascht. „Als was denn?“

„Frag nicht so dumm! Ein Porträt für seine Mutter!“

„Ach so!“

Sie sahen sich an und lachten.

„Was dachtest du denn?“ fragte sie.

„Ich? Nichts!“

„Ob Altorf damit einverstanden ist?“

„Bei der gletscherhaften Frau! Und es ist doch immerhin eine Ehre, von Seiner Hoheit porträtiert

zu werden! — Also, teure Schwester, wie steht's hiermit?" Er machte die Bewegung des Geldzählens. „Ich möchte mich nämlich drücken, um eine Begegnung mit dem Alten zu vermeiden."

Für solche Pumpversuche war Leonie immer schwer zu haben, denn sie brauchte ihr Geld selbst sehr nötig. Da sie so lange gedarbt, war es ihr jetzt ein förmliches Bedürfnis, mit vollen Händen auszugeben, anzuschaffen, zu kaufen. Wie Spreu im Winde zerrann das Geld in ihren Fingern, und der Oberst hatte oftmals Gelegenheit, sich zu wundern, was es kostete, verheiratet zu sein.

Doch sie gab ihm, so viel sie entbehren konnte. —

Leonie stand am Fenster und sah dem Bruder nach. Die schmiedeiserne Gartenpforte fiel klirrend hinter ihm ins Schloß. Unternehmend auf dem einen Ohr die Mütze, die Hände in den Taschen seines grauen Mantels vergraben, schlenderte er sorglos pfeifend dahin.

Sie preßte die heiße Stirn an die Scheiben. Glühend beneidete sie ihn um seine Freiheit. Es gab Stunden, in denen sie die Zeit zurücksehnte, in der es so knapp bei ihnen zuging. Sie war doch noch frei, konnte schöne, strahlende Hoffnungen auf das Morgen haben. Und das war jetzt vorbei! Ein Grauen schüttelte sie manchmal, wenn sie an ihren Mann dachte. Sie glaubte ihn zu hassen, wenn sie ihn neben dem anderen sah, nach dem sie verlangte, auf dessen Kommen sie täglich wartete, auf dessen Schritt, auf dessen Stimme sie lauschte. Eine wahnsinnige Sehnsucht nach ihm erfaßte sie — sie wußte, wie heiß er küssen konnte. Er mußte ja fühlen, daß sie ihn liebte — wie ehedem! Doch nein — er verstand ihres Herzens Sprache nicht mehr! Wie das nur gekommen war?

Sie sann und grübelte und fand doch keine Antwort darauf. —

Als der Oberst nach Hause kam und sie mit einem Kuß begrüßen wollte, stieß sie ihn unwirsch zurück.

„Nanu?" fragte er verwundert und runzelte die Brauen. „Ein- für allemal, Leonie — Launen bei einem Frauenzimmer sind mir unerträglich! — Also, wenn du mir meine gute Stimmung nicht verderben willst, richte dich danach! — Du am wenigsten hast Grund zu schlechter Laune!"

„Nein, wahrhaftig nicht!" entgegnete sie mit zuckenden Lippen. „Es ist sehr großmütig von dir, mir das vorzuhalten! Ich weiß ja, daß ich arm bin, daß ich dir täglich dankbar die Hände küssen müßte, daß ich —"

„Du scheinst Streit zu suchen, meine Liebe," erwiderte er kalt. „Doch wisse, dafür bin ich nicht zu haben! Hast wohl noch nicht ausgeschlafen?"

Erregten Tones antwortete sie ihm.

Da wurde er ärgerlich. „Himmelkreuzdonnerwetter!" und er warf die Tür hinter sich zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Leonie reiste auf einige Wochen nach Nauheim. Die Osterfeiertage verlebte auch der Oberst dort und kam dann mit seiner Frau zurück.

Jolantha, mit einem Rosenstrauß versehen, erwartete sie am Bahnhof. Doch mit verletzender Gleichgültigkeit behandelte Leonie die Freundin, antwortete nur flüchtig auf deren Fragen und wandte sich dann sofort mit größter Liebenswürdigkeit der Frau v. Baumann zu, mit der sie Kuß und Umarmung austauschte.

Jolantha wurde blaß. Ihr Stolz empörte sich. Wie konnte sie ihr das bieten!

Die Rücksichtslosigkeit seiner Frau erfüllte auch den Obersten mit Zorn. Er suchte es bei Jolantha durch verdoppelte Freundlichkeit auszugleichen, die sich bald kurz verabschiedete.

Ihre Rosen trug der Oberst heim.

Acht Tage darauf lud die Frau Oberst v. d. Heyden zu einem großen Damenkaffee ein. Als einzige sagte die Frau des Adjutanten ab. Leonie ärgerte sich darüber. Sie verlangte, daß der Unterschied respektiert werde, der in der Stellung ihres Mannes zu der von Jolanthas Mann lag.

Sie stellte Altorf darüber zur Rede, als er ihr begegnete. Sie kam von einem Besuch bei Frau v. Baumann zurück. Sie trug eine neue Toilette, die sie sich aus Frankfurt mitgebracht. Er fand, daß sie recht stark wurde, was gar nicht vorteilhaft für sie war.

„Wohin, Altorf?“

„Nach Hause, gnädige Frau.“

„Dann haben wir ja denselben Weg. Begleiten Sie mich!“

Er verneigte sich, ohne weiter etwas zu sagen. Sein kühles, förmliches Wesen verletzte sie, und in ziemlich herausfordernder Weise kritisierte sie Jolanthas Absage.

Er zuckte die Achseln. „Meine Frau ist leider verhindert.“

„Wenn ich sie einlade?“ fragte Leonie scharf.

„Ist es dienstlich befohlen?“ gab er mit leisem Spott zurück. „Dann ist es allerdings etwas anderes, und ich werde meine Frau veranlassen —“

„Ist nicht nötig!“ schnitt sie ihm schroff das Wort ab. „Wer nicht kommen will, bleibt eben weg. — Nur finde ich es sehr sonderbar, daß Ihre Frau mich zu wenig respektiert.“

„Das tut sie nicht.“

„Ah, Sie verteidigen Ihre Frau sehr! Früher war das nicht der Fall — da galt sie Ihnen nichts — ich war Ihnen alles!“

„Wenn ich das aus meinem Leben streichen könnte, gäb' ich viel drum," sagte er hart.

„Und ich möchte die Erinnerung nicht um die Welt missen! — Wie wetterwendisch doch Ihr Herz ist, Altorf! Wenn Ihre Frau das wüßte, es würde sicher von großem Interesse für sie sein."

Er wurde blaß.

Sie sah es. Eine wilde Freude erfaßte sie, ihn zu quälen. „Und erführe sie es, sie würde es nicht glauben von ihrem zärtlichen Mann, der sich jetzt — verspätet allerdings, was sehr komisch wirkt — als schmachtender Liebhaber gebärdet! Nun, vielleicht erfährt sie es einmal —"

Eine jähe Angst erfaßte ihn. „Leonie — mein Weib bleibt aus dem Spiel!"

Hörte sie die versteckte Furcht in seinen Worten? Sie stieß ein höhnisches Lachen aus. „Ah, mein verehrter Herr Oberleutnant, Sie haben Angst um Ihr Weib? Seit wann ist Ihnen das gute Ding denn so begehrenswert und unersetzlich geworden? Wohl seit Seine Hoheit geruht haben, ein Auge auf sie zu werfen? Da erst sind Ihnen die Augen aufgegangen über Ihres Weibes Wonne und Wert, denn bis dahin waren Sie verwünscht gleichgültig gegen Jolantha. Ich hätte mich bedankt! Aber sie, in ihrer blinden Verliebtheit, hat gar nichts davon gemerkt, wie sie jetzt nichts davon merkt, daß man allgemein in der Stadt über sie und ihre Freundschaft —" sie hüstelte dabei — „Freundschaft mit Seiner Hoheit spricht."

„Hören Sie auf!" sagte er außer sich, ohne die Worte zu wägen. „Schmähen Sie Jolantha nicht — Sie, die Sie nicht wert sind, ihr die Schuhriemen zu lösen!"

Drohend funkelten ihn ihre Augen an. Vor Wut versagte ihr die Stimme.

Sie grub ihre Zähne so heftig in die Lippe, daß ein heller Blutstropfen darauf stand.

„Das sollen Sie bereuen!" stieß sie endlich hervor. „Ich danke, Herr v. Altorf, für Ihre Begleitung — ich will Sie nicht weiter bemühen!"

Neunzehntes Kapitel.

Der Oberst hatte seiner Frau ruhig zugehört. Jetzt sagte er unwillig: „Ich begreife dich nicht, Leonie! Du selbst bist der schuldige Teil. Die Absage zu deiner Einladung ist ganz recht, ist nur die Folge deines Benehmens am Bahnhof. — Ich will nicht, daß du die kleine liebe Frau durch Rücksichtslosigkeiten kränkst. Mir ist die Frau meines Adjutanten sehr wert."

„Auch du, mein Sohn Brutus!" unterbrach sie ihn spöttisch. „Merkwürdig, daß ihr Männer alle eine solche Schwäche für König Renés Tochter habt! Sogar du! Da erwächst ja dem Prinzen Adrian eine ganz ungeahnte Konkurrenz."

Sie streckte sich bequem auf der Chaiselongue aus und betrachtete angelegentlich ihre gepflegten Fingernägel, während sie den Rauch ihrer Zigarette durch die Nase blies.

„Hüte deine Zunge, Leonie! Du sprichst von deiner Freundin!"

„Gewesene Freundin!" betonte sie. „Ich mag nichts mehr mit ihr zu tun haben."

„Ich bedaure, daß deine Ansichten sich in bezug auf Altorfs Frau geändert haben, will auch nicht weiter nach den Gründen forschen. Weiberklatsch und Weiberzank sind mir verhaßt. Doch das eine will ich dir sagen: verleide mir Altorfs nicht den Aufenthalt hier durch deine Sticheleien und Ungezogenheiten. Ein so tüchtiger

Offizier wie Altorf gereicht jedem Regiment zur Zierde, manch einer könnte sich ein Beispiel an ihm nehmen! Durch Weiberlaunen will ich ihn nicht verlieren."

„Ich auch nicht!" dachte sie, laut aber sagte sie: „Traust du mir zu, dir deinen Adjutanten wegzuekeln? Geht denn das so schnell?"

„Altorf ist unabhängig. Wenn er durch kleinliche Intrigen die Lust am Dienst verliert, stehen ihm auch andere Wege offen. Seiner Frau tut er jedenfalls alles zuliebe, denn er hängt sehr an ihr."

„Mehr als du an mir — das weiß ich längst. Er ist ein Muster von Ehemann." Unmutig warf sie die Zigarette in die Aschenschale und richtete sich auf.

Sein Gesicht verfinsterte sich. „Wenn ich dich nicht liebte, hätte ich dich nicht —"

Hohnlächelnd unterbrach sie ihn. „Oder hast's nur getan — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe! Rede mir doch nichts vor! Wäre der Prinz nicht dazu gekommen —"

Heftig stieß er einen Stuhl auf den Fußboden. Die Erinnerung daran konnte ihn bis zur Wut reizen — noch mehr aber, daß seine Frau so rücksichtslos davon sprach, so ohne jeden Takt war. Es gibt Dinge, an die man am besten nicht rührt, und sie — sie forderte seinen Zorn geradezu heraus.

„Wer hat mich denn dazu gebracht? Nur du! Zu spät hab' ich leider dein berechnendes Spiel erkannt — und ich alter Narr fiel prompt darauf herein!" schrie er erregt. „Jetzt aber bist du meine Frau, trägst meinen Namen und hast dich zu fügen! Ich bin Herr in meinem Hause! Und deshalb verbiete ich dir das Kokettieren mit meinen jungen Offizieren, den beinahe vertraulichen Ton, in dem du mit ihnen verkehrst. Er verträgt sich nicht mit der Würde der ersten Dame des Regiments.

— So, das wollte ich dir schon längst sagen! Richte dich also danach!“

Krachend fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Solche Szenen gehörten jetzt beinahe zum täglichen Brot. Tief im Innern hatte er schon oft den Augenblick bereut, in dem er sich hatte hinreißen lassen. Die Strafe war hart dafür. Längst hatte er ja den Charakter seines Weibes erkannt, hatte eingesehen, daß das nur Talmi war, was er für Gold genommen. Leonie gab sich keine Mühe mehr, sich zu verstellen — sie war jetzt rücksichtslos, egoistisch, nur auf sich bedacht. Und er trug schwer an dem Irrtum seines Lebens.

„Gott sei Dank, daß er fort ist!“ murmelte sie. Sie mochte ihn gar nicht sehen mit seinem ungepflegten Schnauzbart, mit den buschigen Brauen in dem faltenreichen, zerknitterten Gesicht. Um ihren Mund zuckte es wie Ekel.

Sie stand auf und ging langsam hinüber in ihr Boudoir. Es war ein nur kleiner Raum. Mitten darin stand ein breites, mit einem Eisbärenfell belegtes Ruhebett. Ein dicker Teppich, in dem der Fuß beinahe versank, bedeckte den Boden. Am Fenster ein zierlicher Schreibtisch, mit Nippsachen überladen, verschiedene bequeme Sitzgelegenheiten und zwei kleine Tischchen — das war die ganze Einrichtung. An den mit gelber Seide bespannten Wänden hingen die bekanntesten Reznicekbilder aus dem Simplizissimus. Das einzige Fenster war mit einem dichten Store verhüllt.

Hier fühlte sich Leonie am wohlsten. Der Oberst mied „diese scheußliche Bude“, wie er sich drastisch ausdrückte, weil ihm das schwere, süßliche Parfüm darin zuwider war. Stallduft war ihm um hundert Prozent lieber, wie er sagte.

Auch Jolantha wurde da nicht hereingeführt, nur

ihre Intima, Ada v. Baumann, trank hier Tee mit ihr und knabberte Schokolade und Konfekt, wobei der ganze Stadtklatsch erörtert und durchgenommen wurde. Benno mit seinen Freunden Lezius und Kleinfeld genoß ebenfalls den Vorzug, hier empfangen zu werden.

Die schwere, parfümierte Atmosphäre belästigte in diesem Augenblick die junge Frau. Sie riß das Fenster auf, so daß die warme, schöne Mailuft in das Zimmerchen strömte. Sie blickte hinaus auf die Straße, da sah sie Altorf mit seiner Frau vorübergehen. Er hatte seinen Arm unter den Jolanthas geschoben und sprach lebhaft auf sie ein. Leonie nahm ein Opernglas zur Hand und beobachtete die beiden. Ihre Vermutung, daß Jolantha zu Frau v. Reincke ging, war richtig. Vor deren Hause blieben sie stehen. Er küßte ihr die Hand, verabschiedete sich und kehrte wieder um.

Leonie wartete auf ihn. Mit durstigem Auge nahm sie sein Bild in sich auf, sah den frohen, zufriedenen Ausdruck auf seinem schönen Gesicht.

Ohne ihrem Hause nur einen Blick zu schenken, ging er vorüber. So ganz war sie ausgestrichen aus seinem Leben. Und sie — sie liebte ihn noch immer, heißer, schmerzlicher denn je!

Aber da er von ihrer Liebe nichts mehr wissen wollte, sollte er wenigstens ihren Haß spüren!

„Sie sind nicht wert, Jolantha die Schuhriemen zu lösen," hatte er zu sagen gewagt. Die Schmach, die er ihr mit diesen Worten angetan, brannte in ihr wie Feuer. Das verdiente Strafe — eine Strafe, die ihn nicht schwer genug treffen konnte.

Ein grausamer, höhnischer Zug entstellte ihr Gesicht, als sie jetzt nach dem Schreibtisch eilte. Sie wußte, womit sie ihn treffen konnte — verwunden bis ins innerste Mark.

Das Päckchen Briefe, das sie suchte, war bald gefunden — nicht ein Blatt fehlte, nicht die gleichgültigste Mitteilung oder die Aufforderung zu einem Stelldichein. Und da die meisten ohne Angabe des Datums gehalten waren, konnte man auch annehmen, daß sie aus letzter, allerjüngster Zeit stammten.

Sie wog das schmale Paket auf der Hand. Es war nicht schwer — und doch so inhaltreich. Ein ganzes Leben, ein ganzes Glück konnte es vernichten.

Leonie kannte den Inhalt der so oft gelesenen Blätter fast auswendig. Sie suchte nach einem bestimmten Briefe und las ihn dann halblaut, triumphierend: „— aber, Liebste, weshalb immer wieder diese Zweifel? Wie oft soll ich Dir sagen, daß meine Besuche beim Oberstleutnant T. Dir nichts nehmen! Du fürchtest Jolantha T.? Das liebe Kind mit seinen schwachen Reizen ist doch niemals imstande, Dein Bild aus meinem Herzen zu verdrängen, so sympathisch mir auch das kluge Mädchen ist! Dich liebe ich, Leonie. Sei Du nur treu und halte aus, Geliebte! Auch für uns wird einst der Tag kommen, der uns vollauf für alle Schwierigkeiten entschädigen wird — und dann, Leonie, in meinen Armen, an Deinem Herzen — — Mädchen, Du kannst ja nicht die Seligkeit ermessen, die in diesen Worten liegt!

Also, ich sehe Dich morgen im Schloßgarten. Sei pünktlich! Mit dem Gedanken an Dich schlafe ich ein, erwache ich. Die Küsse Deines roten Mundes brennen auf meinen Lippen. Ewig Dein Heinz."

Das war einer der wenigen Briefe, in denen er überströmend von seiner Liebe sprach. So ungern sie ihn hergab — der würde sicher seine Schuldigkeit tun!

Sie legte ihn als ersten auf das Häuflein der Briefe, die sie sorgfältig wieder mit dem rotseidenen Band zusammenknüpfte.

„So, meine teure Jolantha, nun frage ich dich, ob dir, was früher war, wirklich so gleichgültig ist, wie du einmal sagtest!“ Höhnisch lächelnd steckte sie die Briefe in einen größeren Umschlag, auf den sie mit fester Hand die Adresse schrieb. Einem plötzlichen Gedanken folgend, zog sie den Ring mit dem Saphir vom kleinen Finger der linken Hand, wickelte ihn in Seidenpapier und legte ihn zu den Briefen. Und auf eine Visitenkarte schrieb sie unter ihren Namen: „Sendet einige für sie wertlos gewordene Briefe sowie einen Ring zurück in der Annahme, daß sie für Frau v. Altorf von Interesse sein werden.“

So, das nun heute abend in den Briefkasten, damit es Jolantha morgen früh mit der ersten Post bekam, wenn Heinrich schon zum Dienst war!

Die Hand zitterte nicht, die den violetten Lack über der Kerzenflamme erhitzte und ihn auf den Verschluß niedertropfen ließ; sie zitterte auch nicht, als sie das Petschaft mit dem Wappen der Reinach auf die heiße weiche Masse drückte. Kein Bedauern, keine Reue faßten sie darüber, was sie mit der Sendung dieser Briefe zerstörte, im Gegenteil — Triumph und Schadenfreude schwellten ihr die Brust in dem Gedanken, daß sie Jolantha dadurch aufs tiefste demütigte und Altorf das heimgezahlt bekam, was er ihr angetan. Ganz deutlich malte sie sich aus, wie es sein würde. Jolantha würde vielleicht am Kaffeetisch sitzen, würde ahnungslos den Umschlag öffnen, lesen — — und er würde dann vom Dienst heimkommen, sein blondes Weib wie immer zu begrüßen — und dann — dann war sein Glück vorbei, denn das würde Jolantha nie verzeihen!

Eine wilde Genugtuung erfüllte sie. Die Freude am Zerstören lebte in ihr. Sie konnte es kaum erwarten, bis der verhängnisvolle Brief aus dem Hause war.

Und selbst wollte sie ihn besorgen. Sie machte Toilette. Dann ging sie fort. An der nächsten Straßenecke befand sich ein Briefkasten — kein Zögern, kein Besinnen, als sie davor stand. Das Aufschlagen des fallenden Briefes verursachte ihr ein beinahe befreiendes Aufatmen.

Sie wollte noch ein wenig in die Stadt bummeln. Als sie das Haus erreicht hatte, in dem Major Reincke wohnte, schlug gerade die Tür, und Jolantha kam aus dem Vorgarten heraus, einige Notenhefte in der Hand.

Sie blieb stehen, und die Damen begrüßten sich. Mit scharfem Blick musterte Leonie das elegante, weiße, gestickte Batistkleid der anderen, die darin und in dem großen rosengeschmückten Hut ganz jung und mädchenhaft erschien. Schlug ihr nicht das Herz, empfand sie nicht Scham den klaren Augen der Freundin gegenüber?

Nichts davon. Sie fragte ganz kaltblütig: „Du kommst vom Musizieren?“

„Ja, wir haben einige Lieder eingeübt.“

„Ich weiß nicht, was du an der Reincke hast! Ihre Stimme geht mir auf die Nerven, trotzdem mir sonst Altstimmen viel lieber als Sopranstimmen sind, die ich gar nicht leiden mag. Die ganze Frau ist so fad, so simpel — gar nicht ein bißchen dekorativ wirkt sie wie zum Beispiel Frau Ada v. Baumann.“

„Frau v. Reincke ist eine sehr sympathische Frau. Sicher würdest du sie beim Näherkennenlernen lieb gewinnen.“

„Na, ja — neue Besen kehren gut! Hab' gar kein Verlangen danach. Die Frau hat doch gar keinen Schick — trotz ihres Reichtums als Hamburger Patrizierstochter. Nee, danke — —“

„Aber als eine der rangältesten Damen des Regiments könnte sie doch wohl von der Frau Oberst etwas mehr — wie soll ich sagen — etwas mehr Bevorzugung und Beachtung finden?“ fragte Jolantha sanft und eindringlich.

Gerade heute hatte die kleine Frau geklagt, wie rücksichtslos Frau v. d. Heyden gegen sie sei, wie das beinahe ansteckend auf die jüngeren Damen wirke, auf Frau v. Baumann vor allem, weil diese sich sowieso durch die Freundschaft mit der Frau Oberst sehr fühle, und daß sie sich vor der „Kaffeeschlacht“ übermorgen beinahe fürchte.

Leonie runzelte die Stirn und machte ein sehr hochmütiges Gesicht. „Ah, hat sie mich bei dir angeschwärzt? Du natürlich hast ihr recht gegeben! Ich kann mir's denken, wie ihr beide über mich hergezogen seid, über mich und die Baumann.“

„Leonie, hab' ich dir je Veranlassung gegeben, das zu denken? Du weißt genau, daß ich über niemand gehässig spreche!“ Ihre Stimme bebte vor Entrüstung. „Daß ich mich vor dir deshalb verteidigen muß! Vor dir, die mich genau kennt und —“

„Die mir so viel zu verdanken hat! Das wolltest du doch sagen,“ unterbrach Leonie die Freundin hastig. „In eurem Hause war es ja, wo ich meinen Mann kennen lernte.“

„Du scheinst mich jetzt mit Vorliebe mißzuverstehen, Leonie. Und das wirkt betrübenderweise auf unseren Verkehr ein.“ Jolantha war rot vor Unwillen geworden, und sie heftete ihre klaren großen Augen fest auf Leonie, die ihrem Blick nicht standhalten konnte.

„Bitte, geniere dich nicht, dich ganz von uns zurückzuziehen! Den Anfang hast du ja schon gemacht durch deine unmotivierte Absage für übermorgen,“ entgeg-

nete Leonie. „Der Verkehr mit den Hoheiten, die Sitzungen im Atelier des Prinzen Adrian entschädigen dich ja tausendfach für uns! — Eines aber möchte ich dir noch sagen: solche Äußerungen wie zum Beispiel vorhin in bezug auf die Reincke, die verbitte ich mir ganz entschieden. Ich bin die erste Dame im Regiment und brauche mir von der Frau des Adjutanten meines Mannes keine Vorschriften machen zu lassen! Der Oberst wird das sehr merkwürdig finden, wenn ich ihm das sage," schloß sie in hochfahrendem Ton.

„Er wird mir nur recht geben, da er ein sehr gerecht denkender Herr ist! — Es betrübt mich sehr, Leonie, daß du dich so verändert hast —"

„Bitte, die Zeiten sind eben anders geworden. Die Frau Oberst bedankt sich für die Brosamen der Frau Oberleutnant Altorf!" höhnte sie.

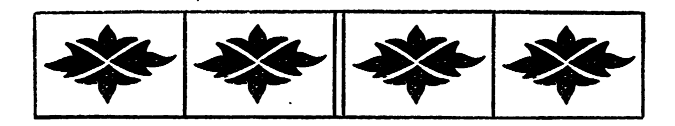
„Dann habe ich weiter nichts zu sagen. — Adieu!" sagte Jolantha kalt, und ohne der anderen die Hand zu geben, ging sie weiter.

Leonie lachte höhnisch. „Das letzte Wort spreche ich doch!"

Haßerfüllt sah sie der schlanken, weißgekleideten Gestalt Jolanthas nach.

(Fortsetzung folgt.)





Weibliche Liebhaberkünste.

Von R. Zollinger.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Eine der bedeutsamsten Umwälzungen, die sich während der letzten Jahrzehnte im modernen Kulturleben vollzogen haben, ist der gründliche Wandel der Anschauungen über eine zweckmäßige Erziehung des weiblichen Geschlechts. Unwiederbringlich dahin sind jene gemächlichen Zeiten, da die Eltern eines heranwachsenden Mädchens ihre Pflicht vollauf erfüllt zu haben glaubten, wenn sie die Tochter in häuslicher Abgeschlossenheit für den künftigen Beruf als Gattin und Hausfrau einigermaßen vorbereitet hatten, wobei diese Vorbereitungen obendrein oft genug nicht sehr weit hinausgingen über eine Unterweisung in der schwierigen Kunst, den als das einzige Ziel aller Hoffnungen und Wünsche betrachteten Gatten zu erjagen.

Was man den jungen Mädchen zu diesem Zweck an scheinbarem Wissen und äußerlichen Fertigkeiten anerzog, war selten mehr als ein auf holde Täuschung berechneter oberflächlicher Firnis, der schon unmittelbar nach dem Eintritt des heißersehnten Verlobungstages abzubröckeln begann und in der Ehe gewöhnlich sehr bald bis auf das letzte Restchen verschwunden war. Das Ideal aller aus dem Backfischkleidchen herausgewachsenen jungen Damen war und blieb eben immer der süße Müßiggang und die „glänzende Partie“, die

sie der Notwendigkeit ernster Arbeit für alle Zukunft überheben sollte.

Die zunehmende Härte und Schwierigkeit des Daseinskampfes im Verein mit einer als Kulturfortschritt



Photo Topical Press Agency.

Beim Ausmalen kunstgewerblicher Gegenstände.

warm zu begrüßenden höheren Würdigung weiblicher Fähigkeiten haben diesem Zustand mehr und mehr ein Ende bereitet. Gefördert durch eine aus unabweisbarem Bedürfnis hervorgegangene und nur in ihren mißverständlichen Übertreibungen verspottenswerte Bewegung, hat sich in weiten Kreisen die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß auch unsere weibliche Jugend

ein Recht darauf hat, für den Kampf des Lebens mit besseren Waffen gerüstet zu werden als lediglich mit den für die Gattenjagd erforderlichen Fangnetzen und Leimruten. Wir bemühen uns, im Interesse kommender Generationen ein körperlich und seelisch möglichst tüchtiges Geschlecht heranzuziehen, von der Überzeugung geleitet, daß die Grundlage jeglicher Tüchtigkeit nur die ernste, geregelte und zielbewußte Arbeit sein kann.

Wir erschließen also den Frauen eine Unzahl von Berufsarten, die früher nur dem starken Geschlechte vorbehalten waren, wir machen ihnen dieselben Bildungsmöglichkeiten zugänglich, die dem Manne offen stehen, und wir führen einen energischen Kampf gegen alle die törichten Vorurteile, die noch vor kurzem einer der Knabenerziehung gleichwertigen körperlichen Ausbildung und Kräftigung heranwachsender oder erwachsener Mädchen entgegenstanden.

In der Natur der Dinge aber ist es begründet, daß nicht unsere gesamte weibliche Jugend von diesen Möglichkeiten Gebrauch machen kann. Abgesehen davon, daß die physische Veranlagung bei der Mädchenerziehung ausschlaggebend ins Gewicht fällt, spielen auch die äußeren Verhältnisse dabei meist eine entscheidende Rolle, und es wäre keineswegs mit besonderer Freude zu begrüßen, wenn jetzt etwa alle Backfische ausnahmslos auf das Gymnasium geschickt oder methodisch für einen bestimmten Beruf vorbereitet werden sollten. Wo die Garantien dafür gegeben sind, daß die Notwendigkeit des Broterwerbs niemals an das betreffende weibliche Wesen herantreten wird, mag man getrost auch fernerhin auf eine derartige besondere Ausbildung verzichten. Wohl aber soll man auch in solchem Fall mit allem Nachdruck darauf bedacht sein, der gefährlichsten und verderblichsten aller weiblichen Neigungen,



Photo Topical Press Agency.

Bei der Holzschnitzarbeit.

der Neigung zu spielerischem Müßiggang, rechtzeitig vorzubeugen.

Arbeit ist immer ein Segen, für den mit irdischen Glücksgütern reich Bedachten nicht weniger als für den

zum Erwerb Gezwungenen, und vielleicht für keinen Lebensabschnitt erweist sich eine mit hingebendem Ernst betriebene Beschäftigung segensreicher als für die Entwicklungsjahre junger Mädchen.

Man wende nicht ein, daß die heute erfreulicherweise



Carmen Sylva (die Königin von Rumänien) an der Schreibmaschine.

bereits zur Mode gewordenen Sportübungen unserer jungen Damen nach dieser Richtung hin ausreichen. Der Sport, auch wo er mit dem größten Eifer gepflegt wird, bleibt doch immer nur ein amüsantes Spiel, und ihm haftet wie jedem anderen Spiel als unvermeid-

licher Mangel das Fehlen jener beglückenden inneren Befriedigung an, die eben nur die Arbeit gewähren kann, und zwar bei hoch und niedrig in gleicher Weise.



Prinzessin Marie Luise von Schleswig-Holstein bei der Schmelzarbeit.

So hochgeboren und in so bevorzugter gesellschaftlicher Stellung aber ist niemand, daß sich nicht auch für ihn eine angemessene Arbeit finden ließe. Und glücklich mag sich derjenige preisen, dem die Wahl der Be-

schäftigung überlassen bleibt. Je vollständiger sie unter solchen Umständen einer vorhandenen Neigung oder besonderen Fähigkeit angepaßt werden kann, desto erfreulicher wird auch die Wirkung auf die Charakterbildung des jugendlichen Arbeiters sein. Auch in den verflossenen Tagen der tändelnden Zeitvergeudung pflegten ja unsere jungen Damen ihre kleinen Liebhabereien und dilettierenden Beschäftigungen zu haben. Da wurde in buntem Wechsel ein bißchen gemalt, ein bißchen musiziert, auch einmal für einen wohltätigen Zweck ein bißchen gestrickt oder genäht und für die Geburtstage in der Familie die eine oder die andere halbfertig gekaufte Handarbeit in wilder Hast zustande gebracht.

Aber die innere Befriedigung dürfte sich dabei nur selten eingestellt haben, es sei denn, daß man das erleichterte Aufatmen nach glücklich abgetaner „Quälerei" als solche bezeichnen wollte. Von einer methodischen, beharrlichen, mit Lust und Liebe betriebenen „Arbeit" war selten oder nie die Rede, und gerade diese ist es, die wir unseren jungen Mädchen recht warm und eindringlich ans Herz legen möchten.

Wie wenig sie sich ihrer zu schämen hätten, mögen auch den hochmütigsten von ihnen die unserer Mahnung beigegebenen Abbildungen dartun. Die auf ihnen in emsigster und freudigster Arbeit dargestellten jungen und älteren Damen gehören nämlich samt und sonders den Kreisen der hohen und höchsten Aristokratie an. Es ist auch nicht eine unter ihnen, die „es nötig hätte", mit Nadel, Pinsel oder Schnitzeisen zu hantieren, und nicht eine einzige, die mit ihrer Tätigkeit anderen Zielen nachstrebte als der Freude an der eigenen Tüchtigkeit und Beharrlichkeit.

Auf die Art der Arbeit und auf den materiellen

Wert des Hervorgebrachten kommt es dabei wenig an; aber es wird die Befriedigung der Schaffenden selbstverständlich gewaltig erhöhen, wenn eine durch Fleiß und Ausdauer erworbene wachsende Geschicklichkeit nach und nach zur Erzeugung wirklich wertvoller Arbeiten führt.

Auf den meisten Gebieten weiblicher Betätigung bedarf es dazu nicht einmal besonderer Talente. Es wird natürlich nicht jeder jungen Dame gegeben sein, so bewundernswürdige kleine Kunstwerke zu schaffen, wie es die Schmelzarbeiten der Prinzessin Marie Luise von Schleswig-Holstein sind. Und um an der Schreibmaschine Manuskripte zu fertigen gleich denjenigen der gekrönten Schriftstellerin Carmen Sylva, muß man eben über die dichterische Begabung der Königin von Rumänien verfügen. Die Handhabung des Schnitzeisens aber läßt sich ohne große Mühe erlernen, und man braucht noch lange kein künstlerisches Genie zu sein, um allerlei Luxus- oder



Photo Topical Press Agency.
Bei der Spitzenarbeit.

Gebrauchsgegenstände mit reizenden Malereien zu schmücken.

Mit einigem Fleiß und unermüdlichem guten Willen kommt man auch bei diesen Beschäftigungen über das bloß Dilettantische sehr bald hinaus. Und welches weibliche Wesen wäre nicht die geborene Meisterin der Nadel? Ich habe junge Damen gekannt, die einen wahren Abscheu vor diesem unscheinbaren Instrument an den Tag legten, solange sie noch nicht versucht hatten, sich seiner für die Hervorbringung künstlerisch reizvoller Gebilde zu bedienen, und die nachher wahre Meisterinnen im Schaffen entzückender Stickereien und Spitzenarbeiten wurden.

Das Spinnrad, das man neuerdings immer häufiger im Boudoir der vornehmsten englischen Aristokratinnen antreffen kann, wird dort keineswegs als bloßes Dekorationsstück betrachtet. Die Damen des britischen Hochadels geben sich vielmehr mit dem größten Eifer einer Beschäftigung hin, die in verflossenen Jahrhunderten jede Mußestunde der Edelfrau auszufüllen pflegte, und sie sind bald innegeworden, daß sich am Rocken weibliche Anmut nicht weniger fesselnd und reizvoll offenbaren kann als im Sattel oder auf dem Tennisplatze.

Wem aber das Stubenhocken und die sitzende Beschäftigung durchaus ein Greuel sind, der muß darum noch lange nicht auf eine zweckmäßige und freudebringende Arbeit Verzicht leisten. Der Umstand, daß viele auf den Erwerb angewiesene junge Mädchen sich neuerdings dem Gärtnerinnenberuf zugewendet haben, mag ihnen ein Fingerzeig sein für eine der hübschesten und in höherem Sinne lohnendsten weiblichen Beschäftigungen. Der Stolz, mit dem mir vor kurzem eine sehr reiche und von aller Welt verhätschelte junge Frau den von ihr selbst bestellten und gepflegten Garten

ihrer Villa zeigte, war gewiß der schlagendste Beweis dafür, daß sie die darauf verwendete Zeit und Mühe nicht als zwecklos vergeudet betrachtete.

Auch das Photographieren könnte solchen schwer zur

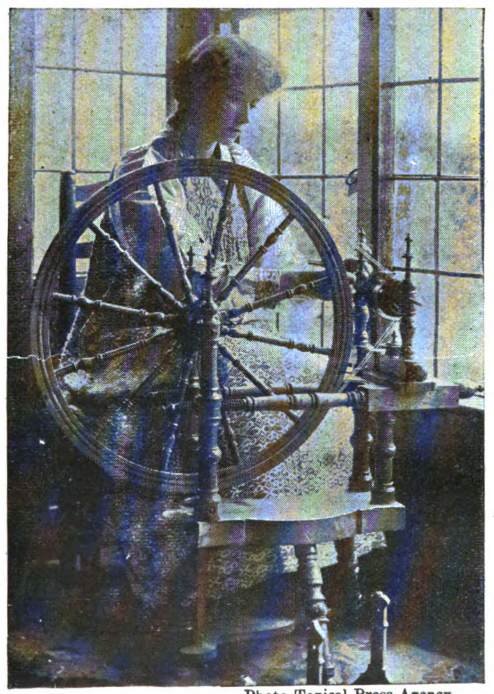


Photo Topical Press Agency.

Am Spinnrad.

„Seßhaftigkeit“ zu erziehenden jungen Damen empfohlen werden, vorausgesetzt natürlich, daß sie sich nicht auf das bequeme „Knipsen“ beschränken und Filme oder Platten zum Entwickeln in irgend ein Atelier schicken. Wenn man so achtungswerte Leistungen sieht,

wie es die vor einigen Jahren zu einem wohltätigen Zweck veröffentlichten photographischen Arbeiten der deutschen Kaiserin waren, oder wie es etliche der neuerdings von der Kronprinzessin Cecilie und der Prinzessin



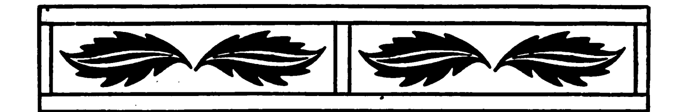
Im Obstgarten.

Eitel Friedrich gemachten Aufnahmen sind, erkennt man ohne weiteres den Fleiß und die Ausdauer, die diese hochgestellten Damen aufgeboten haben müssen, um es bis zu derartiger Beherrschung des von ihnen gewählten Arbeitsgebietes zu bringen.

Eines aber mögen sich alle vom Glück begünstigten jungen Damen bei ihrer Beschäftigung mit irgendwelchen Liebhaberkünsten zum unverbrüchlichen Gesetz machen: Die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit sollen nie einem anderen Zweck dienen als dem, ihnen selbst und den von ihnen damit Beschenkten Freude zu bereiten. Auch Töchter wohlhabender Familien haben nämlich vielfach die Gepflogenheit angenommen, durch einen auf allerlei geschickten Umwegen bewirkten Verkauf solcher Arbeiten ihr Taschengeld zu erhöhen, und ich brauche wohl kaum ausführlich darzutun, aus welchen Gründen dies Verfahren den härtesten Tadel verdient.

Es gibt ja der armen Mädchen und Frauen so viele, die sich durch meist sehr schlecht bezahlte künstlerische und kunstgewerbliche Arbeiten mühselig das tägliche Brot verdienen müssen, daß ihre glücklicheren Mitschwestern unter allen Umständen darauf verzichten sollten, ihnen durch einen im eigentlichsten Sinne unlauteren Wettbewerb den harten Daseinskampf noch mehr zu erschweren.





Er.

Novelle von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Frau Irene Wildenroth und ihre Tochter waren ziemlich einsilbig nebeneinander hergegangen in der ersten erschlaffenden Frühlingswärme. Als sie dann aber vor ihrer Villa in der Maria-Theresia-Straße standen, wurde das junge Mädchen plötzlich lebhaft.

„Du, Mama, ich gehe noch ein wenig zu Dora," sagte sie mit kaum verborgener Ungeduld und Erregung. „Ich hab's ihr versprochen."

„Komm doch erst mit herauf zum Tee, Thekla! Ich freue mich doch immer so auf das Stündchen!" meinte die Mama und schaute der Tochter prüfend in das heiße Gesicht.

Aber Thekla vermied es, ihrem Blick zu begegnen. „Dora erwartet mich! Ich bin zum Abendessen wieder da! Du brauchst mich nicht abholen zu lassen!" rief sie im Fortgehen.

Irene schaute der schlanken Gestalt noch eine Weile mit einem besorgten Ausdruck nach, ehe sie sich langsam dem Hause zuwendete. Galt diese Unruhe, diese Aufregung wirklich nur der Freundin Dora, mit der sie plötzlich so intim geworden war? Nur ungern hatte sie sich auf den Spaziergang mitschleppen lassen. Unterwegs hatte sie umkehren wollen, weil sie müde sei.

Davon merkte man nun nichts mehr. Jetzt lief sie dahin, als ginge es direkt dem Glück entgegen! —

Nachdenklich und bekümmert saß die Mutter an dem einsamen Teetisch. Lange schon fühlte, ahnte sie, was ihr nun zur Gewißheit geworden war: Das Kind hatte ein Geheimnis vor ihr. Bis vor kurzem lag die junge Seele so offen, so klar vor ihr, daß sie jede Regung, jeden Eindruck ablesen, mitempfinden konnte. Ja sie hatte, mit der Entsagungsfähigkeit der Mutter, ihr eigenes Leben förmlich ausgeschaltet und nur durch diesen Resonanzboden Leid und Freud' an sich herantreten lassen. Nun mußte sie zum ersten Male die schmerzliche Erfahrung überwinden lernen, die wohl keiner Mutter erspart bleibt, daß das junge Geschöpf, das bisher wie ein Teil ihres Ichs erschien, in sein eigenes Schicksal hineinwachsen will.

Was war es nur, was ihr das Kind entfremdete? War Thekla verliebt?

Aber in wen? Irene kannte alle Menschen, mit denen ihre Tochter verkehrte, sie wußte Bescheid über jede Stunde, die diese außer Haus verbrachte, und fragte sich umsonst, wer es sein könnte. Doras Bruder war ein linkischer Gymnasiast, über den die jungen Mädchen lachten. Für solch blutjunge Bürschchen begeistert man sich nicht mehr mit achtzehn Jahren! Der Musiklehrer? Dann wäre sie fleißiger im Üben gewesen.

Die Angst zog die Mutter in das Zimmer der Tochter, als müßten ihr hier die Wände erzählen von den Gedanken, die in einsamen Stunden auf das liebe junge Haupt einstürmten, als sollte sie in diesem hellen, sonnigen Bereich die Lösung des Rätsels finden.

Der kleine Schreibtisch war verschlossen. Erst seit einiger Zeit war Thekla so sorgsam geworden. Also verbarg sie hier Heimlichkeiten!

Frau Irene hatte noch einen zweiten Schlüssel dazu, denn das zierliche Möbel stammte aus ihrer eigenen Mädchenzeit; es war ihr also ein leichtes, sich einen Einblick in das Geheimnis zu verschaffen, das da so ängstlich vor ihr gehütet wurde. Bisher hatte es ihr widerstrebt, der Neugier nachzugeben; aber heute machte ernste Sorge sie wankend. Offenbar war es nicht die Wahrheit gewesen, wenn Thekla behauptet hatte, sie ginge zu ihrer Freundin. Warum die verlegenen Augen, die Hast, mit der sie fortstürzte? Wenn das Kind sie wirklich belog! Wenn es sich am Ende um eine dumme, unsinnige Liebelei handelte! Hörte man nicht oft genug, daß gerade blutjunge Mädchen sich von irgend einem gewissenlosen Menschen zu den törichtesten Streichen verleiten ließen, weil sie keine Ahnung hatten von der Gefahr, in die sie sich begaben!

Der armen Mutter perlte der Angstschweiß auf der Stirne. War sie nicht verpflichtet, ihr Kind zu schützen? Hatte sie nicht das Recht?

Sie zögerte nicht länger. Ihre erregte Phantasie schuf ihr entsetzliche Vorstellungen. So saß sie denn bald vor dem kleinen Schreibtisch, fühlte sich zurückversetzt in die eigene Jugend, erinnerte sich an ihre harmlosen Mädchengeheimnisse und lächelte nun wieder, als sie das Fach aufzog.

Zuoberst lag ein Tagebuch. Sie hatte wohl gewußt, daß Thekla seit einiger Zeit am Abend dem geduldigen Papier oft noch lange Herzensergüsse anvertraute. Briefe fand sie nicht. Das war beruhigend. Schon schämte sich die Mutter, daß sie hier herumstöberte, daß sie so Unsinniges von ihrem lieben Mädel gedacht hatte, und wollte das Tagebuch uneröffnet wieder an seinen Platz legen; da griff sie nach einer sorgsam in Seidenpapier eingewickelten Photographie, schälte sie

aus der Umhüllung und stieß einen lauten Schreckensschrei aus.

Er!!

Ihr sonst so sanftes Gesicht wurde herb und düster. Sie schaute mit einem Ausdruck heftigen Zornes auf den schönen, stolzen Kopf des Mannes, der in kühner Pose, vornehm und sieghaft auf dem Bilde stand mit dem Helm auf dem Lockenhaupt, dem Königsmantel über den Schultern — eine Heldenerscheinung, die wohl ein junges Mädchenherz berücken konnte.

Sie wußte es selbst ja am besten.

Das also war Theklas Geheimnis! Nicht die Gefahr, die sie gefürchtet hatte, und dennoch ein schwerer, niederschmetternder Schlag für ihr Mutterherz!

Nun mußte sie unbedingt lesen, was die Tochter in ihrem Tagebuch schrieb.

Sie schlug das Heft auf. Erst waren es rührend kindliche Aufzeichnungen von einer Reise, vom Landaufenthalt, von einem Streit mit einer Institutsgefährtin, Betrachtungen am siebzehnten Geburtstag, über die Irene lächeln mußte trotz ihrer Aufregung.

Aber sie blätterte rasch weiter.

24. Februar. Heute habe ich ein wichtiges Erlebnis gehabt. Ich muß darüber schreiben, weil ich mit niemand darüber sprechen kann. Als wir aus der Vorlesung nach Hause gingen, hängte sich Dora Schumann ein und fragte, ob sie mich begleiten dürfe. Ich war sehr erfreut, denn sie gefällt mir gut, wenn auch die anderen sagen, sie sei ein hochmütiger Affe. Nach einer Weile erzählte sie mir, sie habe eine Autographensammlung, und sie bat mich, ob ich ihr nicht eine Zeile von meinem Vater geben könnte. — Ich bin ganz verlegen geworden und habe gesagt: „Mein Vater ist ja gar nicht hier.“ — „Das weiß ich wohl,“ sagte sie. „Er

gibt ja immer Gastspiele. Aber gerade deshalb müssen Sie doch um so mehr Briefe von ihm haben. Für mich genügte schon ein ganz wertloses Blättchen. Freilich, die Unterschrift sollte darauf stehen.“ Ich war sehr verlegen, aber es blieb mir doch nichts anderes übrig, als die Wahrheit zu gestehen: „Meine Mama ist doch geschieden, und ich kenne meinen Papa gar nicht.“ Dora hat sich dann sehr entschuldigt, weil sie davon keine Ahnung gehabt hätte. Sie wohnt ja erst seit kurzem in München. „Wie schade!“ sagte sie. „Das ist sehr traurig für Sie, Fräulein Thekla! Ich habe Sie so beneidet um Ihren Vater! Er ist doch ein so berühmter Schauspieler! Gestern stand in der Zeitung ein langer Artikel, was für ein hervorragender Künstler er sei und wie herrlich er den Marquis Posa gespielt hat!“ Ich habe Dora um den Artikel gebeten; sie will ihn mir leihen. Sonst konnte ich nicht mehr viel mit ihr sprechen. Ich war ganz verwirrt. Alles, was sie mir gesagt hat, war mir so neu. Bisher habe ich gar nie darüber nachgedacht, daß es ein Unglück sei, keinen Vater zu haben. Ich wußte wohl, daß er beim Theater ist. Aber ich hatte doch keine Ahnung, daß er so berühmt ist. Warum habe ich nie in einer Zeitung seinen Namen gelesen? Ob Mama mir die Zeitungen absichtlich nicht gab? Sie durchfliegt sie immer, ehe ich sie in die Hand nehmen darf. —

28. Februar. Nun habe ich den Artikel in der Freien Presse gelesen. Mir wurde heiß und kalt dabei. „Ferdinand Wildenroth wurde von dem begeisterten Publikum immer wieder herausgejubelt, bis der eiserne Vorhang sank. Wenig Künstlern stehen so glänzende Mittel zu Gebote wie diesem Meister der Sprache, diesem mächtigen Herzenbezwinger!“ — — — Und ich bin seine Tochter und kenne ihn gar nicht! Während sein Name

von Tausenden gerufen wurde, saß ich still zu Hause und wußte nichts von seinen Triumphen, nichts von meinem großen, gefeierten, mit Lorbeeren überschütteten Vater!

5. März. Heute habe ich mir sein Bild gekauft. Dora ging mit mir in den Laden. Ich hätte gar nicht den Mut gehabt, es zu verlangen. Wie einen köstlichen Schatz trug ich es heim, und jeden Abend nun, wenn ich Mama gute Nacht gesagt habe, hole ich es aus dem Schreibtisch und halte Zwiesprache mit meinem herrlichen Vater. So schön, so edel sind seine Züge! Wie er dasteht! Gebietend und stolz wie ein Eroberer! Ich komme mir sehr klein und unbedeutend neben ihm vor, aber vielleicht würde er mich doch lieb anlächeln, wenn er mich sähe! Ich bin ja doch sein Kind.

13. März. Meine Freundinnen sagen alle, ich sei zerstreut, und sie necken mich mit einem heimlichen „Schwarm". Sie möchten alle wissen, ob ich verliebt bin und in wen. So dumm! Als ob mir an den Buben was läge, mit denen wir Tennis spielen! Ich habe freilich eine Schwärmerei, eine Begeisterung, von der niemand etwas ahnen soll, die mir viel zu heilig ist, um sie den Mädels anzuvertrauen. Nur Dora weiß, wie ich mich nach meinem Vater sehne. Sie bringt mir getreulich alles, was über ihn in der Zeitung steht. Ich bin nun fest überzeugt, daß Mama mir alles wegräumt. Warum sie nie von meinem Vater mit mir spricht? Warum er um jeden Preis aus meinem Leben ausgeschaltet werden soll? — —

Frau Wildenroth hatte das Tagebuch wieder auf seinen Platz gelegt, das Bild eingewickelt und den Schreibtisch verschlossen. Aber sie saß noch lange in dem hellen Mädchenstübchen, das nun ganz von der Abendsonne durchflutet war, und sann darüber nach, ob sie

den Vorwurf verdiene, der aus diesen Aufschreibungen herausklang; was sie ihrer Tochter antworten sollte, wenn sie einmal die Fragen aussprach, die sie bisher nur heimlich vor sich hin geflüstert hatte. War es nicht begreiflich, würde es nicht jede Mutter ihr nachfühlen können, daß sie das einzige, was ihr geblieben war, ganz für sich behalten, daß sie die Hände um ihr Glück breiten und an das geliebte Wesen nichts heranlassen wollte, was die junge Seele verwirren konnte, die ihr zu eigen sein sollte — ihr allein? Ihr gehörte das Kind und seine Liebe! Bei dem Gedanken an eine Teilung stieg ein wilder, eifersüchtiger Zorn in ihr auf, als sollte ihr armes Herz, das seit Jahren ruhig und gelassen geworden war, noch einmal die leidenschaftlichen Bitternisse der Jugend durchkosten müssen.

Sie hatte den Vater nicht anklagen wollen vor seinem Kinde. Aber es war ihr wie ein gutes Recht erschienen, ihn totzuschweigen. Ein tiefer Schleier sollte sich über das Leid der Vergangenheit breiten, kein Wort mehr an die schmerzlichen Erinnerungen rühren.

Aber nun fragte sie sich freilich mit leiser Reue, ob es klug gewesen war, diesem Hang ihres Wesens nachzugeben und alle schweren Erfahrungen ihrer Ehe in sich zu verschließen; ob sie nicht hätte voraussehen müssen, daß Thekla den Vater einmal im Zauber der Bühne erblicken, daß man seinen Namen vor ihr nennen, daß sie den Vater zugleich mit dem gefeierten Künstler entdecken und bewundern würde.

Jedenfalls mußte sie nun sprechen von dem Mann, den sie so gläubig, so rückhaltlos geliebt, und der diese Liebe so grausam zertreten hatte. Das schöne Vertrauen ihres Kindes wollte sie um keinen Preis verlieren. Er durfte sich nicht als trennender Keil einschieben zwischen sie und die Tochter. —

Thekla kam mit glänzenden Augen, erhitzt und erregt zurück, als habe sie ein großes Erlebnis hinter sich.

„Wo warst du?“ fragte die Mutter.

Sie errötete. „Bei Dora,“ sagte sie. „Warum schaust du mich so sonderbar an, Mama? Ich weiß gar nicht —“

„Sprich die Wahrheit!“ befahl Irene mit ungewöhnlicher Strenge. „Glaubst du, ich kenne dich so wenig, daß ich nicht genau fühlte, wenn du mir etwas verbirgst? Du bist ganz aufgeregt weggelaufen und kommst wie berauscht nach Hause. Der Besuch bei Dora kann dich nicht so erschüttert haben. Also bitte! Ich will wissen, was mit dir ist!“

Thekla konnte vor der Mutter nicht lügen. Sie war niemals durch übergroße Strenge gezwungen worden, es zu lernen.

Nach einem kurzen Zögern gestand sie mit trotzigem Ton: „Ich habe zum ersten Male die Stimme meines Vaters gehört, Mama!“

Irene erschrak. „Er ist hier? Du hast ihn gesprochen — ohne mein Wissen?“

Es klang so leidenschaftlich, daß Thekla ihre sonst so sanfte, ruhige Mutter mit angstvollen Augen anblickte. „Nein, gesprochen habe ich ihn nicht. Er ist auch nicht hier. Ich sagte doch nur, daß ich seine Stimme gehört habe. Im Grammophon, Mama! Und ich war wirklich bei Dora. Bekannte im Hause haben es ihr für eine Stunde geliehen. Wir haben immer wieder die eine Platte eingelegt: Wanderers Sturmlied von Goethe. Oh, war das wundervoll! Ist die Stimme nicht wie Musik? Hat es dich nicht immer durchschauert vor Glück, wenn der Vater solche Verse sprach?“

So war es denn geschehen. In diesem Wohngemach, in dem niemals sein Name genannt worden war, stand

die erwachsene Tochter vor ihr und verlangte mit zärtlichem Tone nach ihrem Vater.

„Ach, Kind!“ sagte Irene, die sich in ihren Sessel hatte sinken lassen. „Denk, ich war nicht viel älter als du, kaum zwanzig, und wir hatten einen Platz im Theater. Ich kam mindestens zweimal jede Woche ins Schauspiel.“

„Wie gut du es gehabt hast!“ rief Thekla vorwurfsvoll. „Ich darf fast nie und immer nur in die Oper!“

„Weil ich weiß, weil ich es an mir selbst erfahren habe, daß ein junges Geschöpf betäubt und berauscht wird von diesem Feuertrank. Dein Vater spielte die ersten Heldenrollen. Aus seinem Munde, von der Stimme, die so herzbewegend rühren und bezaubern kann, hörte ich das Schönste, Erhabenste, Gewaltigste, was die Dichter aller Zeiten je gesagt haben. Kannst du verstehen, daß er selbst mir als die Verkörperung alles Großen und Poetischen vor Augen stand, daß ich den Menschen mit seinen Rollen verwechselte und den bewunderten Helden mit den anderen Männern verglich, mit denen ich in Gesellschaft zusammenkam?“

Die Tochter hatte mit strahlenden Augen zugehört. „Oh, Mama! Wie ich dich verstehe! Wie ich dich beneide! Du mußt ja überselig gewesen sein, als du Papa kennen lerntest, als du merktest, daß er dich lieb hatte!“

„Ja selig — überselig!“ wiederholte Irene, in Erinnerung verloren. „Blind war ich, toll, förmlich taumelnd vor Glück! Er traf mich in einer Gesellschaft, erriet, daß ich die Verehrerin war die ihm schon ein paarmal Kränze geschickt hatte. — Schau, Thekla! Ich bin damals von manchem begehrt worden, obwohl ich nie besonders hübsch war. Aber die einzige Tochter

vom Kommerzienrat Öhrenberg — mein Gott, das durchschaut man erst viel später! — Eine Woche, nachdem ich zum ersten Male mit Wildenroth gesprochen hatte, war ich schon mit ihm verlobt. Mein Vater wollte allerdings seine Einwilligung versagen. Aber ich in meinem Glücksrausch rief ihm entgegen, ich würde, wenn er es nicht zugäbe, mit dem Manne meiner Liebe selbst in mein Verderben, ins Elend gehen. Da sah er wohl ein, daß alle Vernunftgründe machtlos waren gegen meine Leidenschaft und verlangte auch keinen Aufschub, keine Wartezeit mehr. — Stolzer, strahlender ist wohl kaum je eine Braut zum Altar gegangen als ich!"

Irene schwieg. Sie sah die leuchtenden Augen ihres Kindes auf sich gerichtet; sie wußte, welche Frage sich auf die jungen Lippen drängen wollte, und fand es doch beklemmend schwer, weiterzusprechen. Thekla sollte kein hartes Wort über ihren Vater von ihr hören. An der vornehmen Denkweise ihrer Mutter durfte ihr nie ein Zweifel erwachen. Nur erraten, nur fühlen, nur mitempfinden sollte sie, wer der Schuldige in dieser Ehe gewesen war.

„Oh, erzähle doch weiter! War es nicht wie ein Märchen? Wo war der Vater engagiert? Wo sahst du ihn zum ersten Male als seine Frau? War das nicht die herrlichste Stunde deines Lebens?"

„Ja, ja, Kind! Ich war sehr stolz auf ihn und habe den Künstler bewundert nach wie vor. Aber ein schwärmerisches, unerfahrenes Ding, wie ich es war, muß wohl in jeder Ehe eine Enttäuschung erleben. Ich hatte meinen Gatten ja eigentlich noch gar nicht gekannt. Ich kannte ihn nur als Helden auf der Bühne. Glaub mir, mein wirkliches Glück, kam erst, als ich dich in den Armen hielt!"

„Ach, Mutter, wie war es nur möglich, daß du dich von dem Vater trennen konntest?“

Irene überlegte. „Ich kann dir nur das sagen,“ sprach sie dann mit einem schmerzlichen Zucken um den feinen Mund, „ich bin von ihm fortgegangen, weil er beherrscht wurde von einer Herrin, die viel, viel mächtiger war als ich, die ihn ganz besaß, der er alles opferte, gegen die sich nicht ankämpfen ließ, die ihn mir entzog, die ihn ganz in ihrem Bann hatte. Kein Wesen aus Fleisch und Blut, Thekla —“

„Oh, ich weiß! Es war seine Kunst, die ihm alles bedeutete, die keinen Raum in seinem Herzen übrig ließ!“ jubelte die Tochter auf.

Ein bitteres Lächeln huschte um die Lippen der Frau. Sie rang mit sich. Dann sagte sie mit seltsamer Betonung: „Ja — seine Kunst! Ich sah, daß er mich nicht brauchte, daß ich ihm nichts sein konnte. Er ließ mich gehen — und du siehst ja, wie seine Kunst ihn so ganz erfüllt, daß er auch nie nach seinem Kinde fragte, wie er es völlig vergessen hat, daß er eine Tochter besitzt!“

Das junge Mädchen schwieg. Beim Gutenachtkuß drückte sie zärtlicher als gewöhnlich die frischen Lippen auf den Mund der Mutter.

Irene hoffte schon, ihr Kind zurückgewonnen zu haben. —

Einige Wochen später aber kam ein Brief an sie, der sie erschreckte. Sie erkannte sofort die energische Handschrift Wildenroths, obwohl sie sie seit länger als zwölf Jahren nicht mehr erblickt hatte.

Er schrieb knapp und kühl: „Nach Wortlaut unserer Scheidungsurkunde bin ich berechtigt, meine Tochter Thekla alljährlich ein paar Monate in meinem Heim zu haben. Bisher habe ich von diesem Recht keinen

Gebrauch gemacht, weil sie noch zu jung war, um die Fürsorge der Mutter entbehren zu können, weil ich auch nicht ihren Unterricht stören wollte, um so weniger als ich ja stets auf Reisen war. Nun, da Thekla erwachsen ist, hege ich aber den Wunsch, mich an ihr zu erfreuen, und habe deshalb alles vorbereitet, um sie hier zu empfangen. Ich bleibe für längere Zeit in Berlin, will dann eine Gastspielreise durch Amerika machen und stelle es dem lieben Kinde anheim, ob sie die schöne Gelegenheit nützen und auf angenehme Weise ein Stück Welt sehen will, wenn sie mich begleitet. Vorläufig erwarte ich ihren Besuch in den nächsten Tagen."

Irene war fassungslos. Sie hatte die furchtbare Klausel in der Scheidungsurkunde vollständig vergessen gehabt. Thekla war ja kaum sechs Jahre alt, als sie sich trennten. Sie kannte ihren Mann gut genug, um zu wissen, daß er sich nicht die Plage mit einem kleinen Mädchen auferlegen würde. Sie hatte das Kind behütet und gepflegt, manche Fiebernacht in Todesangst durchgewacht. Sie war in selbstloser Aufopferung immer nur auf das eine bedacht gewesen, die Tochter zu einem gesunden, klugen Menschen zu erziehen, und hatte kein anderes Glück begehrt. Und er, der nichts, gar nichts für sein Kind getan, der nicht gefragt hatte, ob es überhaupt noch lebte, er sollte nun einfach befehlen dürfen: Schick mir meine Tochter — ich will mich an ihr erfreuen! Er wollte ihr ihr Bestes nehmen, wie der reiche Mann in der Bibel, der dem Armen sein einziges Lamm raubt! Er wagte es, ihr zu sagen, daß er Thekla nach Amerika entführen wolle, wenn es ihm gerade Spaß machte!

Sie saß wie zerschmettert vor dem Brief und war noch vollständig verstört, als Thekla heimkam.

Mit einer Leidenschaftlichkeit, die Thekla überraschte, schlang sie ihr die Arme um den Hals und bat mit erstickter Stimme: „Nicht wahr, du bleibst bei mir? Nicht wahr, du gehst nicht fort?“

„Aber, Mama! Was ist denn? Wie kommst du auf den Gedanken?“

„Weil dein Vater will, daß du zu ihm nach Berlin kommst!“

Sie stieß es mit heißer Angst hervor und schaute wie eine Verurteilte auf das junge Gesicht, hoffend auf ein liebes Wort.

Statt dessen glänzten Theklas Augen auf in freudiger Erregung, und sie jubelte förmlich: „Ich darf zu ihm! Ich darf zum Vater! Endlich — endlich soll ich ihn kennen lernen! Ich habe mich doch schon so namenlos danach gesehnt!“

Erst als sie sah, wie totenblaß die Mutter war, wie diese Augen, die immer nur Güte und Zärtlichkeit für sie gehabt, sie zum ersten Male finster und zornig anblitzten, hielt sie inne in ihrem Jubel.

„Was ich dabei empfinde, das ist dir also gleichgültig!“ stieß Irene hervor. „Alle Liebe von Jahren schlägst du einfach in den Wind! Du sehnst dich von mir fort — von deiner Mutter! Ich bin dir nichts, gar nichts!“

Das junge Mädchen hatte heiße Wangen und feuchte Augen vor Verwirrung. „Aber, Mama,“ schluchzte sie, „andere Kinder haben doch auch ihre beiden Eltern, die sie liebhaben dürfen! Nur bei mir ist es ein Unrecht, wenn ich an meinen Vater denke! Deshalb brauche ich dich doch nicht zu vergessen und nicht undankbar zu sein, wenn ich ihn auch kennen lernen und stolz sein möchte auf ihn!“

„Ich verstehe gar nicht, warum ihn auf einmal die

Laune anwandelt, sich um dich zu kümmern. Er hat es bisher doch auch nicht getan! Und nun fällt ihm plötzlich ein, daß er eine Tochter hat!"

Thekla sah sehr verlegen aus. Dann aber gestand sie mutig: „Ich habe an ihn geschrieben — schon vor mehreren Wochen. Er antwortete mir gleich. Ich sagte ihm, wie ich ihn verehre, wie ich für sein Bild schwärme. Es freute ihn, und deshalb —"

„Also eine Verschwörung!" schluchzte die Mutter auf, ließ sich auf das Sofa sinken, drückte die Hände vor die Augen und weinte wie eine Verzweifelte.

Thekla stand erschüttert und ratlos neben der Mutter, selbst kämpfend mit den Tränen, aber doch mit einem trotzigen Zug um den Mund, fest entschlossen, sich kein Versprechen abzwingen zu lassen, von der Überzeugung durchdrungen, daß sie das Recht habe, in diesem Falle anderer Meinung zu sein als ihre Mutter.

Seit sie die wundervollen Briefe ihres Vaters gelesen, glaubte sie einen vollen Einblick in die Ehe der Eltern zu besitzen. Die arme Mutter! Sie war ja gewiß recht gut und liebevoll, aber sie hatte die Feuerseele eines Künstlers nicht zu begreifen, dem großen Genius nicht zu folgen vermocht! Thekla aber fühlte es deutlich: in ihren eigenen Adern pochte sein Blut; sie würde ihn verstehen und sein kühnes Leben mit ihm teilen können. Auch sie war eine Künstlernatur!

Er hatte ihr geschrieben, wie einsam er sei inmitten all der Bewunderung, wie er sich sehne nach einem treuen Herzen. War es nicht ein lockendes Ziel, das Vertrauen, die Liebe ihres gottbegnadeten, großen Vaters erringen zu dürfen?

Irene konnte die Gedanken hinter der jungen Stirne nicht lesen. Aber sie erkannte bald, daß Tränen und Bitten hier machtlos waren, daß sie die Liebe ihres

Kindes völlig verlieren würde, wenn sie jetzt eigensinnige Strenge zeigte. Der Kampf um die junge Seele mußte durchgefochten werden, und sie hatte nichts in die Wagschale zu werfen als ihre Güte und Zärtlichkeit.

So zeigte sie Thekla denn in den nächsten Tagen ein ruhiges Gesicht und verbarg mit heroischer Selbstbeherrschung ihre Schmerzen bei den Zurüstungen zur Reise, die ohne weitere Worte beschlossen schien. Die tiefen Schatten unter ihren Augen hätten der Tochter wohl verraten können, wie schlaflos ihre Nächte waren, aber die Achtzehnjährige fühlte nur die eigene Erwartungsfreude und meinte sehr schonungsvoll und von zarter Rücksicht zu sein, weil sie ihre Ungeduld, ihre Seligkeit verbarg.

Man hatte eine Reisegesellschaft für Thekla gefunden, und Irene brauchte sich nicht das Martyrium aufzulegen, die Tochter am Hause des Vaters abzuliefern und dann wie in der Versenkung wieder zu verschwinden.

Der Abschied war bitter genug. Eine letzte Umarmung, eine fast tonlos geflüsterte Mahnung: „Kind, schreib mir oft! Auch wenn es nur ein Kärtchen ist. Nur daß ich weiß, daß du gesund bist!"

Lachend und frohgemut sprang Thekla in den Wagen mit dem ganzen Reisejubel der Jugend.

Die Mutter schaute lange hinaus in den grauen Morgen und folgte der Droschke mit den Augen, bis sie nichts mehr sah vor Tränen. Nie hatte sie das Leid, das Elend ihrer unglücklichen Ehe so in seiner ganzen Schwere empfunden als an diesem trübseligen Tag in der vereinsamten Wohnung.

Sie fühlte, das war der zweite Akt der Tragödie, der ernsteste!

Thekla war von der älteren Dame, deren Obhut die Mutter sie anvertraut hatte, gewissenhaft bis an die Haustür geleitet worden. Nun stieg sie die teppichbelegte Treppe empor mit rasch klopfendem Herzen. Zum ersten Male war sie allein in der Fremde. Es wurde ihr noch banger zumute, als der elegante Diener ihr die Handtasche abnahm und sie in einen prunkvollen Empfangsaal führte. Die schreiende Pracht des Raumes mit den hohen Spiegeln und dem vielen Gold machte sie beklommen.

Eine Weile blieb sie allein. Dann wurde die Flügeltür geöffnet. Eine imponierende Erscheinung stand vor ihr, eingehüllt in einen rotseidenen Kimono, mit freiem Hals, so daß man den edlen Ansatz des Kopfes sah, mit einem Büschel Rosen in den Händen.

„Mein Kind — meine Tochter!" jauchzte die Stimme, die wie Musik klang. Ferdinand Wildenroth breitete die Arme aus; mit großen erstaunten Augen sah er zu dem jungen Mädchen hinüber, als hielte eine übermächtige Bewegung ihn in ihrem Bann. „Diese herrliche Jugend! — Meine Tochter! — Dieses wunderbare Geschöpf! — Verdiene ich solches Glück?" hauchte er dann wie in seligem Selbstgespräch, und in tiefer Scheu und Ergriffenheit, fast anbetend wie vor einem Heiligtum schritt er auf sie zu und küßte sie auf die Stirn.

Der große Schauspieler hatte eine packende Szene gespielt.

Immer wieder blickte er sie an mit begeisterten Augen, mit einer fast demütigen Freude und entdeckte die Ähnlichkeit mit seinen Zügen wie ein erschütterndes Wunder. Bisher hatte ihr niemand gesagt, daß sie schön sei. Irene war bei ihrer Erziehung vor allem bestrebt gewesen, jede Regung der Eitelkeit

im Keime zu ersticken. Und nun hörte Thekla das holdeste Lob, das ein weibliches Ohr vernehmen kann, von ihm, dem Vielbewunderten, dem Welterfahrenen, in einem Tonfall, der sie bestrickte, berauschte!

Ein wenig seltsam schien es ihr freilich, daß der Vater, als sie ihm mit dem Ausruf: „Papa — lieber Papa!“ die Arme um den Hals schlang, zusammenzuckte und sie flehend mit gefalteten Händen bat: „Nein! Bitte, nein! Sage nie Papa! Das stempelt mich zum Philister, zum Spießbürger! Nenne mich Ferdinand!“

„Wie du willst!“ stammelte sie verlegen, obwohl sie wußte, daß sie nie den Mut haben würde, ihn so zu nennen.

Sie wurde dann in ein reizendes Zimmer geführt, das für sie besonders eingerichtet worden war, eine Fülle von Blumen duftete ihr entgegen, und der Tisch war überhäuft mit Geschenken.

„Wie eine Weihnachtsbescherung!“ jauchzte sie in kindlichem Überschwang und umarmte den Vater in stürmischer Dankbarkeit.

In dem schönen, von Licht strahlenden Eßzimmer wurde dann ein köstliches Mahl serviert, ganz feierlich wie für den vornehmsten Gast. Sekt perlte in den Gläsern. Wildenroth hielt eine kleine Festrede und schaute sie dabei entzückt an mit seinen großen blitzenden Augen. Oh, er wußte, wie man Frauenherzen im Sturm erobert!

Thekla war begeistert, berückt. Wenn ihr Vater es von ihr verlangt hätte, sie wäre auch mit ihm gegangen in Not und Elend. Rückhaltlos fühlte sie sich ihm eigen, sein Geschöpf, seine Untertanin, seine Sklavin, die keinen Willen mehr haben wollte als den seinen.

Nur mit einem mitleidigen Seufzer dachte sie vor dem Einschlafen noch ein ganz klein wenig an die einsame Mutter. Das alte Leben lag schon ganz ferne hinter ihr. —

Am Morgen regte sich lange nichts. Als sie dann endlich aufstand und leise klingelte, brachte die etwas schnippische Köchin ihr das Frühstück auf ihr Zimmer und flüsterte: „Bitte, leise zu sein. Der gnädige Herr arbeitet.“

Thekla horchte auf. Sie konnte seine Stimme vernehmen, bald kosend weich, bald drohend und zornig, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief. Es schien ihr fabelhaft interessant.

Erst mittags, als das Gong erklang, wagte sie sich aus ihrem Stübchen heraus.

Wildenroth legte den Finger auf den Mund. Er mußte schweigen, um sein Organ zu schonen.

Nach Tisch fuhr er mit ihr spazieren. Er wurde viel gegrüßt, und sie kam sich vor wie eine kleine Prinzessin, die neben dem fürstlichen Vater gnädig dem Volk zunicken darf. Sie kauften dann zusammen schöne Blumen, feine Delikatessen und köstliche Süßigkeiten, und als sie heimkamen, durfte sie den Teetisch aufdecken.

„Fürstin Parasini hat sich bei mir angesagt,“ erzählte Wildenroth mit gemachter Ruhe, als wäre der Besuch von Fürstinnen etwas ganz Alltägliches in seinem Hause. „Ich soll der hohen Frau ein paar Verse vorlesen.“

Thekla wurde rot vor Freude. „Wie herrlich! Dann höre ich dich auch!“

Er schien ein wenig verlegen. „Nicht doch, Liebling!“ sagte er und streichelte ihr zärtlich die Hand. „Siehst du, ein Künstler muß vor diesen Damen

immer der Jugendliche bleiben. Es macht mich alt, eine so große Tochter zu haben. Aber die Fürstin wird die weibliche Hand erkennen, die hier mit besonderer Liebe gewaltet hat. Wir wollen sie erst vorbereiten — nicht wahr, das versteht mein kluges Kind?"

So mußte Thekla denn in ihr Zimmer verschwinden, sobald der Wagen vorfuhr. Sie hörte nur die seidene Schleppe über den Flur rauschen. Sie kritzelte ein paar Zeilen an die Mutter und schrieb ausführlich an Dora; aber allmählich langweilte sie sich doch und merkte, daß sie eigentlich wie eine Gefangene hier saß. Sie war es nicht gewohnt, daß man sie gänzlich vergaß.

Endlich kam Brigitte und brachte ihr etwas zu essen; auf dem Tablett lag ein Theaterbillett.

„Der gnädige Herr läßt sagen, Sie möchten das benützen. Hier sind die Schlüssel. Fräulein fahren ja doch mit einem Wagen nach Hause. Ich habe nämlich auch Ausgang."

Es war ein wenig bänglich für das bisher so sorgsam behütete junge Mädchen, daß sie sich in der Nacht allein in Berlin zurechtfinden sollte. Aber diese seltene Selbständigkeit hatte doch auch ihren Reiz, und als sie im Theater saß, da vergaß Thekla überhaupt die ganze Welt.

Als sie am nächsten Morgen den Vater sah, jubelte sie ihm entgegen: „Vielen, vielen Dank für den Abend gestern! Es war wundervoll im Theater! Der Petruchio ist glänzend gewesen!"

Der Vater sah plötzlich so böse aus, daß sie sich ordentlich fürchtete. Sie hatte ja keine Ahnung, daß der Schauspieler Waldburg, der den Petruchio gespielt, nicht bloß ein Rivale des Vaters, sondern geradezu sein Gegner war, weil er einer moderneren

Schule angehörte und einfacher, natürlicher, mit viel weniger Pathos spielte.

Mit rollenden Augen und rollendem R schrie Wildenroth sie an: „Du bist eine Närrin! So hat man dich aufwachsen lassen! So spricht meine Tochter! Ein Geschmack zum Erbarmen! Hast du denn keine Ahnung von echter wahrer Kunst, wenn dir dieser Fatzke gefällt?“

„Aber wie soll ich denn etwas vom Theater verstehen? Mama hat mich nie ins Schauspiel gehen lassen,“ entschuldigte sie sich kleinlaut.

„Natürlich!“ rief er höhnisch. „Diese Philisterseele! Sie hat dir wohl die Bühne sehr abschreckend geschildert und deinen Vater hingestellt wie den Höllenfürsten in einem Schwefelpfuhl?“

„Nein, Pa—“ Sie hatte schon wieder die verpönte Anrede gebrauchen wollen und unterbrach sich erschrocken. „Nein — gewiß nicht. Erst hat sie mir allerdings gar nichts von dir erzählt, aber dann, als ich sie fragte, sagte sie nur, wie sie dich bewundert hat.“

Er lächelte besänftigt. „Ach ja! Das gute Ding! Ich habe sie auch ganz gern gehabt. Aber natürlich — die Eifersucht! Sie hat gemeint, ein Künstler müßte sich die Schminke abwaschen und dann daheim in den Schlafrock schlüpfen und zum Hausvater werden wie jeder Registrator! Was kann ich denn dafür, daß die Frauen mir nachlaufen? Soll ich grausam sein gegen die armen Wesen, die mich lieben?“

Thekla schaute ihren Vater mit großen Augen an. Für die Kinder sind die Eltern immer alt, auch wenn sie noch so jugendlich aussehen. Die achtzehnjährige Tochter fand es ein wenig komisch, daß ihr Vater umworben und geliebt werden sollte.

Von Eifersucht hatte ihr die Mutter kein Wort

gesagt. Das Vertrauen, das der Vater ihr nun schenkte, weckte ihr ein peinliches Gefühl, fast als wäre es doch nicht so einfach, die Ehe der Eltern zu durchschauen, wie sie gemeint hatte.

Wildenroth aber sprach mit dem feierlichsten Brustton, der ihm zu Gebot stand: „Nun, mein Kind, du wirst dich nächstens vielleicht überzeugen, daß es andere Künstler auf der deutschen Bühne gibt als diesen Waldburg! Ich spiele in dieser Woche den Kean. Übrigens werde ich deine Erziehung jetzt ernstlich in die Hand nehmen. Wir wollen es bald Licht werden lassen hinter dieser glatten weißen Mädchenstirne!“

Er hatte allerdings nicht viel Zeit für das Erziehungswerk, denn er war fast nie zu Hause. Zu ihrer Unterhaltung lag allabendlich ein Theaterbillett bereit, und sie konnte sich tagüber damit beschäftigen, die verschiedenen rosa- und lilafarbenen Briefchen zu lesen, die Wildenroth von unbekannten Verehrerinnen bekam, und die er ihr zur Beantwortung überließ. Er brachte ihr einen ganzen Stoß Photographien. Ihre Freundin Dora, von deren Begeisterung sie ihm erzählt, bekam auch seine eigenhändige Unterschrift; im übrigen meinte er: „Du mußt lernen, meinen Namenszug nachzuahmen. Dann kann den Damen allen geholfen werden, die ein Autogramm wünschen. Nur bitte, versprich den lieben Wesen keine Locken!“ Er strich sich kokett durch das noch ziemlich dichte Haar. „Es sind zu viele, die mich bestürmen! Ich würde kahl gerupft von der Bewunderung!“

Mit Spannung erwartete Thekla den Abend, an dem ihr Vater als Kean auftrat. Das Stück selbst gefiel ihr ja eigentlich nicht; aber sie hatte wenig Zeit, sich darüber Rechenschaft zu geben; denn es war sehr aufregend für sie, zum ersten Male den Vater auf der

Bühne zu sehen. Dieser Jubel nach jedem Aktschluß! Immer und immer wieder mußte er sich an der Rampe verneigen, und das Publikum klatschte wie toll. Ihr lächelte er einmal zu. Sie sah ganz deutlich, wie seine Augen nach ihr suchten. Am liebsten hätte sie allen Leuten in ihrer Nähe gesagt: Ich bin seine Tochter! Stolz wie nie vorher in ihrem Leben ging sie dann durch die Menge und wartete am Ausgang vor der Garderobe auf den Gefeierten unter einer dichten Reihe von begeisterten Verehrerinnen, die noch einen Blick von ihm erhaschen wollten. Sie erschien sich als eine Auserkorene, da sie mit ihm in den Wagen steigen und ihm helfen durfte, die Blumen und Lorbeerkränze, die er bekommen hatte, nach Hause zu bringen.

„Nimm die Zweige, mein Kind, zum Andenken!“ flüsterte er ihr zu, als er sie zum Abschied noch auf die Wange küßte. Denn obwohl er todmüde in der Wagenecke gelehnt hatte, ging er noch in Gesellschaft.

Am nächsten Tage hörte sie erst in später Nachmittagsstunde die Stimme wieder, die sonst wie Musik klang, die aber nun heiser und brummig schien. Der Vater hatte ihr sagen lassen, sie möchte allein essen, er sei zu angegriffen. Als er sie dann rufen ließ, lag er mit verbundenem Kopf nach dem langen Sektgelage auf dem Ruhebett und war nervös und reizbar.

„Nun, was hast du mir über den gestrigen Theaterabend zu sagen?“ fragte er mit einem eitlen Lächeln.

„Es war sehr schön! Ich habe mich riesig gefreut über den Beifall!“

Mehr brachte sie nicht hervor. Es schien ihr so rätselhaft, daß es wirklich derselbe Männerkopf war, der gestern so schön und interessant gewirkt, das Gesicht, das sie schon auf dem Bilde so schwärmerisch be-

wundert hatte, und das nun schlaff, verwüstet erschien, mit dunklen Bartstoppeln am Kinn, mit geröteter, von der Schminke verdorbener Haut.

Wildenroth hatte sich heute ausnahmsweise nicht zurechtmachen lassen, und so ganz kunstlos war seine vielgerühmte Jugendlichkeit und Schönheit durchaus nicht mehr.

Bei den Worten der Tochter lagerte sich eine Wolke des Unmuts auf seine ohnehin schmerzende Stirne. Er lachte höhnisch: „Du bist in einer Weise beredt, du verstehst zu danken und anzuregen — großartig wahrhaftig!"

Thekla versuchte nun noch einige Äußerungen der Bewunderung, aber sie war wie auf den Mund geschlagen.

Eine peinliche Ernüchterung lag über dem Nachmittag. Der Vater erwartete ungeduldig die Zeitungen, denn er war gespannt, was die Kritik über ihn sagen würde.

„Aber es war doch ein kolossaler Erfolg!" meinte die Tochter schüchtern. „Was liegt denn daran, was noch darüber geschrieben wird?"

„Oh, du Gänschen! Du hast ja keine Ahnung! Die Presse ist die Macht, mit der wir in erster Linie rechnen müssen!"

Als die Blätter kamen, verschlang er mit Gier die Berichte über den Abend. Erst schien er sehr befriedigt. „Na, die Leute haben wirklich Verständnis und Geschmack!" brummte er. Aber plötzlich sprang er auf wie ein verwundeter Löwe und schrie mit dröhnender Stimme. „Dieser Frechling! Dieser elende Zeilenschinder!" und schleuderte eine der Zeitungen zu einem Knäuel geballt in die Zimmerecke. „Das wagt man mir zu sagen! — Ich trete hier nicht

mehr auf! Diese Lästerer! Diese Neidlinge! Der Mensch steht wohl im Sold des Waldburg! — Feile Bande!“ grollte er.

Thekla verstummte angstvoll, überflog die Besprechungen, die er ihr hingeschoben hatte und suchte nach einer Weile sanft zu trösten: „Aber sie schreiben doch alle so schön, so anerkennend! Nur der eine — das macht doch nichts!“

Da lachte er auf in wildem Grimm und deutete auf den in der Ecke liegenden Papierknäuel: „Das lesen heute Tausende! Das ist kein Winkelblättchen, das man verachten kann! Tausenden nötigt der Kerl seine Meinung auf! Und ich darf nicht hingehen und ihn mit der Reitpeitsche behandeln, wie er es verdient! Heutzutage hat man ja kein Recht mehr, sich zu wehren gegen einen Unverschämten! Der Feigste mag ungestraft lästern! — Wenn ich ihn nur zwischen meinen Fäusten hätte!“

Er focht in der Luft wie auf der Bühne in einer seiner Heldenrollen. Dann warf er wie erstickt von Unwillen den Kimono ab und klingelte.

„Franz soll kommen und mich ankleiden helfen! — Ich will fort! Unter Menschen will ich! Vergessen will ich — lachen — lachen!“

Thekla schaute ihm traurig nach, noch zitternd von der Szene, weil seine Augen sie angefunkelt hatten, als wäre sie mitschuldig an der bösen Kritik.

Nach einer Weile holte sie das zerknüllte Blatt aus der Ecke und suchte nach dem Artikel, der das ganze Unglück heraufbeschworen hatte. Sie las voll Entsetzen: „Kean ist so recht das Stück für den Virtuosen Wildenroth, für diesen Talmikünstler, diesen Blender, der Parterre und Galerie zu brüllendem Enthusiasmus hinzureißen weiß mit seiner Pose und

seiner mächtigen Stimme, deren sämtliche Register er in dieser Rolle aufziehen kann. Schade um die prächtigen Mittel des Schauspielers, der uns niemals, auch nur für Augenblicke vergessen läßt, daß sein Zorn, sein Schmerz, sein Jubel nur gemacht sind, der stets derselbe bleibt, immer der schöne, selbstgefällige, berechnende, innerlich kalte — Jongleur."

Unter den harten Worten stand der volle Name des Verfassers: Dr. Kurt Lindner.

Dieser Mensch war nun daran schuld, daß sie hier allein saß, daß sie wieder einen traurigen, einsamen Abend hatte! Was das für ein abscheulicher Nörgler sein mußte! Gewiß ein verbitterter, hämischer Geselle, dem nie etwas im Leben gelungen war, der sich über den Erfolg anderer ärgerte! —

Sie sollte noch öfter Grund haben, diesem Doktor Lindner zu grollen.

Was sie sah, was sie hörte, was sie dachte, war Theater, immer nur Theater. Sie durfte ja fast jeden Abend im Parkett sitzen, aber sie hatte gelernt zu schweigen und ihr Wohlgefallen zu verbergen, wenn Felix Waldburg auftrat, ihre schönen Worte nur für den Vater aufzusparen.

Ach, er konnte ja so lieb und bezaubernd sein! Wie er herzlich lachte über die huldigenden Briefe, die er bekam, und wie lustig es war, wenn sie sich miteinander die Antworten an seine Verehrerinnen aussannen! Zuweilen, wenn er sehr gut gelaunt war, zeigte er ihr das Album mit allen seinen Photographien in den verschiedenen Rollen und erzählte ihr, wo er sie gespielt hatte, und wie er da und dort ausgezeichnet worden war. Aber der Friede und das Behagen wurde immer wieder gestört durch die Besprechungen. Dieser Lindner mußte stets unangenehm krächzen,

während die anderen eine Lobeshymne sangen. Und wenn auch die schönsten Lorbeerkränze im Zimmer lagen, wenn auch das Publikum geklatscht hatte, bis der eiserne Vorhang herabsank, dieser eine Tadler brachte ihn immer wieder aus der Fassung. Dann war Sturm im Hause. Dann wurde der Diener gescholten, dann hatte Brigitte verweinte Augen, und Thekla verlor den Mut, überhaupt den Mund zu öffnen, weil sie eine gereizte Erwiderung bekam, was sie auch sagte.

Als sie einmal nach solchem Gewittertag vom Theater nach Hause fuhr, hatte sie plötzlich einen Einfall, der ihr großartig erschien. Sie wollte mit diesem Doktor Lindner sprechen — ganz heimlich, ohne daß ihr Vater etwas davon ahnte.

Wie der kleine David dem bösen Goliath gegenübergetreten war, um sein Volk von ihm zu befreien, wollte sie sich vor den Feind hinwagen, der ihren Vater verfolgte, wollte versuchen, diesen schlimmsten, mächtigsten Gegner zu bekämpfen.

Würde er sich nicht schämen, der Tochter Wildenroths ins Gesicht zu schauen? Was konnte er antworten, wenn sie ihn Aug' in Auge fragte: Warum hassen Sie meinen Vater? Warum wollen Sie — Sie allein — ihm seinen Ruhm vergällen?

Wenn es ihr gelänge, diesen Stein aus dem Siegeswege ihres Vaters zu entfernen! Wenn sie ihm wirklich einmal etwas nützen, ihm helfen, ein Opfer für ihn bringen könnte, das ihm seine Ruhe wiedergäbe!

In großer Aufregung und mit klopfendem Herzen schrieb sie an Doktor Lindner und bat ihn um eine kurze Unterredung nach dem Theater. Sie wolle an dem Ausgang vor der Garderobe rechts auf ihn warten. Kennzeichen: hellblauer Abendmantel und hellblaues Kopftuch.

An dem Abende war sie eine schlechte Zuhörerin von „Baumeister Solneß“, obwohl Waldburg die Titelrolle spielte. Sie hatte eine große Angst vor der ihr bevorstehenden Begegnung.

Sie zog ihr blaues Gazetuch tief ins Gesicht, so daß nur das feine Näschen hervorschaute, denn so fremd sie auch in Berlin war, sie fürchtete doch im Gespräch mit einem Herrn auf der Straße gesehen zu werden, und es konnte ja eine schreckliche Verwicklung geben, wenn ihr Vater durch einen unglücklichen Zufall etwas davon erfuhr. Ihr mutiger Entschluß mußte ihm ja immer ein tiefes Geheimnis bleiben, wie die Sache auch enden mochte. Ach, nur der Gedanke, daß sie es für ihn tat, stärkte sie zu dem Wagnis, das ihr jetzt doch sehr keck erschien.

Blaß und zitternd stand sie an der bestimmten Stelle und lugte unter dem Tuch hervor nach allen Seiten. Unwillkürlich hatte sie sich ein Bild von dem Kritiker gemacht. Sie war fest überzeugt, daß er buckelig, verwachsen und häßlich aussah. In der ersten Parkettreihe saß nämlich immer solch eine traurige Gestalt, und da sie öfters bemerkte, daß der finstere Mensch sich Notizen machte, war sie auf die Vermutung gekommen, er sei der Gefürchtete.

Sie war daher nicht wenig verblüfft, als ein junger, schlanker Herr mit einem freundlichen hellen Gesicht auf sie zutrat und sagte: „Mein Name ist Lindner. Habe ich das Vergnügen, Fräulein Wildenroth kennen zu lernen?“

Nun fühlte sie sich erst recht befangen. Alles, was sie sich zu sagen vorgenommen, stimmte gar nicht mehr so recht, und sie ging schweigsam neben dem fremden Mann, bangend vor dem Augenblick, da sie aus dem Gedränge mit ihm in die stillere Straße treten müßte.

„Sie wollten mich sprechen, gnädiges Fräulein?“ fragte er mit einer gewissen ironischen Höflichkeit.

„Ach ja!“ seufzte sie leise. „Aber Sie sehen so ganz anders aus, als ich mir Sie vorgestellt hatte!“

„Wirklich!“ lachte er. „Und wie haben Sie denn gemeint, daß ich aussehen würde, mein Fräulein?“

„Viel älter — und finster und böse.“

„Und warum haben Sie sich ein so unerfreuliches Bild von mir gemacht?“

„Weil Sie doch Papas Feind sind — sein einziger.“

„Glauben Sie?“

Sein spöttischer Ton brachte sie noch mehr in Verlegenheit. „Papa wird ja gewiß viele Neider haben unter den Kollegen,“ meinte sie schüchtern. „Aber Sie sind doch kein Schauspieler, und ich verstehe deshalb nicht — — Sie haben doch gar keinen Grund, ihn zu hassen und zu verfolgen.“

Er schwieg einen Augenblick und warf einen forschenden Blick auf seine Begleiterin. Aber er sah nur wenig von dem verhüllten Gesicht. „Obwohl Sie mich für einen so bitterbösen Menschen hielten, für einen zähnefletschenden Tiger, haben Sie sich doch in meine Nähe gewagt? Ihr Mut ist bewunderungswürdig, mein gnädiges Fräulein!“ sagte er dann mit der spitzen Art, in dem scharfen Deutsch des Berliners, das die kleine Süddeutsche so leicht entwaffnete.

„Ich wollte unseren Feind sehen, ihn fragen, aus welchem Beweggrund er so grausam über meinen gefeierten Vater urteilt, während alle anderen ihn rühmen und preisen, warum er seine Feder in Gift und Galle taucht, um einen Mann zu kränken, der ihm doch nie etwas zuleide getan?“

Mit ihrer letzten Willenskraft hatte sie hervorgestammelt, was sie sich so ungefähr zu sagen vor-

genommen, und atmete nun ein wenig leichter, da doch wenigstens der eine Satz glücklich heraus war.

„Meine Angriffe haben sich niemals gegen die Person Ihres Vaters gerichtet. Ich habe nur über den Schauspieler geschrieben, der auf der Bühne der Öffentlichkeit gegenübertritt. Wir haben das Recht, den Schauspieler zu beurteilen, wie er sich unseren Augen darstellt. Das hat mit persönlichen Empfindungen gar nichts zu tun.“

„Aber das läßt sich doch nicht trennen!“ erwiderte sie. „Der Künstler fühlt das doch persönlich und leidet darunter. Wir alle, seine ganze Umgebung, müssen unter Ihren Artikeln leiden.“

Er lachte wieder. „Darf ich den Gedankenleser spielen, mein gnädiges Fräulein, und Ihnen sagen, was Sie zu dem liebenswürdigen Billett an mich veranlaßt hat? Sie dachten, wenn der schlimme Mensch sieht, welch reizende Tochter der Schauspieler Wildenroth besitzt, dann wird er künftig seine Feder nicht mehr in Gift und Galle, sondern nur noch in Honig und Himbeersaft tauchen. Aber ich finde, Sie sind eigentlich gar nicht so lieb und freundlich, als Sie doch sein müßten, um ein so hartes Herz umzustimmen! Vermummt haben Sie sich, daß man Sie kaum sehen kann! Nehmen Sie doch meinen Arm!“

Er war in der stilleren Straße näher zu ihr hin getreten und sprach nun leise mit einer Keckheit, die sie erschreckte, zugleich mit einem spöttischen Unterton, der ihr die Tränen in die Augen trieb, so hilflos fühlte sie sich dieser scharfen Zunge gegenüber.

Als er nun ihre Hand nahm und ihren Arm in den seinen ziehen wollte, riß sie sich rasch los und hastete auf einen Wagen zu, der eben vorbeirollte.

„Ich will heimfahren!“ stieß sie hervor. „Bitte, lassen Sie mich!“

Bei der raschen Bewegung hatte sich ihr Tuch verschoben, und als sie im Wagen Platz genommen, sah er im Rahmen des Fensters zum ersten Male das süße junge Gesicht.

„Ich sehe ein, wie töricht ich war, Ihnen zu schreiben! Bitte, vergessen Sie es — erzählen Sie es niemand! Ich hätte so gerne meinem Vater in aller Heimlichkeit einen Gefallen getan, aber ich überlegte nicht, wie seltsam Ihnen das erscheinen muß.“

Das klang so echt und treuherzig, so kindlich. Nun stand er selbst beschämt, verwundert und betroffen.

Wie ein Barbar erschien er sich, als er dem fortrollenden Wagen nachschaute. Mit Ironie bewaffnet war er angerückt und hatte an naive Schüchternheit und Befangenheit nicht geglaubt. Er traute der Tochter des Schauspielers Talent zur Komödie zu. Und nun war da in einer Wolke von blauem Duft wirklich ein Kindergesichtchen vor ihm aufgetaucht, große erschrockene Augen hatten ihn angesehen, ein wehmütiges Zucken um die feinen Lippen gespielt. Ein Hauch rührender Unschuld hatte ihn angeweht, eine Stimme war an sein Ohr geklungen, in der kein Falsch sein konnte. —

Als Thekla am nächsten Abende wieder im Theater saß, fühlte sie einen Blick, der sich so fest auf sie heftete, daß sie in die Richtung hinsehen mußte. Sie wurde dunkelrot, als sie Doktor Lindner erkannte. Er grüßte sie sehr respektvoll. Und nun begegnete sie in jeder Pause, so oft sie sich dem Zuschauerraum zuwendete, diesen scharfen Augen in dem hellen, bartlosen Gesicht. Aber sie hatten nicht mehr den spöttischen Ausdruck

wie bei ihrer ersten Begegnung; fast etwas Demütiges, Bittendes leuchtete aus ihnen.

Der Kritiker versuchte auch einige Male, sie beim Ausgange zu treffen; aber sie huschte stets so rasch in ihren Wagen, daß es ihm fast schien, als fliehe sie vor ihm und wolle jede weitere Annäherung vermeiden.

Da er aber um jeden Preis die liebe junge Stimme wieder hören wollte, stellte er sich eines Abends vor dem Schluß des letzten Aktes an der Parkettreihe auf, in der Thekla saß. Nun mußte sie an ihm vorbeikommen und konnte ihm nicht entrinnen.

Er grüßte sie, ging mit ihr in die Garderobe, legte ihr den Mantel um, begleitete sie zum Ausgang und sagte, als es ein wenig stiller um sie her geworden war, sehr bewegt: „Gnädiges Fräulein! Ich muß Sie um Gehör bitten. Ich werde Ihnen nicht lange lästig fallen. Ich habe Ihre Verzeihung anzuflehen. Sie ahnen kaum, wie ich mich seit einer Woche selbst mit Vorwürfen bombardiere. Abscheulich, unverantwortlich habe ich mich neulich gegen Sie benommen! Seien Sie versichert: ich bereue tief meine Keckheit, den frivolen Ton, den ich mir erlaubt habe.“

„Ach, sprechen Sie nicht mehr von dem Abend!“ bat sie verwirrt. „Ich habe mich ja hinterher so geschämt!“

Er blieb an ihrer Seite, obwohl sie wieder eine Bewegung machte, als möchte sie am liebsten davonlaufen. „Ich fasse noch immer nicht, wie Sie in der Theaterluft, in der Sie doch aufgewachsen sein müssen, so — so jung, so weltfremd bleiben konnten,“ flüsterte er.

„Sagen Sie nur offen, was Sie denken: so ungeschickt! So ein dummes Patscherl, wie man mich bei uns in München nennen würde! Ich habe das zu spät eingesehen. Aber ich bin ja auch erst seit so

kurzer Zeit hier in Berlin, und bei Mama habe ich vom Theater gar nichts gesehen und nichts gehört."

Er lachte. „Sie liebes Patscherl!" wiederholte er, und es klang drollig und zärtlich von seinen Lippen.

Sie nickte noch einen kurzen Gruß und sprang in ihren Wagen.

Bei dem nun eintretenden schönen Wetter fühlte Thekla zuweilen ihre Einsamkeit. Ihr Vater ging nie aus der Stadt, sie kannte niemand und hatte nicht den Mut, allein in die Umgegend hinauszufahren. Wenn ein sehnsüchtiger Brief ihrer Mutter kam, dann spürte sie einen seltsamen Schmerz, als dehne sich ihr Herz aus, als würde es groß und schwer, als könnte sie nicht mehr aufatmen.

Einmal, als ihr Vater plötzlich in ihr Zimmer trat, bemerkte er, daß sie verweinte Augen hatte.

„Aber Liebling! Was ist denn?"

Sie suchte zu lachen. Dann gestand sie doch: „Ich war nur ein bißchen traurig, weil ich so allein bin in der fremden Stadt. Du bist so viel fort, und ich kenne niemand, habe keine einzige Freundin!"

Er streichelte ihr die Wangen. „Du teilst ein Künstlerlos!" sagte er stolz. „Wir sind Zugvögel. Wir dürfen nirgends Boden fassen. Aber wenn du willst, sollst du rasch Freunde haben. Ferdinand Wildenroths Tochter wird in allen Kreisen mit offenen Armen aufgenommen werden. Zufällig bietet sich gerade jetzt die schönste Gelegenheit, dich einzuführen. Ich habe mich ausnahmsweise herbeigelassen, bei einem Wohltätigkeitsfeste mitzuwirken. Das zieht natürlich. Ganz Berlin wird kommen, so weit es noch nicht auf Reisen ist. Ich stelle dich vor. Du sollst sehen, wie man dich umringt!"

Er bekümmerte sich sogar um das Kleid, das sie tragen sollte, fand das weiße Kostüm, das die Mutter ihr eingepackt hatte, zu schlicht und brachte ihr noch ein buntes, prachtvoll gesticktes Tuch, das sie um die Schultern nehmen mußte, und eine Halskette von falschen Perlen.

Thekla hielt den Theaterschmuck für echt und dankte ihm gerührt für das königliche Geschenk.

Etwas verschüchtert saß sie dann in der allerersten Reihe unter den eleganten Damen in dem großen Saal des Hotel de Rome.

Ihr Vater hielt sich als Vortragender im Künstlerzimmer auf, ehe er auf das Podium trat, um ein paar Gedichte von Liliencron vorzutragen. Es war die Glanznummer des Programms. Dann wurde noch gesungen, ein bekannter Musiker geigte, und den Schluß bildete ein Tanz junger Damen in griechischem Kostüm.

Dann erhob sich alles. Man stand in Gruppen zusammen, begrüßte sich, plauderte. Thekla war wie ein verlorenes Lamm inmitten der eleganten Gesellschaft und wartete mit Ungeduld auf den Vater.

Endlich sah sie ihn herankommen, schlank und hübsch im Frack, die Brust bedeckt mit Orden, und freute sich unbändig, nun zum ersten Male an seinem Arm sich als seine Tochter zeigen zu dürfen. Sie eilte ihm entgegen. Als sie nur wenige Schritte von ihm entfernt war, bemerkte sie allerdings, daß er an der Seite einer großen, nicht mehr ganz jugendlichen, von Brillanten blitzenden Dame ging. Aber er hatte ihr ja versprochen, sie an diesem Abende seinen Bekannten vorzustellen. So näherte sie sich ihm denn, freudig lächelnd, voll Erwartung.

Er aber — er schaute über sie hinweg, als kenne er

sie nicht. Die große Dame richtete in sehr hochmütiger Weise ihr Lorgnon auf sie wie auf eine Zudringliche. Und der Vater ging wahrhaftig an der Tochter vorüber wie an einer Fremden, anscheinend ganz vertieft in sein Gespräch, als habe sich eine lästige Verehrerin in seinen Weg gedrängt, die keine Beachtung verdiente.

Er hatte sie nicht sehen wollen! Er verleugnete die eigene Tochter!

„Das ist die Fürstin Parasini!" hörte Thekla in ihrer Nähe flüstern.

Sie wäre am liebsten in den Boden gesunken vor Verlegenheit und Beschämung, in dem peinlichen Gefühl, daß alle Augen auf sie gerichtet sein müßten, daß die Umstehenden über sie lächelten. Ratlos, allein, verlassen war sie in dem großen hellen Saal unter all diesen Fremden, wußte nicht, wohin sie sich wenden, was sie tun sollte, wie zerschmettert von der bittersten Enttäuschung, die sie in ihrem Leben empfunden hatte.

Während sie dem Vater nachblickte, der mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf die Fürstin einsprach, sich nach allen Seiten lächelnd verneigte, förmlich einen Siegeszug durch die Reihen hielt, da erriet sie plötzlich in den eigenen Schmerzen das Schicksal, das ihre Mutter an seiner Seite ertragen hatte.

Es gibt Augenblicke des Hellsehens, in denen eine Binde von den Augen fällt, in denen einem jungen Geschöpf eine grausame Erkenntnis, ein Blick in die Wirklichkeit des Lebens zuteil wird. Mit jähem Verständnis fühlte Thekla, was einst ihre Mutter durch diesen Mann gelitten haben mußte, wie viel bitterer und grausamer solche Vernachlässigung die Frau getroffen haben mochte, die ihn zärtlich und hingebend liebte. Die Worte klangen ihr wieder im Ohr: „Ich bin von ihm fortgegangen, weil er beherrscht wurde

von einer Herrin, die viel, viel mächtiger war als ich.“ Und nun wußte sie auch deren Deutung. Nicht seine Kunst war seine Herrin, sondern seine Eitelkeit! Und nicht Eifersucht hatte die Mutter fortgetrieben, sondern das Grauen vor dieser kleinlichen Selbstherrlichkeit!

Wie er sein Kind verleugnete, um den Nimbus des Jugendlichen nicht zu verlieren, so war er wohl auch oftmals an ihr vorbeigegangen, gleichgültig und kalt wie an einer Lästigen.

Thekla schaute immer noch mit empörten Blicken dem Vater nach, als Lindner sich vor ihr verneigte.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, gnädiges Fräulein?“ bat er mit einem gütigen, herzlichen Ton, der sie heute besonders wohltuend berührte.

Im ersten Augenblick wußte sie freilich nicht recht, ob es sich wohl schicke, sich von dem Herrn, den sie doch nur heimlich kennen gelernt hatte, herumführen zu lassen. Aber es blieb ihr kaum eine Wahl; er war der einzige Mensch, der sich ihrer annahm, und es schien ihr wie eine Erlösung, einen Beschützer zu finden.

Lindner sah wohl, wie traurig sie war, und er ahnte auch den Grund ihrer Verstimmung, denn er hatte die kleine Szene, wie der eitle Schauspieler sein eigenes Kind verleugnete, mit seinen scharfen Augen beobachtet. Aber er war taktvoll genug, darüber zu schweigen. Er ließ sich von ihrem Münchner Leben, von ihrer Mutter erzählen und hörte mit solchem Interesse zu, daß sie allmählich ganz zutraulich wurde.

„Glauben Sie mir, verehrtes Fräulein Wildenroth,“ sagte er. „Ich habe über die Worte, die Sie an jenem Abend nach dem Theater zu mir sprachen, sehr viel nachgedacht. Es machte mir einen tiefen Eindruck, daß Sie selbst darunter leiden müssen, wenn ich eine scharfe Kritik gegen Ihren Vater schreibe. Ist das

wirklich der Fall? Ich könnte meine Feder verwünschen, so tief betrübt mich diese Vorstellung."

Sie schaute mit den klaren braunen Augen treuherzig zu ihm auf. „Ach ja! Papa ist immer außer sich! Unser ganzes Haus wird finster durch Ihre Angriffe. Das ist wie ein Verhängnis, das sich auf uns herabwälzt. Darum hatte ich ja den kühnen Einfall —"

„Ich würde Ihnen ja so gerne jeden Wunsch erfüllen, wenn ich nur könnte, dürfte! Aber Sie müssen selbst einsehen, daß man seine Überzeugung nicht verleugnen darf, daß es meine Pflicht ist —"

„Kann es jemals unrecht sein, Gutes von einem Menschen zu sagen?" fragte sie mit ihrem kindlichen Ernst. „Wäre es nicht viel hübscher, wenn man immer nur gut von seinem Nächsten urteilen würde?"

„Sie meinen also, der Kritiker sollte nur Lobredner und Schmeichler sein?" fragte er lächelnd. „Aber setzen Sie den Fall, daß ein anderer großer Künstler, der weniger auf die Masse wirkt, niemals in die Höhe kommen könnte, weil nur der eine immerfort gepriesen und bewundert wird! Haben wir nicht die Pflicht, das Publikum darauf hinzuweisen, daß es feinere Talente, edleres Spiel gibt? Nehmen wir zum Beispiel Felix Waldburg. Er wird in den Schatten gestellt, er wird verdrängt von Ihrem Vater und doch — verzeihen Sie —"

„Nicht wahr, er ist ein guter Schauspieler!" unterbrach sie ihn lebhaft in der Freude, daß ihr Urteil bestätigt wurde. „Papa hat so gezankt über meinen schlechten Geschmack."

Lindner lachte. „Nun sehen Sie! In diesem Punkte sind wir also einer Meinung!"

Sie war errötet über ihre allzu große Offenheit

und sah so bezaubernd lieblich aus mit dem weichen Schimmer über der zarten Wangenhaut, mit dem halb verlegenen, halb schelmischen Ausdruck, daß er ihr stumm und bewegt in das holde Gesicht blickte.

In dem stilleren Vorsaal, in dem sie nun standen, sagte er mit großer Wärme: „Sie sollen keine bösen Tage mehr durch mich erleben, mein liebes Fräulein. Ich will Ihnen nicht weh tun, ich kann es nicht! — Sie sollen nicht umsonst gebeten haben. Morgen nehme ich Urlaub. Ich schreibe keine Zeile mehr über Ihren Vater! Sind Sie dann ein wenig zufrieden mit mir? Wird Ihnen das eine Genugtuung sein für mein unverantwortliches Benehmen am ersten Abend?“

„Oh, dann habe ich ja doch etwas für den Vater erreicht!“ rief sie freudig.

Eben kam Wildenroth, noch immer im Gefolge der Fürstin, aus dem Saal, ging in einiger Entfernung an ihnen vorüber, ohne sie zu bemerken; er schien die Dame an den Wagen zu geleiten.

Lindner folgte ihm mit den Augen. „Ich möchte Sie auch um etwas bitten, verehrtes Fräulein. Halten Sie mich nicht für keck und anmaßend, wenn ich, den Sie im Grunde ja noch so wenig kennen, Ihnen einen Rat geben will: Kehren Sie zurück zu Ihrer Mutter, die sich nach Ihnen sehnt! Gehen Sie fort aus diesem Dunstkreis des Theaters! Hier ist keine Luft für Sie!“

Es war ein Klang in seiner Stimme, der ihr zum Herzen ging. Aber sie schaute mit großen, erschrockenen Augen zu ihm auf. Sie schämte sich, daß der Vater sie vergaß, so gänzlich vernachlässigte an diesem Abend, von dem sie so viel erwartet hatte, und sie fühlte mit tiefem Schmerz, daß der schwärmerisch Verehrte in dieser letzten Stunde viel von seinem Nimbus für sie verloren hatte.

Dennoch vermochte sie sich keine Antwort abzuringen. Nur wirr und traurig war es ihr zumute.

„Ich raube mir ja selbst die Freude, Ihnen zu begegnen, Sie im Theater sehen zu dürfen, wenn ich Sie anflehe, Berlin zu verlassen!“ fuhr er fort. „Das mag Ihnen beweisen, daß ich nur an Ihr Wohl denke, daß ich es gut mit Ihnen meine! Ich hoffe, Sie glauben, Sie vertrauen mir! Ich möchte so dringend wünschen, daß ich Sie fern von hier, wenn auch nicht in allzu ferner Zeit wiedersehen darf an der Seite Ihrer Mutter, in Ihrer Münchner Heimat.“

Er hatte erregt, feierlich fast, auf sie eingesprochen und in seinem Eifer gar nicht bemerkt, daß Wildenroth wieder in das Vorzimmer eingetreten war. Der Schauspieler schien es nun doch an der Zeit zu finden, sich nach seiner Tochter umzuschauen. Er stutzte, als er sie am Arm eines fremden Mannes erblickte.

Lindner nannte seinen Namen.

Da schoß ein Blitz durch die Augen des großen Mimen, und er sagte, nicht mit gemachtem, sondern mit sehr echtem, unbeherrschtem Zorn: „Ah, der Herr Kritiker vom Tagblatt! Und Sie haben die Stirne, sich meiner Tochter zu nähern! Woher kennen Sie meine Tochter, mein Herr?“

Thekla, die erst leichenblaß geworden, fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen flutete vor Beschämung. Nun mußte Lindner ja gestehen, daß sie ihm geschrieben hatte, nun kam ihr törichter Einfall, von dem ihr Vater doch niemals erfahren sollte, an den Tag!

Sie hatte ihren Arm aus dem des Begleiters gezogen und war eben im Begriff, die Wahrheit hervorzustammeln, als Lindner mit größter Gelassenheit erwiderte: „Das gnädige Fräulein stand allein. Ich habe mir erlaubt, mich vorzustellen.“

„Es ist mir lieb, daß ich einmal die Ehre habe!“ stieß Wildenroth höhnisch hervor. „Ich hatte mir lange eine Aussprache mit Ihnen gewünscht, mein Herr! Aber sie dürfte nicht sehr höflich ausfallen.“

„Ich bin zu jeder Aussprache bereit, nur nicht in Gegenwart des Fräuleins,“ entgegnete Lindner knapp und abweisend.

In wahrer Todesangst hörte Thekla die schneidend scharf gesprochenen Worte, sah die feindseligen Gesichter der beiden Männer, und in dem heißen Wunsch, versöhnend zu wirken, Schlimmeres abzuwenden, flüsterte sie bebend: „Herr Doktor hat mir eben versprochen, daß er gar keine Kritiken mehr schreiben will, er geht in Urlaub.“

Der Schauspieler lachte schneidend auf: „Darüber soll ich mich freuen, mein Püppchen? Nein! Ferdinand Wildenroth bedarf dieser gütigen Schonung nicht! Ich verachte alle Kritik! — Komm, Thekla! Diesen Herrn brauchst du künftig nicht mehr zu kennen!“

Er wendete sich mit stolzer Miene ab.

Sie aber gab Lindner die Hand und sagte: „Herzlichen Dank! Ich will an Ihre Mahnung denken!“

„Wie kannst du es wagen, diesem Kerl die Hand zu geben, wenn ich ihm den Rücken kehre! Was hast du dich bei ihm zu bedanken?“ grollte der Vater.

„Du hast mich ja nicht sehen wollen, als du mit der Fürstin gingst!“ gab sie trotzig zur Antwort. „Ich habe ihm gedankt, daß er sich meiner annahm!“

„Du bist genau so albern wie deine Mutter! Daß ihr Weiber so gar kein Verständnis habt für die Rücksichten, die ein Künstler nehmen muß!“

Während er sprach, sah er, daß eine Gruppe von Herren sich näherte.

„Der Prinz!“ stieß er hervor, wie von einem elektrischen Schlag durchzuckt. „Prinz Erich!“

Er ließ Thekla stehen und taumelte wie eine Motte, die ins Licht fliegt, auf die vornehme Gestalt zu. Er stellte sich mit devoten Bücklingen dem Prinzen in den Weg, gierig nach einer gnädigen Ansprache.

Der Tochter aber war's, als fiele der Königsmantel, den sie um die Schultern des Vaters hatte wallen sehen, von ihm herab, als sänke die Krone von seinem Haupt, da sie ihn betteln und buhlen sah um die Beachtung des Prinzen.

Strahlend kam er nach einer Weile zurück: „Der Prinz ist sehr huldvoll gewesen! Er hat mir die Hand gedrückt! Er war entzückt von meinem Vortrag!“ In seiner Freude schien er den Groll auf die Tochter völlig vergessen zu haben.

Sie erwiderte nichts und bat, heimfahren zu dürfen. Ihr war das Herz schwer von Angst. Sie hörte immer noch den Klang der scharfen Stimmen, sah die feindseligen Augen, die sich angefunkelt hatten, und mit einer Beklemmung, die ihr fast den Atem raubte, fragte sie, als sie im Wagen saßen: „Du wirst dich doch nicht mit Doktor Lindner schießen wollen, Papa?“

Er lächelte herablassend. „Sei guten Mutes, Kleine! Es fällt mir gar nicht ein, mich mit diesem Herrn auseinanderzusetzen. Ein solcher Narr bin ich nicht! Obendrein mit meinem Kontrakt für Amerika in der Tasche. Ich zahle eine riesige Konventionalstrafe, wenn ich nicht zum bestimmten Termin eintreffe. Ja — ja, Kind, wir werden bald den Staub dieser Stadt von den Füßen schütteln! Du darfst deinen Vater begleiten zu neuen Triumphen!“

„Ich soll mit nach Amerika?“ stieß sie erschrocken hervor. „Aber Mama —“

„Sie hat dich lange genug gehabt! Nun brauche ich mein Töchterlein. Ich will den Diener, den frechen Gesellen, entlassen. Du sollst lernen, dich mir nützlich zu machen. Ist das nicht eine schöne Lebensaufgabe? Tausende würden dich beneiden. Du darfst reisen, die Welt sehen an meiner Seite! Freust du dich nicht?“

„O ja!“ Es klang etwas kleinlaut, als würde die Freude gedämpft von Bangigkeit und heimlichem Grauen.

Zum ersten Male fand sie keinen Schlaf. Es waren zu viele Eindrücke auf ihr junges Herz eingestürmt. Immer wieder durchlebte sie den Augenblick, da die von Brillanten blitzende Dame mit so verächtlicher Miene das Lorgnon auf sie gerichtet hatte, da der Vater an ihr vorbeigegangen war, als kenne er sie nicht. Und sie fühlte wieder die Pein ihrer Verlassenheit in dem großen hellen Saal. Dazwischen flüsterte eine warme Stimme: „Kehren Sie heim zu Ihrer Mutter!“ — Dann drängte sich die Szene zwischen den beiden Männern wieder in ihre Erinnerung, und wie eine heiße Welle durchflutete sie ein Gefühl der Dankbarkeit für Lindner, der sich so ritterlich benommen hatte. Sie sah den Blick wieder, mit dem er ihr die Hand gedrückt. In all der Wirrnis aber überkam sie eine verzweifelte Sehnsucht nach Geborgensein, nach einem Halt, nach einer Liebe, zu der sie sich vertrauensvoll flüchten könnte.

Und als ihr Vater am nächsten Tage zu einem kurzen Gastspiel nach Leipzig fuhr, da faßte sie ein so wildes Heimweh, daß sie mit raschem Entschluß zu Brigitte sagte: „Bitte, holen Sie mir meinen Koffer! Ich habe einen Brief von meiner Mutter bekommen. Ich muß zu ihr — sie ist krank!“

Brigitte glaubte weder an den Brief noch an die Krankheit. Aber die Gegenwart des jungen Fräuleins war ihr schon lange unbequem. Sie hatte, wenn der Herr spielte, sonst immer so nette kleine Gesellschaften gegeben.

So brachte sie vergnügt den Koffer, und sie und der Diener ließen sich eine besonders gute Flasche Wein schmecken, als der Wagen mit Thekla zur Bahn gefahren war.

Thekla hatte an den Vater nur ein paar Zeilen zurückgelassen: „Verzeih, daß ich zu ihr gehe, die mich doch nötiger hat als Du. Dein Leben ist so reich. Sie hat nur mich!“

Während der Fahrt hatte sie sich überlegt, daß sie die Mutter überraschen wollte. So ließ sie den Koffer an der Bahn und fuhr in der ersten Morgenfrühe mit der Straßenbahn durch die stillen, noch schlafenden Straßen Münchens.

Als das Dienstmädchen ihr öffnete, drückte sie rasch den Finger auf den Mund, um nicht verraten zu werden. Ganz leise trat sie in das helle, gemütliche Eßzimmer, in dem die Mutter beim Frühstück saß.

„Grüß Gott, Mama!“

Oh, der Freudenschrei, der sie begrüßte! Oh, das Glück in diesem warmen, gütigen Gesicht! Wie wohl es tat, an dieser Brust zu liegen, das Schlagen dieses treuen Herzens zu fühlen!

„Verzeih mir, Mutterl! So vieles mußt du mir verzeihen! Ich hab' dir so unendlich viel abzubitten! Ich kann dir jetzt alles nachfühlen, ich weiß nun, warum du fort bist vom Vater! Ich weiß auch, daß mein Platz hier ist bei dir! Hab' mich nur wieder lieb!“

Verklärt schaute Irene auf ihr Kind, das ihr wieder gegenübersaß wie sonst, das aufjubelte: „Es ist so

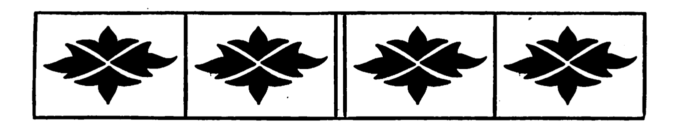
schön, daheim zu sein! Ach, mein gutes, liebes, altes München!"

„Weißt du, Mama," erzählte sie später und verbarg ihr errötendes Gesicht in den Blumen, die am Fenster standen, „ein Herr, der dich gar nicht kennt, hat's mir geraten: ‚Kehren Sie heim zu Ihrer Mutter, Kind!' Vielleicht bin ich so rasch gekommen, weil er es sagte!"

„Ein lieber, vernünftiger Mensch! Ich wollte, ich könnte ihm die Hand drücken!" lächelte Irene, noch ganz wie in einem glücklichen Traum.

„Schreibe ihm doch eine Karte, Mama! Er wird sich sehr freuen!" rief Thekla. „Schreib ihm, daß ich wohl geborgen bin an deiner Seite und daß ich darauf brenne, ihm zu danken!"





Weinlese in Tirol.

Von E. E. Weber.

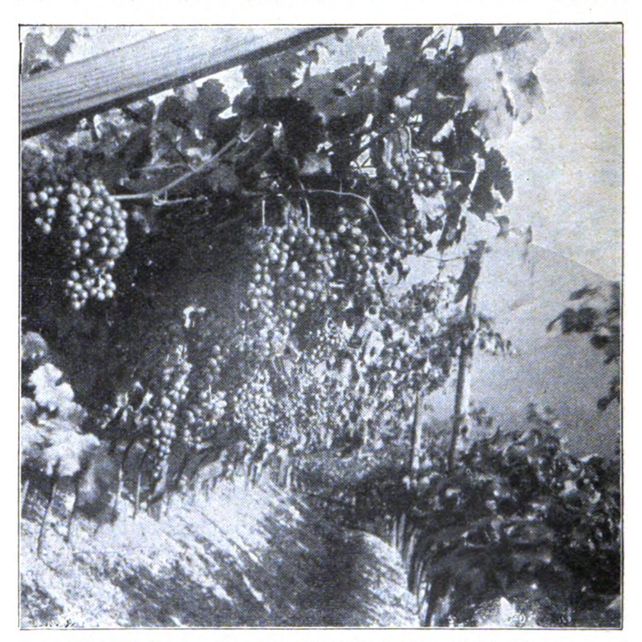
Mit 8 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Wer im Flachland heimisch ist und nie die Weingegenden besucht hat, hat meist eine sehr irrtümliche Vorstellung über die Summe von Arbeit, die der Weinbau erfordert. Man sieht vor seinen geistigen Augen die rebenbewachsenen Hügel, auf denen die Weinstöcke so wohlgeordnet in Reih und Glied stehen, als ob sie sich selbst gerichtet hätten und sich der Hand, die sie von ihrer Traubenlast befreien soll, von selbst darböten, man gedenkt des fröhlichen Treibens, das zur Zeit der Lese in den Weingärten herrscht, und verbindet damit unwillkürlich die Meinung, daß der Weinbau eitel Lust und Freude sei.

Nun, wenn die Ernte gut ist, dann macht allerdings der Winzer in der Lesezeit ein vergnügtes Gesicht. Aber im Durchschnitt ist nur in jedem elften Jahr auf einen vollen Ertrag zu rechnen, und ehe es dazu kommt, ist eine rastlose, beschwerliche Arbeit nötig, wie sie der Landwirt der Ebene bei der Bestellung seiner Felder nicht entfernt zu leisten braucht.

Mag man sich nach der Pfalz, dem Rheingau, dem Neckar oder nach Tirol wenden, im großen und ganzen verläuft die Herrichtung der Weinberge immer in derselben Weise. Schon im Januar und Februar werden die Weinberge gerodet, der Dünger wird angefahren,

in Bütten mühsam zu Berg getragen und dann verteilt. Im März werden die Weinberge aufgeräumt und die Weinstöcke beschnitten. Das Schneiden setzt sich im April fort, zugleich aber werden die Pfähle



Muskatellertrauben in St. Magdalena-Hörtenberg.

und Spaliere ergänzt und ausgebessert und darauf die Weinstöcke angebunden. Auch wird jetzt zum ersten Male gegraben. Im Mai werden die sogenannten Jungfelder aufgegraben und die Weinberge gezeilt, das heißt es werden die Gräben zwischen den Reihen der Stöcke gezogen. Daran schließt sich im Juni das Ausbrechen der nicht tragfähigen Rebenausschüsse.

Im Juli macht sich ein zweites Aufbinden nötig,



Weingut in St. Magdalena.

und das Unkraut wird gejätet. Der August wird mit Planierarbeiten ausgefüllt und bringt ein neues Aufbinden der Zweige mit sich. Im September werden die Weinberge wiederum gegraben und gejätet, und es müssen die Reben gehoben und gebunden werden.

Jetzt erfolgt die Lese, aber kaum ist der neue Wein im Gärkeller geborgen, so müssen die Hände abermals geregt werden. Die Pfähle sind zu teeren und die Jungfelder zuzugraben. Selbst im Dezember hat der



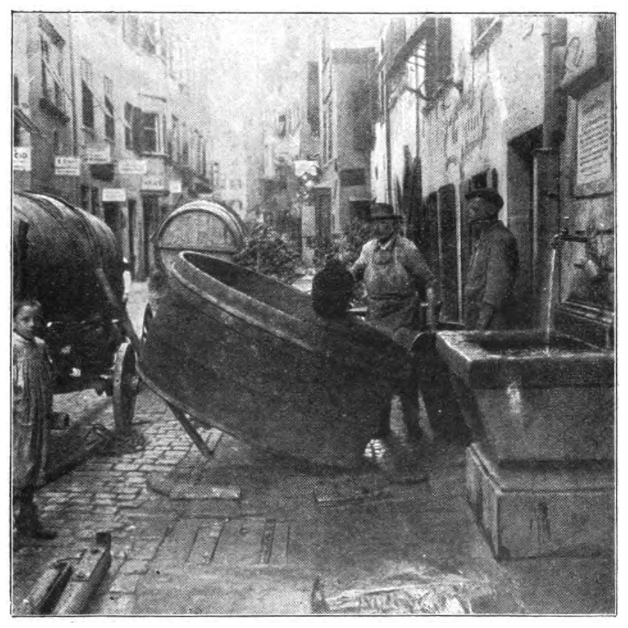
Ein rebenüberdeckter Fahrweg bei Meran.

Winzer keine Ruhe, denn die Weinberge müssen abgeräumt und für das kommende Jahr hergerichtet werden.

Die Zeit, wenn am Rhein die Trauben gereift sind und die Lese beginnt, ist unzählige Male geschildert und besungen worden. Aber nicht minder lohnend ist ein Verweilen in den üppigen Weinbergen Südtirols, in der Umgebung von Bozen, Gries, St. Mag-

dalena und Meran. Gesellt sich doch hier zu der verschwenderischen Entfaltung der Pflanzenwelt als eigenartiger Reiz der Anblick des Hochgebirges.

Bozen selbst, das sich zwischen dem Talferwildbach und dem Eisack ausbreitet, umschlingt ein Gürtel von Weingärten und Obstplantagen, die von purpurnen Trauben und goldenen Äpfeln und Birnen strotzen. Wer dann die Stadt nach Westen zu verläßt



Vorarbeiten zur Weinlese in den Straßen Bozens.

und über die Talferbrücke wandert, blickt von ihr aus in das Etsch- und Sarntal und schaut nach Osten hin auf die Dolomitenkegel des Rosengartens, die bis über 3100 Meter hinansteigen. Jenseits der Brücke

liegt der ebenfalls von fruchtbaren Wein- und Obstgärten umsponnene Villenort Gries. Der Oberbozener Berg schützt Gries sowie Zwölfmalgreien gegen die rauhen Nordwinde und Ostwinde und begünstigt daher das volle Ausreifen der Trauben und des Tafelobstes.

Ein Kranz von Bergen, Schlössern, Ruinen, Weingärten und Wäldern schließt sich im anmutigsten Wechsel aneinander. Wer nach dem Ritten zu, einem sich zwischen Talfer und Eisack ausstreckenden Porphyrplateau, nach St. Anton hinaufsteigt und sich seitwärts wendet, gelangt nach dem berühmten Weingelände von St. Magdalena, dessen Stöcke die köstlichen Muskatellertrauben in guten Jahren kaum zu tragen vermögen. Palmen, Zypressen, Zedern, Araukarien und Lorbeer machen sich hier in wuchernder Fülle mit den Weinstöcken den Boden streitig.

Ein gleich bezauberndes Bild entrollt sich in Meran. In wundervollen Linien steigen die Berge bis zu 3000 Meter Höhe empor. Über Nußbäume und Edelkastanien schweift das Auge hinauf zu den Rebenhängen, erhebt es sich von den Hochwäldern und den Knieholzbändern zu den Trümmerhalden und dem blinkenden Reich des ewigen Schnees. Wo man auch geht und steht, überall eröffnen sich schon von mittlerer Höhe wundervolle Ausblicke auf die Berglehnen, die von dem herbstlichen Laub und dem Fruchtsegen goldig und feurigrot bestickt sind.

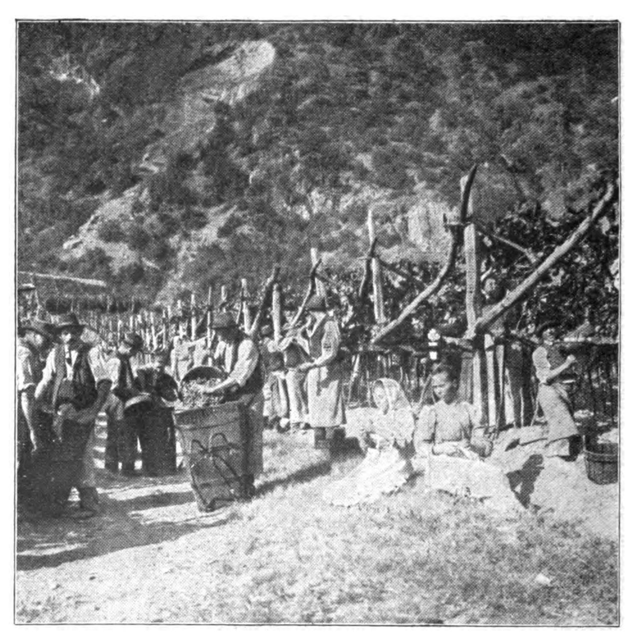
Dort drüben ragen über dem Rebengerank die Zinnen von Schloß Rametz auf. Dort gedeiht der herrliche Rametzer Burgunder. Da oben auf der Höhe liegt Schloß Goyen, dessen Rebengelände den hochgeschätzten Goyener Riesling zeitigen.

Die Tiroler Weinkarte umfaßt eine lange Reihe

Weinlese in St. Magdalena.

von Marken. Rotweine liefert besonders das Etschtal und seine Umgebung, Weißweine das Gebiet von Trient und Roveredo, dem auch vortreffliche Likörweine entstammen.

Im allgemeinen unterscheidet man zwischen Leiten-



In einem Weingarten von Gries.

oder Collineweinen, die von den Anhöhen gewonnen werden, und Bodenweinen, die aus der Tiefebene kommen. Die Leiten sind reich an Alkohol und Körper und haben einen angenehmen Geschmack mit kräftigem Geruch, die Bodenweine dagegen entbehren der Blume und halten sich nicht lange.

Außer den schon erwähnten Weinen sind vorzügliche



Büttenträger.

Sorten der feurige rote und weiße Isera, der süße weiße Terlaner, der dunkelrote Matalino, der braune Pasqualino, der noch dunklere liebliche Muscato, der rubinrote Tramino, der St. Valentiner, der Seeburger von Brixen, der Kalterer Seewein, der Glaniger und Leitacher, der schon im Altertum als Lieblingswein des Kaisers Augustus berühmt war und von Vergil besungen wurde.

Naht die Zeit der Reife, dann übernimmt der Halterer, der phantastisch geputzte Weinbergschütze, sein Amt, um Tier und Mensch, die Gelüste nach den süßen Trauben tragen, von den seiner Obhut anvertrauten Weingärten fernzuhalten.

Zugleich wird es in den Straßen der Dörfer und Städte lebendig. Man prüft und reinigt die Bütten, Kufen, Fässer, Legel, Traubenmühlen und Keltern und bessert die Schäden aus, um für den Empfang der neuen Ernte bereit zu sein.

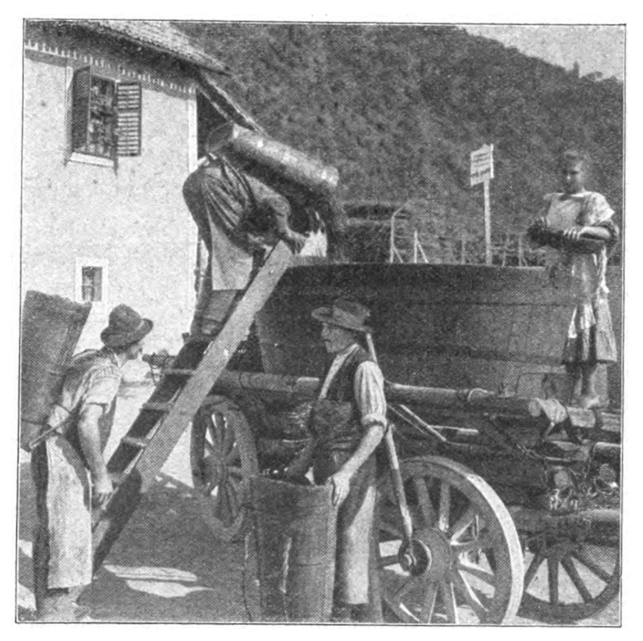
Endlich ist der Tag erschienen, an dem mit der Lese begonnen werden kann. Leserinnen und Burschen ziehen in die Weingärten, fröhlich gestimmt, wenn ihrer auch mühevolle Arbeit wartet.

Die Traubenkufen polternd rollen,
Die Burschen schirren Pferd und Kuh;
Sie sehn im Geiste schon die vollen,
Und hoi! geht es dem Weinberg zu.

Die Vollendung des Reifeprozesses, die sogenannte Edelreife, ist abhängig von der Traubensorte und dem Witterungsverlauf. Vielfach läßt man die Trauben aber noch über die Edelreife hinaus am Stock. Es siedelt sich dann auf den Beeren ein Schimmelpilz an, der in ihnen Umsetzungen veranlaßt und so die Edelfäule hervorruft. Die Beeren werden zwar äußer-

lich unansehnlich, indem sie sich braun verfärben, aber der Pilz verbraucht neben Zucker größere Mengen von Säure, so daß das Verhältnis von Zucker zur Säure für die Weinbereitung günstiger wird.

In langen Reihen stehen oder knieen die Leserinnen



Der Bottich ist voll.

vor den ihnen zugewiesenen Stöcken und pflücken die besten Beeren ab, die als Auslese besonders verarbeitet werden. Sauerfaule und verwelkte Trauben werden ausgeschieden. Ist man auf der Höhe des Weinberges angelangt, so steigt die ganze Kolonne nach unten, um die Lese bergaufwärts von neuem zu beginnen. Erst wenn die besten Beeren abgepflückt sind, werden

die übriggebliebenen mit dem Rebenmesser oder der Traubenschere vom Stock getrennt.

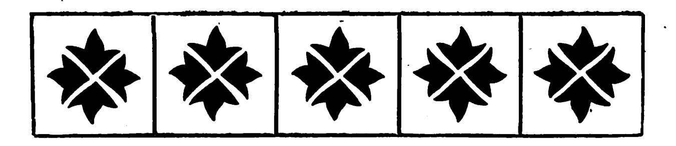
Die gelesenen Beeren werden von den Büttenträgern in einen größeren Bottich geschüttet, wo sie zerquetscht werden. Verschiedentlich wird aber auch schon zur Auspressung des ersten Saftes die Traubenmühle in den Weinbergen verwendet.

Ist der große Bottich gefüllt, so wandert sein Inhalt mit dem Ladfaß in das Kelterhaus, wo dann die weitere Behandlung erfolgt.

Ist der Jahrgang geraten, so glänzen alle Gesichter, und es geht das Verschen in Erfüllung, in dem es heißt:

„Bringt guten Wein der Lese Zeit —
Die Dichter preisen's weit und breit,
Und was dann der Poet erfand,
In Noten setzt's der Musikant."





Kollege Phelps.

Eine Erinnerung von R. Richardson.

In den zehn oder elf Jahren, während deren wir im Dienste derselben New Yorker Detektivagentur arbeiteten, gab es zwischen meinem Kollegen Phelps und mir einen unaufhörlichen Wettkampf um den Preis der größeren Geriebenheit. Einer unbefangenen Jury wäre es sicherlich nicht leicht gefallen, sich zugunsten des einen oder des anderen zu entscheiden. Jedesmal, wenn mir ein Schlag gelungen war, der meine Schlauheit in das hellste Licht setzte, tat sich der kleine Timothy Phelps durch einen mindestens ebenso glänzenden Beweis seines Spürsinns und seiner nie versagenden Erfindungsgabe hervor, so daß ich nachgerade dahin gelangt war, uns wirklich für ebenbürtige Rivalen zu halten.

Eines Tages aber mußte ich's zu meinem Schmerz erleben, von dem Kollegen um eine hübsche Anzahl von Nasenlängen geschlagen zu werden, und die Geschichte dieser Niederlage, die ich bis auf den heutigen Tag nicht habe verwinden können, ist wohl wert, daß ich sie erzähle.

Es war an einem regnerischen Herbsttage, als ich in einem kleinen Zimmer des Manhattanhotels zu Quincy in Illinois saß und auf das Erscheinen eines Herrn wartete, von dem ich sehnlichst wünschte, daß

es Mister Frank Sedgwick sein möge. Es war nämlich für mich allerhöchste Zeit zu einer Begegnung mit diesem Herrn geworden, um dessen persönliche Bekanntschaft ich mich schon seit reichlich vier Wochen vergebens bemühte. Natürlich nicht aus eigenem Herzensantrieb, sondern im Auftrage der großen Zuckerfirma Wyndham, Potter & Co., die an Mister Sedgwick und seiner vor ungefähr Monatsfrist angetretenen Reise das lebhafteste Interesse hatte.

Sedgwick war nämlich bis dahin erster Kassierer der Firma gewesen und hatte die besagte Reise nicht nur ohne vorherige Urlaubseinholung, sondern auch unter Mitnahme eines Sümmchens von rund hundertundachtzigtausend Dollar angetreten, die von Rechts wegen nicht in seine Tasche, sondern in den Geldschrank der Firma gehört hätten. Das Nächstliegende für die Herren Wyndham, Potter & Co. wäre ja natürlich gewesen, Anzeige zu erstatten und den umfangreichen Apparat der Staatspolizei zur Verfolgung des vergeßlichen Kassierers in Bewegung zu setzen; aber dies Verfahren ist in den Vereinigten Staaten bei großen Firmen, die auf ihren Ruf und ihren Kredit halten, nicht sehr beliebt. Solange die gestohlene Summe nicht gar zu groß ist, macht man nicht gerne viel Aufhebens und bedient sich für den Versuch, dem Spitzbuben seine Beute wieder abzujagen, lieber eines verschwiegenen Detektivinstituts als der ungleich redseligeren und geräuschvolleren Polizei.

Demgemäß lautete die mir von meinem Chef mitgegebene Order: „Nicht den Dieb, sondern das Geld!" Und wenn ich auch mit dem nötigen Material versehen war, um im Notfall seine sofortige Verhaftung durch die amtlichen Organe veranlassen zu können, so hatte ich doch gleichzeitig Vollmacht, Mister Sedgwick

laufen zu lassen, sofern er sich zur Herausgabe der unterschlagenen Summe bequemte.

Um ihn aber laufen lassen zu können, mußte ich ihn erst einmal haben. Jedenfalls war der Auftrag, ihn zu erwischen, sehr viel leichter gegeben, als ausgeführt. Eine ziemlich zuverlässige Spur zwar hatte ich bald gefunden; aber der Mann war allem Anschein nach pfiffiger als irgend einer von denen, an deren Fersen ich mich während meiner bisherigen Tätigkeit hatte heften müssen. Er blieb in den Staaten, aber er verstand sich auf das Verwischen seiner Fährte wie ein Indianer aus Lederstrumpfs Zeiten und aufs Hakenschlagen wie ein schon mit allen Hunden gehetzter alter Hase.

Da es nicht meine Schlauheit ist, der ich mich in dieser wahrhaftigen Geschichte berühmen will, sondern da sie vielmehr ein Denkmal meiner Dummheit sein soll, will ich darauf verzichten, zu erzählen, wie ich es nach Verlauf von ganzen vier Wochen fertig gebracht hatte, festzustellen, daß er sich wahrscheinlich seit drei Tagen zu Quincy im Staate Illinois aufhalte und im Manhattanhotel abgestiegen sei. Ganz sicher war ich meiner Sache freilich nicht, und dieser Mister Henderson, in dessen Zimmer ich mich während seiner zeitweiligen Abwesenheit glücklich hineinzuschmuggeln gewußt hatte, konnte in Wahrheit recht wohl der harmlose Geschäftsreisende einer Kolonialwarenfirma sein, für den er sich ausgab.

Wenn es einem Detektiv gelungen ist, sich in das Quartier eines für verdächtig Gehaltenen einzuschleichen, so pflegt er sich nicht untätig auf einen Stuhl zu setzen und Zigaretten zu rauchen. Auch ich hatte also meine Zeit nicht verloren und in dem kleinen Gemache mit den für meinen Beruf selbstverständlichen Luchsaugen Umschau gehalten.

Als hätte er es so recht darauf abgesehen, mir die Sache leicht zu machen, hatte der angebliche Henderson sogar seinen mäßig großen und ziemlich schäbigen Reisekoffer unverschlossen gelassen. Aber ich hatte bei rascher Musterung nichts anderes darin gefunden als einen Anzug und etliche Wäsche. Im Schrank hingen auch nur ein paar unverfängliche Kleidungsstücke, und die Schubfächer des Schreibtisches waren vollkommen leer. Im Papierkorb aber lagen achtlos fortgeworfen und zerknittert ein paar Nummern des „New York Herald“, wie man sie täglich auf allen Bahnhöfen in den Vereinigten Staaten kaufen kann.

Teils aus Langeweile und teils, um mir beim plötzlichen Eintritt des Erwarteten desto überzeugender das Aussehen eines harmlosen Besuchers zu geben, fischte ich eine dieser Nummern heraus und ließ meine Augen über die Spalten hingleiten. Es war nichts darin, das mich interessiert hätte, mit einziger Ausnahme eines kleinen viereckigen Loches auf der letzten Anzeigenseite. Hier hatte ein früherer Leser der Zeitung sorgsam etwas herausgeschnitten, das für ihn von Bedeutung sein mußte.

Da für einen Mann von meinem Fach nichts zu geringfügig sein darf, um der Beachtung wert zu erscheinen, verschmähte ich nicht, das Blatt zusammenzufalten und in die Tasche zu stecken.

Kaum eine Minute später trat Mister Henderson ein. Er hatte auf den ersten Blick natürlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem in meinem Besitz befindlichen Bilde des flüchtigen Sedgwick; aber das enttäuschte mich kaum, denn ich hatte es nicht anders erwartet. Ich hatte ja mein „besonderes Kennzeichen“, auf das ich mich unbedingt verlassen konnte, und zwar in Gestalt einer großen goldenen Plombe im zweiten

Backenzahn der linken Oberkieferhälfte — ein Kennzeichen, von dessen Vorhandensein oder Fehlen ich mich allerdings nur dann überzeugen konnte, wenn es mir gelang, den angeblichen Henderson zum Lachen zu bringen.

Das war zunächst nicht ganz leicht, denn der höchst anständig und unverdächtig aussehende Kolonialwarenreisende schien wenig erfreut, einen Fremden in seinem Zimmer vorzufinden, und machte mir kein Hehl aus seinem unmutigen Erstaunen. Aber ich hatte schon eine hübsche kleine Geschichte in Bereitschaft von einer Verwechslung mit einem ganz anderen Henderson, der mir seit sieben Jahren neununddreißig Dollar schuldig sei, und da ich von Haus aus nicht ganz ohne Humor bin, wußte ich diese, mein Eindringen entschuldigende Geschichte mit so viel niedlichen und phantasievollen Zutaten auszuschmücken, daß ich den Backenzahn mit seiner verräterisch blitzenden Plombe zu Gesicht bekommen hatte, noch ehe die ersten fünf Minuten unserer Bekanntschaft verstrichen waren.

Im Verein mit den übrigen Anzeichen, die mich hierher geführt hatten, war das für mich mehr als genug, so daß ich mir nun keinen weiteren Zwang aufzuerlegen brauchte. Indem ich aus guter alter Gewohnheit die rechte Hand in der linken Brusttasche um den Kolben meiner Browningpistole legte, endete ich meine Geschichte mit der für den Zuhörer vielleicht etwas unvermuteten Wendung: „Um das Vergnügen, diesen seit sieben Jahren gesuchten Henderson in Ihnen wiederzufinden, bin ich nun allerdings betrogen worden; aber ich habe dafür, wie ich sehe, die Ehre mit Mister Frank Sedgwik, dem ich auch schon seit vier Wochen nachlaufe. Sie gestatten, daß ich mich vorstelle: Raynald Richardson von der Detektivagentur Mulready in New York.“

Man erlebt bei einer derartigen Vorstellung oft die merkwürdigsten Überraschungen, und es tut mir sehr leid, daß ich im vorliegenden Fall nicht zur Steigerung des Effekts von jähem Erbleichen des Überrumpelten, von gut oder schlecht gespielter Entrüstung oder gar von einem unheimlich blinkenden Revolverlauf erzählen kann. Mister Sedgwick nämlich spielte ebensowenig den Erstaunten oder Entrüsteten, als er daran dachte, sein oder mein kostbares Leben in Gefahr zu bringen. Er setzte sich vielmehr in aller Gemütsruhe mir gegenüber auf einen Stuhl und vergönnte mir noch einmal den Anblick seiner goldenen Backenzahnplombe.

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mister Richardson! Sie verstehen sich, wie es scheint, gar nicht schlecht auf Ihr Geschäft. Und mit gescheiten Leuten unterhält man sich gern. Nehmen Sie eine Zigarette? — Nein? — So gestatten Sie wohl, daß ich eine rauche. Darf ich vielleicht erfahren, worauf die Geschichte nun eigentlich hinaus soll?“

Ich will nicht leugnen, daß ich ein wenig verblüfft war; aber ich war es doch nicht in dem Maße, daß er es hätte bemerken müssen, und der leichte Plauderton, den er angeschlagen hatte, gefiel mir jedenfalls besser, als irgend eine theatralische Szene mir gefallen hätte.

„Es wird wohl leider nichts anderes dabei herauskommen, Mister Sedgwick, als Ihre Verhaftung,“ erwiderte ich mit jener angeborenen Freundlichkeit, die mich bei meinen Bekannten in den Ruf eines guten und liebenswürdigen Menschen gebracht hat. „Ich habe alles, was dazu nötig ist, in der Tasche, und der Knopf des Telegraphen befindet sich, wie Sie sehen, im Bereich meines Armes.“

„Ich habe nicht die Absicht, Sie an irgend etwas zu

hindern. Offen gestanden, fing ich schon an, dieses zwecklosen Herumreisens etwas müde zu werden."

Nun brachte sein Benehmen mich doch ein wenig aus der Fassung. Daß es ihm nicht Ernst war mit dieser stoischen Ergebung in das Unabänderliche, sah ich an dem pfiffigen Blinzeln seiner Augen; aber woher in aller Welt konnte er wissen, daß es auch mir nicht Ernst war mit seiner Verhaftung? Wenn ich jetzt noch weiter drohende Reden führte, statt auf den Knopf des Telegraphen zu drücken und einen Polizisten holen zu lassen, so spielte ich ohne alle Frage eine lächerliche Rolle, und da ich ihm doch nicht gern den Triumph gönnen wollte, sich für gescheiter halten zu dürfen als mich, zog ich es vor, ohne Umschweife zu reden.

„Lassen Sie mich aufrichtig sein, Mister Sedgwick! Sie haben beinahe ebensoviel Glück wie Verstand. Die Herren Wyndham, Potter & Co. legen keinen Wert auf Ihre Bestrafung. Sobald Sie den versehentlich mitgenommenen Betrag an mich herausgegeben haben werden, können Sie unangefochten reisen, wohin es Ihnen beliebt."

Mister Sedgwick lachte aus vollem Halse. „Das wäre allerdings ein ausgezeichnetes Geschäft für die Firma; aber ein schlechtes für mich. Für so dumm haben die Herren mich auch gar nicht im Ernst gehalten."

„Aber erlauben Sie gütigst, Verehrtester — die Sache ist durchaus kein Spaß. Hier gibt es nur ein Entweder-Oder. Sie müßten verzweifelt kurzsichtig sein, wenn Sie sich da besinnen könnten. Das Geld sind Sie doch nun einmal los — so oder so! Retten Sie sich also wenigstens Ihre Freiheit und Ihren guten Namen."

„Und wer sagt Ihnen, daß ich das Geld los bin? Einstweilen halte ich mich noch vom Gegenteil über-

zeugt, und es wird Ihnen schwerlich gelingen, diese Überzeugung zu erschüttern. Versuchen Sie doch, es zu finden! Ich stelle Ihnen nicht nur alle meine Effekten, sondern auch meine Person für eine Durchsuchung gern zur Verfügung."

„Daß Sie die Summe nicht bei sich haben, glaube ich gern. Aber man kann nichts so schlau verstecken, daß nicht ein Schlauerer es zu finden vermöchte. Wenn Sie sich etwa der Hoffnung hingeben, nach Verbüßung Ihrer Strafe behaglich und unangefochten von dem Gelde leben zu können, so befinden Sie sich jedenfalls in einem verhängnisvollen Irrtum."

„Es ist sehr freundlich, Mister Richardson, daß Sie sich meinetwegen so viele Sorge machen. Aber ich bitte Sie, sich wegen meiner Zukunft nicht weiter zu beunruhigen, und wenn es Ihnen nichts verschlägt, machen wir die Sache mit der Verhaftung ohne ferneren Zeitverlust ab. Anderenfalls möchte ich mich gern zum Mittagessen umkleiden."

Nun hätte mich ja eigentlich nichts mehr abhalten sollen, seinem Wunsch zu willfahren; aber seine spöttische Zuversicht hatte meinen Ehrgeiz geweckt, und ich war jetzt nur um so fester entschlossen, meinen Auftrag so auszuführen, wie er mir erteilt worden war: „Nicht den Dieb, sondern das Geld!" Da einem guten Detektiv immer im richtigen Augenblick die rettenden Einfälle kommen, war auch in meinem Gehirn eine Idee aufgezuckt, die mich nach meiner Überzeugung zu dem erwünschten Ziele führen mußte.

„Mister Sedgwick," sagte ich, einen ernsteren, sogar etwas wehmütig gefärbten Ton anschlagend, „wir reden hier miteinander ohne Zeugen und als zwei Männer, die das Leben kennen. Sie haben mir nie etwas zuleide getan, und ich habe darum auch kein

Interesse daran, Sie ins Gefängnis zu bringen. Wohl aber habe ich ein Interesse daran, die Belohnung von fünftausend Dollar zu verdienen, die mir für die Herbeischaffung der von Ihnen mitgenommenen Summe zugesichert worden ist. Ihre Verhaftung würde mir so gut wie gar nichts eintragen. Sie sehen, daß das ein beträchtlicher Unterschied ist — nicht wahr?"

„Allerdings! Aber Sie können doch nicht gut verlangen, daß ich mir aus bloßer Gefälligkeit gegen Sie alle diese Umstände und Unbequemlichkeiten ganz umsonst auferlegt haben soll."

„Nein, das verlange ich nicht," sagte ich noch wehmütiger; „aber ich hatte gehofft, Sie würden mich verstehen."

Sedgwick sah mich erst ein paar Sekunden lang zweifelnd an; dann spitzte er die Lippen und ließ einen langgezogenen Pfiff vernehmen. „Ah, das ist etwas anderes! Es würde Ihnen also im Grunde gleichgültig sein, ob Sie die fünftausend von der Firma Wyndham, Potter & Co. oder ob Sie sie von mir erhalten?"

„Das Leben ist hart, Mister Sedgwick, und wenn man eine große Familie zu ernähren hat —"

Er dachte nach. So unbedingt vertrauenswürdig schien meine Persönlichkeit doch nicht auf ihn gewirkt zu haben, daß er nicht irgend einen Fallstrick hätte argwöhnen sollen. Aber er konnte offenbar keinen entdecken, oder er traute sich Schlauheit genug zu, ihm rechtzeitig auszuweichen, denn nach einer kleinen Weile fragte er: „Wenn ich Ihnen die genannte Summe gäbe, hätte ich dann die Gewißheit, vierzehn Tage lang ganz unbehelligt und unbeobachtet zu bleiben?"

„Die Polizei ist noch nicht benachrichtigt, und mein



Institut hat niemand auf Ihre Spur gesetzt als mich. Es wäre ein leichtes für mich, meinen Chef noch vierzehn Tage lang hinzuhalten."

„Schön! — Aber ich habe das Geld, das Sie verlangen, nicht hier und auch nicht in sofort erreichbarer Nähe. Drei oder vier Tage müßten immerhin vergehen, bevor ich es Ihnen zur Verfügung stellen könnte."

„Darauf würde es weiter nicht ankommen. Aber ich müßte mir allerdings die Freiheit nehmen, Sie während dieser drei oder vier Tage unausgesetzt im Auge zu behalten. Sie begreifen, aus welchem Grunde."

Der Kassierer lächelte. „Sie fürchten, daß ich diese Frist benützen könnte, um meine Reise fortzusetzen? Sie dürfen unbesorgt sein. Da ich mich, wie Sie sehen, vor einer Verhaftung nicht sonderlich fürchte, verspreche ich Ihnen, mich nicht auf eine einzige Stunde aus Quincy zu entfernen, das zwar ein elendes Nest ist, in dem sich's aber von überstandenen Strapazen ganz gut ausruhen läßt. Zu Ihrer größeren Bequemlichkeit schlage ich Ihnen sogar vor, ebenfalls ein Zimmer im Manhattanhotel zu nehmen. Es ist genau so gut oder so schlecht wie jedes andere hier in Quincy."

Er war jedenfalls der kaltblütigste Flüchtling, der mir jemals zu Gesicht gekommen war, und er mußte aus irgend einem Grunde wirklich ohne erhebliche Sorge um seine Zukunft sein. Darüber, daß er es mir nicht leicht machen würde, hinter sein Geheimnis zu kommen, durfte ich mich keinen Illusionen hingeben, und als ich mich ein paar Minuten später nach allen Regeln gesellschaftlichen Anstandes von ihm verabschiedet hatte, wußte ich in der Tat nicht, ob ich mit meinem Verhalten zufrieden oder unzufrieden sein sollte.

Nun, in jedem Fall war vorläufig noch nichts verloren. Denn, daß er mir noch einmal durch die Lappen gehen könnte, hielt ich jetzt, nachdem ich ihn leibhaftig vor mir gesehen, für gänzlich ausgeschlossen. Es blieb mir nach wie vor die Möglichkeit, ihn verhaften zu lassen, wenn es mir nicht gelang, Klarheit über den Verbleib des augenscheinlich so wohlverborgenen Geldes zu erlangen.

Aus mancherlei guten Gründen verzichtete ich darauf, Mister Sedgwicks Rat zu befolgen und ein Zimmer im Manhattanhotel zu nehmen, sondern zog es vor, mich in einem Boardinghouse unmittelbar neben dem Bahnhof einzumieten.

Als ich meine Brieftasche herauszog, um die übliche Vorauszahlung zu leisten, fühlte ich das Zeitungsblatt zwischen den Fingern, das ich vorhin ohne besondere Erwartungen zu mir gesteckt hatte. Ich stellte fest, daß es die Nummer vom vorgestrigen Tage war, und verschaffte mir ohne Schwierigkeit bei einem Zeitungsverkäufer auf dem Bahnhof ein weiteres Exemplar dieser Nummer.

Die leicht aufgefundene Anzeige, die in dem anderen fehlte, war sehr unscheinbar und lautete: „Lucy! Schön Wetter. Gesund. Große Reisesehnsucht. Wann? Wo? Kitty."

Das war herzlich wenig, und auch ein feinerer Spürsinn als der meinige hätte schwerlich ausgereicht, herauszutüfteln, welcher Zusammenhang möglicherweise zwischen Lucy, Kitty und Mister Sedgwick bestand. Immerhin ließ ich mich's nicht verdrießen, am nächsten Tage, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mein neuer Bekannter noch nicht abgereist war, abermals im Inseratenteil des „New York Herald" nachzuforschen.

Es gereichte mir zu lebhafter Freude, folgendes zu finden: „Kitty! Schönster Sonnenschein. Wohlauf. Quincy-Ill. Geduld. Zukunft. Lucy.“

Das war für mich schon erheblich mehr, und ich hegte nicht den geringsten Zweifel, hier einer Korrespondenz auf die Spur gekommen zu sein, die zwischen Mister Sedgwick und irgend einem männlichen oder weiblichen Vertrauten durch die gefällige Vermittlung des „New York Herald“ geführt wurde. Ließ sich mit dieser Feststellung für den Augenblick auch noch nichts anfangen, so konnte sie doch in der Folge sehr wertvoll werden, und ich amüsierte mich im stillen über die Bestätigung des alten Erfahrungssatzes, daß auch der schlaueste Verbrecher immer irgend eine Dummheit begeht, wie sie dem geriebenen Mister Sedgwick passiert war, als er das durch den Ausschnitt verdächtig gewordene Zeitungsblatt in den Papierkorb warf, statt es zu verbrennen.

Im übrigen verlief dieser Tag ebenso wie der folgende ohne ein bemerkenswertes Erlebnis. Ich hatte zweimal das Vergnügen, Mister Sedgwick auf den Spaziergängen zu begegnen, mit denen er sich gleich mir die Langeweile zu vertreiben schien, und wenn wir einander auch nicht grüßten, so blinzelte er mir doch jedesmal freundlich und verheißungsvoll zu, wie wenn er sagen wollte: „Gedulden Sie sich nur noch ein klein wenig. Es ist alles in schönster Ordnung.“

Und daß er mich in der Tat nicht vergessen hatte, bewies mir nach Verlauf dieser achtundvierzig Stunden folgendes Inserat im „New York Herald“: „Kitty! Leichter Nebel. Vorsicht. Sende sofort sechs Bl. Quincy-Ill. postl. Wortlos. Lucy.“

Nun glaubte ich mich schon einigermaßen auf die

Deutung dieser geheimnisvollen Sprache in Substantiven zu verstehen. Ich übersetzte sie mir folgendermaßen: Kitty — das war der — oder noch wahrscheinlicher die, die das gestohlene Geld in Verwahrung hatte. Der leichte Nebel wurde vermutlich durch meine eigene unbedeutende Person verursacht. Die Mahnung zur Vorsicht war ohne weiteres verständlich. Die sechs Blätter, die unverzüglich postlagernd Quincy abgesandt werden sollten, ließen sich unschwer als ebenso viele Tausenddollarnoten deuten. Und sie sollten „wortlos" geschickt werden, damit kein verräterischer Begleitbrief dem Empfänger oder dem Absender verhängnisvoll werden könnte. Da das Inserat dem, für den es bestimmt war, sofern er sich in New York aufhielt, schon gestern zu Gesicht gekommen sein mußte, ließ sich bereits für den heutigen Tag auf das Eintreffen des Geldes rechnen, und wenn ich durch das Zutreffen dieser Vermutung die Bestätigung dafür erhielt, daß meine Kombinationen richtig gewesen waren, durfte ich nicht länger mit der Ausführung des Planes zögern, der mir bei meinen Zeitungsstudien gekommen war.

Für alle Fälle sandte ich sofort einen ausführlichen Bericht an meinen Chef ab, der ihn von meinen bisherigen Erfolgen wie von meinen weiteren Absichten in Kenntnis setzte. Ich fügte zur Verdeutlichung derselben das Manuskript eines kleinen Inserates bei, das unverweilt für die nächste Nummer des „New York Herald" aufgegeben werden sollte. Es war ganz im Stil der bereits bekannten abgefaßt und hieß: „Kitty! Wieder Sonnenschein. Komme sofort Quincy. Alle Blätter mitbringen. Lucy."

Natürlich ließ ich das Schreiben als Expreßbrief abgehen und stellte am Schlusse eine etwa nötig werdende Ergänzung meiner Dispositionen durch den

Telegraphen in Aussicht. Dann begab ich mich auf meinen gewöhnlichen Spaziergang und hatte die Freude, in unmittelbarer Nähe des Postgebäudes auf Mister Sedgwick zu stoßen, der mich auch diesmal nicht grüßte, mir aber im Vorbeistreifen zuraunte: „Kommen Sie heute abend zu mir.“

Er würde mir dabei vielleicht etwas weniger liebenswürdig zugelächelt haben, wenn er geahnt hätte, daß ich noch in der nämlichen Stunde an die Detektivagentur Mulready in New York telegraphierte: „Sendet sofort Mister Phelps. Erwarte ihn morgen mittag Bahnhof Smithville-Illinois. Richardson.“

— — — — — — — — — — — — — —

Von meiner abendlichen Unterhaltung mit Mister Sedgwick ist nicht viel zu berichten. Es waren ein paar recht gemütliche Stunden, die ich mit ihm verlebte, und unser Geplauder dehnte sich bei etlichen Flaschen Scherry fast bis gegen Mitternacht aus. Die fünftausend Dollar in fünf schönen neuen Noten hatte er mir mit der freundlichsten Miene eingehändigt, ohne eine Empfangsbestätigung zu verlangen, und er hatte dabei sogar die Hoffnung ausgesprochen, daß mir von meinem Chef die Reisespesen trotz meines Mißerfolges anständig vergütet werden würden.

„Wegen Wyndham, Potter & Co. brauchen Sie sich übrigens weiter keine Gewissensbisse zu machen,“ hatte er beruhigend hinzugefügt. „Für die ist das nur eine Bagatelle, und Sie dürfen mir glauben, daß Sie ihnen gar keinen schlechteren Dienst hätten erweisen können, als wenn Sie mich verhaftet hätten.“

In dem Augenblick, da er das sagte, zu sorglosem Plaudern gestimmt durch den Scherry und die Aussicht auf einen fröhlichen Abschluß seiner bisher etwas anstrengenden Reise — in diesem Augenblick schwebte

die lächelnde Huldgestalt der Glücksgöttin greifbar nahe an mir vorüber.

Aber das Schicksal hatte mich mit Blindheit geschlagen. Ich sah sie nicht und konnte darum auch nicht auf den Einfall kommen, sie an einem flatternden Gewandzipfel festzuhalten. Nur meine armseligen fünftausend Dollar lagen mir im Sinn und die Sorge, ob es mir auch glücklich gelingen würde, sie zu erwischen.

Oh, Phelps, du feiner Menschen- und Yankeekenner, wie viel schlauer warst du doch als ich!

Aber ich will nicht vorgreifen.

Als die Geisterstunde nahte, sagten wir einander lebewohl, und wir taten es wie zwei gute alte Bekannte, die in Kleinigkeiten kein Hehl voreinander haben. Während ich beiläufig erwähnte, daß ich am nächsten Morgen eine kleine Vergnügungsreise nach dem Westen anzutreten gedächte, um mich während der vereinbarten vierzehn Tage, die bis zu meiner Rückkehr nach New York vergehen müßten, an irgend einem netten Orte ein bißchen zu amüsieren, teilte mir Mister Sedgwick mit, daß er noch ein paar Tage in Quincy zu bleiben beabsichtige, wo er in einer Woche schon drei Pfund an Gewicht zugenommen habe, und dessen Klima er darum für besonders zuträglich halte.

„Mein Magen ist nämlich etwas schwach," meinte er. „Und wenn man eine längere Seereise antreten will, tut man gut, ihn vorher in gehörigen Stand zu setzen."

Worin ich ihm natürlich nur beipflichten konnte, um so mehr, als diese liebevolle Sorge für seine Gesundheit durchaus meinen eigenen Wünschen entsprach.

Er mußte wirklich Gefallen an mir gefunden haben, der ehemalige Kassierer von Wyndham, Potter & Co., denn er hatte die Aufmerksamkeit, am nächsten Morgen zu einer letzten Verabschiedung auf den Bahnhof zu kommen.

Ich hatte ihn natürlich gleich in einem dunklen Winkel neben dem Billettschalter bemerkt; aber ich gab mir den Anschein, ihn nicht zu sehen, und verlangte mit hinlänglich lauter Stimme eine Fahrkarte nach einer ziemlich weit entlegenen westlichen Station. Erst nachher begrüßten wir uns, um einander zum letzten Male die Hände zu schütteln.

Es war nämlich in der Tat das letzte Mal, denn ich habe Mister Sedgwick nach jenem Morgen nie wieder gesehen.

— — — — — — — — — — — — — —

Smithville ist auf der Strecke nach New York die vierte oder fünfte Station hinter Quincy, und ich mußte noch ein paar Stunden auf dem Bahnhof warten, ehe Mister Phelps mit einem von Norden kommenden Zuge eintraf. Er ist ein kleiner, wohlbeleibter Mann, der mir kaum bis an die Schultern reicht. Aber in seinem kurzen, stämmigen Körper stecken die Kräfte eines Riesen, und er braucht sich nicht zu bedenken, es im Notfall mit vieren oder fünfen aufzunehmen.

Er war auf mein Telegramm hin sofort abgereist, ohne zu wissen, um was sich's handle, denn mein Brief konnte ja erst heute in New York eintreffen. Ich mußte ihm also mein ganzes Abenteuer mit Mister Sedgwick erzählen, und ich wartete mit triumphierender Spannung auf den Ausdruck seiner Anerkennung für meinen fein eingefädelten Plan.

Aber der kleine Phelps wiegte bedenklich den Kopf. „Wenn's gelingt, ist es ein Geniestreich,“ meinte er,

„und wenn's fehlschlägt, eine heillose Dummheit. Gut immerhin, daß Sie wenigstens nicht die noch größere Dummheit begangen haben, den Mann zu verhaften. Wie nun aber, wenn er gleichzeitig ebenfalls ein Inserat aufgegeben hat? Oder wenn er das Ihrige zu Gesicht bekommt und daraufhin ein warnendes Telegramm an seine Kitty losläßt?"

„Das erstere ist nicht anzunehmen, weil er doch jedenfalls erst das Eintreffen der verlangten Sendung abgewartet haben wird, und dann könnte eine von ihm aufgegebene Anzeige erst vierundzwanzig Stunden später erscheinen als die meinige. Die andere Möglichkeit aber brauchen wir noch weniger zu fürchten, weil Kitty bei ihrer großen Reisesehnsucht jedenfalls sofort aufgebrochen ist, nachdem sie mein Inserat gelesen hat, und weil Sedgwick ein Warnungstelegramm erst abschicken kann, nachdem die betreffende Zeitungsnummer bis nach Quincy gelangt ist."

„Das läßt sich hören. Wie aber haben Sie sich meine Tätigkeit in der Sache gedacht?"

„Einfach so, daß Sie, den Sedgwick nicht kennt, jetzt an meine Stelle zu treten haben. Ich habe damit gerechnet, daß ihm das gefälschte Inserat zu Gesicht kommt, kurz bevor Kitty in Quincy angelangt sein kann. Er wittert natürlich Verrat und ist, wie ich ihn taxiere, nicht dumm genug, sie auf dem Bahnhof in Quincy zu erwarten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er ihr eine oder zwei Stationen weit entgegenfahren, um sie dort abzufangen. Ihre Aufgabe wird es sein, ihm in Quincy aufzulauern und sich an seine Fersen zu heften. Nach der Personalbeschreibung, die ich Ihnen gebe, können Sie Ihren Mann unmöglich verfehlen. Was Sie zu tun haben, wenn Sie ihn irgend einen männlichen oder weiblichen Passagier begrüßen sehen,



muß ich allerdings Ihrer eigenen Klugheit und Geistesgegenwart überlassen."

Mister Phelps nickte. „Das wäre das wenigste. Im großen und ganzen war das, was Sie getan haben, vielleicht wirklich das beste, was sich nach Lage der Dinge tun ließ. — Sie sagen also, er sei sehr zuversichtlich gewesen und habe sich vor einer Verhaftung nicht gefürchtet?"

„Nicht im mindesten. Es war gerade so, als wenn er felsenfest überzeugt wäre, daß Wyndham, Potter & Co. nicht daran denken, ihm Ungelegenheiten zu bereiten."

Darauf äußerte sich Phelps nicht weiter, aber als wir uns verabschiedeten, weil er ohne Aufenthalt nach Quincy weiterfahren wollte, sagte er: „Gelingt es mir, ihm die hundertachtzigtausend abzuknöpfen oder das, was noch davon vorhanden ist, so gehört die von der Firma gewährte Gratifikation natürlich Ihnen; denn mein Verdienst an der Sache wäre ja sehr gering. Unter so alten Kollegen bedarf das übrigens nicht erst der Versicherung."

Wir trennten uns und — um es kurz zu machen — es ging alles genau so, wie mein Scharfsinn es vorausgesehen und vorausberechnet hatte. Ich kann mich dafür allerdings nur auf den Bericht beziehen, den Mister Phelps mir später strahlenden Antlitzes erstattete, aber ich stehe dafür ein, daß er mir nur die lautere Wahrheit erzählt hatte.

Er lungerte während des ganzen nächsten Tages auf dem Bahnhof in Quincy herum, bis er des ehrenwerten Mister Sedgwick ansichtig wurde, der sich in unverkennbarer Aufregung nach dem Eintreffen des nächsten New Yorker Zuges erkundigte und der dann ein Billett bis zur nächsten größeren Station auf dem Wege nach New York löste, ohne zu ahnen, daß er be-

reits rettungslos seinem Schicksal verfallen war. Phelps bestieg natürlich denselben Wagen, und wen der kleine dicke Mann einmal unter seine liebevolle Obhut genommen hatte, der hätte ihm nicht mehr entschlüpfen können, selbst wenn er die Gabe besessen hätte, sich unsichtbar zu machen.

Aber Mister Phelps hatte während seines Aufenthalts in Quincy noch etwas anderes getan als das eben Erzählte. Er hatte an die Firma Wyndham, Potter & Co. in New York ein Telegramm folgenden Wortlautes aufgegeben: „Sedgwick erwischt. Führt sehr herausfordernde Sprache. Was tun? Phelps."

Und er hatte darauf die nachstehende Antwort erhalten: „Laufen lassen. Äußerstenfalls sogar mit unterschlagener Summe. Wyndham, Potter & Co."

Man wird vielleicht argwöhnen, daß mein Kollege Phelps daraufhin den Raub mit dem Defraudanten geteilt habe. Aber keiner, der die unbestechliche Rechtschaffenheit des wackeren Timothy kennt, würde jemals auf eine solche Vermutung geraten können. Gerade seine großartige Rechtschaffenheit war es ja, die ihm hier zu dem einträglichsten Erfolg seiner ganzen Detektivlaufbahn verhalf.

Als er nämlich auf dem Bahnhof in Springtown die erste, ebenso zärtliche als hastige Umarmung zwischen Mister Sedgwick und einer sehr hübschen, sehr jungen und sehr eleganten Dame durch sein unerwartetes Dazwischentreten gestört hatte, indem er sich nicht gleich mir als Privatdetektiv, sondern als einen Beamten der Kriminalpolizei bezeichnete, war alle Zuversicht und Keckheit des Defraudanten mit einem Schlage zusammengebrochen — aus dem einfachen Grunde, weil die von Mister Phelps mit raschem Griff beschlagnahmte Handtasche der jungen Dame —

Kitty hieß sie natürlich nicht, und sie war bis vor sechs Wochen Stenotypistin bei Wyndham, Potter & Co. gewesen — wirklich fast die ganze gestohlene Summe enthielt. Ohne jeden Versuch eines Widerstandes war er dem vermeintlichen Polizisten in ein Dienstzimmer des Bahnhofes gefolgt, dessen Benützung man Mister Phelps auf eine rasche Verständigung hin gestattet hatte.

Da war es anfänglich wirklich ganz polizeimäßig zwischen ihnen hergegangen, bis Phelps allgemach begonnen hatte, mildere Saiten aufzuziehen.

„Sedgwick,“ hatte er gesagt, „vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit für Sie, dem Arm der strafenden Gerechtigkeit zu entrinnen. Gegen die Firma Wyndham, Potter & Co. liegt nämlich der dringende Verdacht vor, sich irgendwelcher unerlaubter geschäftlicher Manipulationen schuldig gemacht zu haben. Wenn dieser Verdacht begründet ist, muß vor dem höheren Interesse natürlich das geringere zurücktreten. Sind Sie in der Lage, Angaben in dem bezeichneten Sinne zu machen?“

Überflüssig ist es, zu erwähnen, daß von einem derartigen Verdacht bisher nie und nirgends die Rede gewesen war. Aber Phelps hatte aus dem Verhalten der Firma in Sachen des entflohenen Beamten, der zuvor einen hervorragenden Vertrauensposten innegehabt, und aus dem, was er von mir über Mister Sedgwicks Benehmen erfahren, seine Schlüsse gezogen. Er lebte lange genug in den Vereinigten Staaten, um zu wissen, daß man die großen Spitzbuben zumeist nicht unter den armen und kleinen, sondern unter den angesehenen und reichen Leuten zu suchen hat. Es ist ja in der Regel nicht ganz leicht, ihnen beizukommen; aber wo es ausnahmsweise einmal gelingt,

können für den genialen Entdecker recht ansehnliche Prämien herausspringen.

Er handelte also teils aus angeborener Rechtschaffenheit, teils in der Hoffnung auf eine derartige Prämie, und da er noch am Leben ist, will ich mich nicht unterfangen, zu entscheiden, welcher von beiden Impulsen der mächtigere gewesen sein mag. Sicher ist, daß Mister Sedgwick sich nicht ohne weiteres herbeiließ, Farbe zu bekennen, denn er hatte sich seine Kenntnis von den seit vielen Jahren betriebenen ungeheuren Zollhinterziehungen der Firma Wyndham, Potter & Co. und anderer großer Häuser derselben Branche gewissermaßen als einen allerletzten Trumpf aufgespart, den er erst ausspielen wollte, wenn er sah, daß wirklich alles für ihn verloren war.

Nun unter Phelps' eindringlicher Beredsamkeit schmolzen seine Bedenken mehr und mehr zusammen, und sie verflüchtigten sich vollends, als ihm nicht nur seine und „Kittys" Freilassung, sondern auch ein Reisegeld von zehntausend Dollar zugesichert wurden. Natürlich um des „höheren Staatsinteresses" willen; denn daß er eigentlich auf Grund einer ihm von Wyndham, Potter & Co. erteilten Vollmacht handelte, indem er sich so großmütig erwies, glaubte der vorsichtige Phelps doch lieber verschweigen zu sollen.

Das Ende vom Liede war, daß Phelps sich nach Verlauf einer Stunde im Besitz des großartigsten Belastungsmaterials befand, das er sich nur wünschen konnte — eines Materials, wie man es unter anderen Umständen wahrscheinlich nicht einmal auf der Folter aus Sedgwick herausgepreßt haben würde. Er war als Mitwisser jahrelang auch der Mitschuldige der Zolldefraudanten gewesen, und er konnte seine ehemaligen Arbeitgeber nicht kompromittieren, ohne sich selbst zu

belasten. Aber draußen winkte die goldene Freiheit, neben ihm saß die hübsche, schluchzende „Kitty“, die willens war, diese Freiheit mit ihm zu teilen, und selbst ein so bescheidenes Kapital, wie es lumpige zehntausend Dollar darstellen, mußte einem Manne von Sedgwicks Unternehmungsgeist hinlänglich begehrenswert erscheinen, zumal da ihm nur die Wahl gelassen war zwischen seiner Annahme und einer unfreiwilligen Reise nach Sing-Sing, dem höchlich unbeliebten Erholungsort der von der menschlichen Gesellschaft Geächteten.

„Lucy“ und „Kitty“ fuhren noch am nämlichen Abend weiter gen Westen, und von ihren ferneren Schicksalen meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Mein Kollege Phelps aber war in der angenehmen Lage, unserem gemeinsamen Chef beinahe hundertundsechzigtausend Dollar für die Firma Wyndham, Potter & Co. abzuliefern, und er war vornehm genug, jede Extragratifikation für die von ihm vollbrachte außerordentliche Leistung entschieden abzulehnen, so daß ich meine pflichtgemäß abgelieferten fünftausend Dollar unverkürzt zurückerhielt, natürlich unter Ausdrücken ehrendster Anerkennung für meinen vermeintlichen Scharfsinn, der zuletzt leider so kläglich in die Brüche gegangen war.

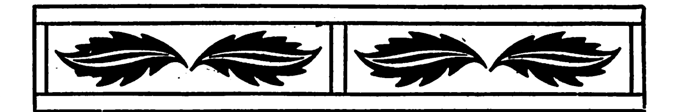
Daß Mister Phelps noch am Tage der Rückkehr nach New York seine Stellung bei der Agentur Mulready aufkündigte, erregte meine Verwunderung nur so lange, bis ich durch die Zeitungen von der Aufdeckung der großartigen, auf Millionen bezifferten Zollhinterziehungen des Hauses Wyndham, Potter & Co. und anderer Zuckerfirmen erfuhr, und bis ich am Schluß der sensationellen Mitteilung las, daß Mister Timothy Phelps, dessen wertvolle Angaben einzig und allein

diese Aufdeckung ermöglicht hätten, von der Regierung eine Prämie von vierzigtausend Dollar erhalten habe.

Da fiel es mir freilich wie Schuppen von den Augen, und was mir mein ehemaliger Kollege Phelps bei unserem nächsten Zusammentreffen strahlenden Antlitzes erzählte, war nur noch eine Bestätigung dessen, was ich mir schon selber zusammengereimt hatte.

Es mag Leute geben, die sein Verhalten vom Standpunkt einer höheren Moral nicht ganz einwandfrei finden. Aber das sind sicherlich Leute, die im alten Europa wohnen. Im Lande des Dollars gilt nun einmal der Grundsatz, daß Schlauheit niemals unanständig sein kann, sofern sie nur etwas Erkleckliches einbringt.





Englands Kriegsflotte und ihre Rivalen.

Von Fr. Parkner.

Mit 9 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Trotz der Friedensliebe, die England zur Schau trägt, und trotzdem es wiederholt erklärt hat, daß es bereit sei, auf die Erörterung der Abrüstungsfrage einzugehen, ist es doch beständig bestrebt, seinen Flottenbestand zu vermehren und die Gefechtskraft seiner Schiffstypen zu erhöhen. Wenn auch zuzugeben ist, daß England als erste Seemacht der Welt und Besitzerin weitausgedehnter und zerstreuter Kolonialländer Anspruch auf ein Übergewicht gegenüber den übrigen Staaten erheben darf, ist aber anderseits auch nicht zu vergessen, daß England die Mehrzahl seiner Schiffe in den europäischen Gewässern zusammengezogen hat und dadurch sein an sich berechtigtes Übergewicht eine ungewöhnliche Steigerung erfährt. Unter diesen Umständen ist es von ernstestem Interesse, den gegenwärtigen Entwicklungszustand der englischen Flotte ins Auge zu fassen und hiermit die Flotten der anderen Seemächte, und namentlich die Deutschlands, in Vergleich zu stellen.

Nach der neuesten, von der englischen Admiralität aufgestellten Statistik entfallen auf

England	53	Linienschiffe; im Bau sind	10
Deutschland	30	„ „ „ „	9
Frankreich	18	„ „ „ „	8
Italien	9	„ „ „ „	4
Österreich-Ungarn . . .	11	„ „ „ „	5
Rußland	7	„ „ „ „	7

Es besitzen ferner

England	38	Panzerkreuzer; im Bau sind	5
Deutschland	17	„ „ „ „	3
Frankreich	20	„ „ „ „	1
Italien	10	„ „ „ „	0
Österreich-Ungarn . . .	3	„ „ „ „	0
Rußland	4	„ „ „ „	2

Es verfügt

England	über	288	Torpedojäger u. Torpedoboote
Deutschland	„	174	„ „ „
Frankreich	„	270	„ „ „
Italien	„	114	„ „ „
Österreich-Ungarn .	„	73	„ „ „
Rußland	„	155	„ „ „

Endlich zählt

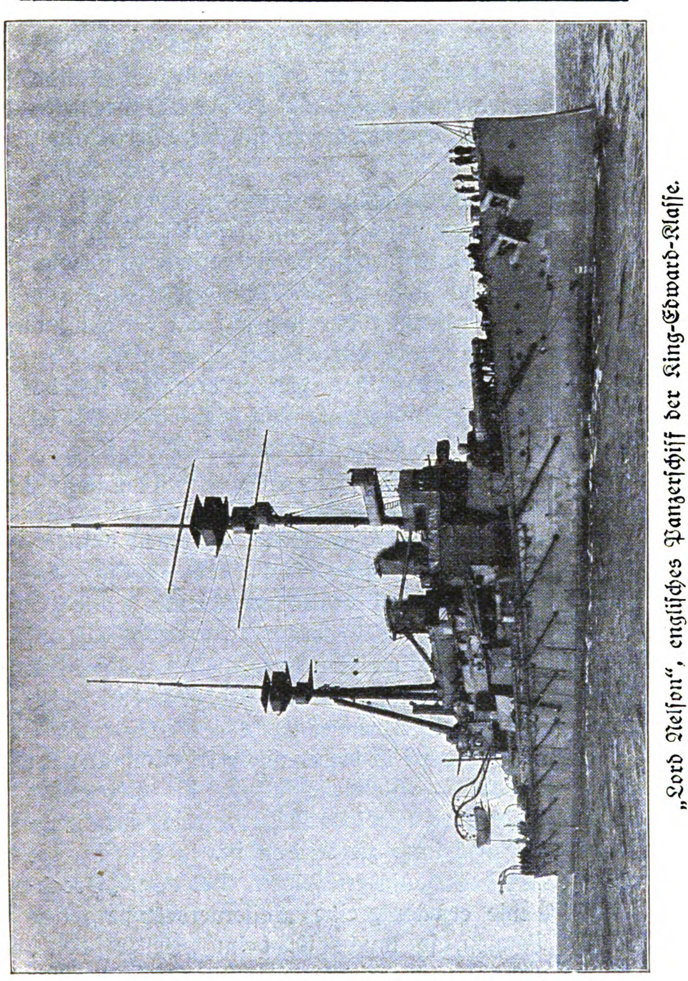
England	62	Unterseeboote; im Bau sind	12
Deutschland	8	Unterseeboote; die Zahl der im Bau befindlichen ist nicht bekannt	
Frankreich	58	Unterseeboote; im Bau sind	13
Italien	7	„ „ „ „	13
Österreich-Ungarn . . .	4	„ „ „ „	2
Rußland	30	„ „ „ „	0

Rechnet man die eigentlichen Schlachtschiffe zusammen, so können die drei befreundeten Mächte England, Frankreich und Rußland 78 Linienschiffe und 62 Panzerkreuzer stellen, denen die drei verbündeten Mächte Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien nur 50 Linienschiffe und 30 Panzerkreuzer im Kriegsfall entgegenzusetzen haben.

Die Entwicklung des heutigen Typs für Linien- oder Panzerschiffe begann im Oktober 1905 mit der Stapellegung des bekannten „Dreadnought“. Er wurde in der ungewöhnlich kurzen Zeit von 18 Monaten fertiggestellt. Dieser neue Typ barg im Keim alle die Umgestaltungen, die zu Richtlinien für die gesamte Kriegsmarine der Welt wenigstens in den Hauptpunkten geworden sind. Grundlegend war die Vergrößerung des Schiffskörpers. Von der King-Edward-Klasse, deren Schiffe eine Wasserverdrängung von 16,612 Tonnen besaßen, ging man bei 149,3 Meter Länge und 25 Meter Breite zu einer Wasserverdrängung von 18,187 Tonnen über. Hierdurch wurde eine Vermehrung der schweren Geschütze ermöglicht, wodurch wieder die Gefechtskraft des Schiffes gesteigert wurde.

Der „Dreadnought“ verfügt über fünf Panzerdrehtürme, die mit zehn 30,5-Zentimeter-Geschützen besetzt sind. Das Rohrgewicht eines jeden Geschützes beläuft sich auf 58 Tonnen, und das Geschoß vermag an der Mündung einen Eisenpanzer von 129,5 Zentimeter Stärke zu durchschlagen. Um das Schußfeld für die Geschütze der Panzerdrehtürme nicht übermäßig einzuengen, wurden die Deckaufbauten auf das notwendigste Maß beschränkt. Gleichwohl erlaubt die Geschützaufstellung nur ein Bugfeuer mit sechs, ein Breitseitenfeuer mit acht und ein Heckfeuer mit zwei Geschützen. Die mittlere Artillerie wurde gänzlich fortgelassen. An leichter Artillerie wurden siebenundzwanzig 15-Zentimeter-Schnellfeuergeschütze aufgestellt, die zur Abwehr eines Angriffes von Torpedobooten bestimmt sind.

Eine andere wichtige Neuerung war die Einführung von Turbinen an Stelle der Kolbenmaschinen. Die



„Lord Nelson“, englisches Panzerschiff der King-Edward-Klasse.

in zwei Gruppen eingeteilten Parsonsturbinen haben eine Leistungsfähigkeit von 24,712 Pferdekräften. Das Schiff erreicht damit eine Geschwindigkeit von

$21{,}_5$ Seemeilen in der Stunde. Auf einer dreimonatigen Kreuzfahrt von England über Gibraltar, sowie Trinidad und zurück, auf der 12,000 Seemeilen durchfahren wurden, bewährten sich die Turbinen vortrefflich.

Die Turbinenmaschinen besitzen, was bei der Raumausnützung auf Kriegschiffen von großem Wert ist, geringere Abmessungen und ein geringeres Gewicht als die Kolbenmaschinen. Bei der Parsonsturbine berechnet sich die Grundfläche nur auf ein Drittel und das Gewicht nur auf ein Viertel einer gleichstarken stehenden Kolbenmaschine. Ferner ermäßigt sich der Rauminhalt der Fundamente bis fast zu einem Drittel. Da endlich bei der Dampfturbine der Dampf gegeneinander reibende Metallteile nicht bestreicht, so fällt die umständliche Schmierung im Inneren fort. Dagegen ist der Kohlenverbrauch bei Turbinen namentlich bei geringerer Geschwindigkeit des Schiffes bedeutend größer als bei Kolbenmaschinen.

Endlich ist noch als Neuerung zu nennen, daß auf dem „Dreadnought" als Feuerungsmaterial außer den Kohlen, deren normaler Vorrat 18,187 Tonnen beträgt, auch Heizöl verwendet wird.

Aber auch hierbei ist die englische Admiralität nicht stehen geblieben. Vielmehr hat sie die Größe der Panzerschiffe fortlaufend gesteigert, wie aus nachfolgender Aufzählung zu ersehen ist, in der sich die Schiffe nach den Baujahren folgen. Hatte der „Dreadnought", wie erwähnt, eine Wasserverdrängung von 18,187 Tonnen, so wuchs sie beim „Bellerophon", „Superb" und „Temeraire" auf 18,898 Tonnen, beim „St. Vincent", „Collingwood" und „Vanquard" auf 19,559 Tonnen und beim „Neptune" auf 22,000 Tonnen.

Selbst dies bedeutet noch nicht die Grenze in der Vergrößerung der Linienschiffe. Die beiden letzten englischen Linienschiffe, der „Thunderer“ und der „Conqueror“, messen $165,_5$ Meter in der Länge und $26,_3$ Meter in der Breite und haben eine Wasserverdrängung von 22,787 Tonnen. Sie sind mit zehn $34,_7$-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet, von denen acht nach rechts und links Breitseitenfeuer zu geben vermögen, während vier über Bug und Heck gerichtet werden können. Zur Abwehr von angreifenden Torpedobooten verfügen diese „Über-Dreadnoughts“, wie man sie nennt, über sechzehn 10-Zentimeter-Schnellfeuergeschütze. Beide Panzerschiffe entwickeln eine Geschwindigkeit von 21 Seemeilen in der Stunde.

Das Beispiel Englands hat, wie schon erwähnt, alsbald die anderen Seemächte zur Nacheiferung veranlaßt. So haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihren Linienschiffen „Delaware“ und „North-Dakota“ eine Wasserverdrängung von 22,429 Tonnen gegeben. In einem jeden der fünf Panzertürme, die hintereinander in einer Linie stehen, aber eine verschiedene Feuerhöhe besitzen, sind zwei $30,_5$-Zentimeter-Geschütze aufgestellt. Infolge dieser zweckmäßigen Anordnung können alle zehn Geschütze nach beiden Seiten feuern, während das Bug- und Heckfeuer mit je vier Geschützen unterhalten werden kann. Von den vierzehn $12,_7$-Zentimeter-Schnellladekanonen sind zehn in einer Zentralkasematte untergebracht.

In der gleichen Weise ist Japan, das in dem Krieg gegen Rußland die meisten praktischen Erfahrungen gesammelt hat, fortgeschritten. Die beiden Linienschiffe „Satsuma“ und „Aki“ haben eine Wasserverdrängung von 19,508 und 20,118 Tonnen. Im vorderen und hinteren der acht Brustwehrtürme sind vier

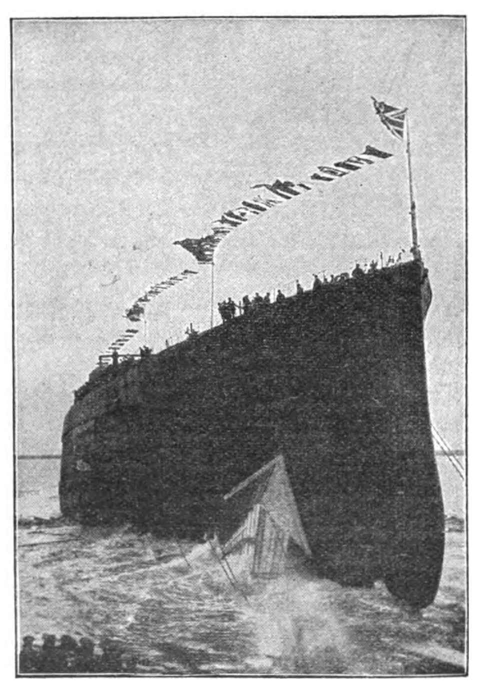
30,5-Zentimeter-Geschütze, in den sechs seitlichen Türmen zwölf 25,4-Zentimeter-Schnellladekanonen aufgestellt. Dazu kommen noch auf die Kasematten im Batteriedeck zwölf 12-Zentimeter-Schnellladegeschütze. „Satsuma“ besitzt noch Kolbenmaschinen, „Aki“ erhält dagegen den Antrieb durch Curtisturbinen.

Frankreich, das den Bau von Linienschiffen lange Zeit vernachlässigt hat, ist jetzt in der Dantonklasse, zu der die Panzerschiffe „Danton“, „Diderot“, „Condorcet“, „Voltaire“, „Mirabeau“ und „Vergniaud“ gehören, zu einer Wasserverdrängung von 18,350 Tonnen hinaufgegangen, während die Patrieklasse nur 14,868 Tonnen besaß. Die Geschützausrüstung der Linienschiffe der Dantonklasse besteht aus vier 30,5-Zentimeter- und zwölf 24-Zentimeter-Geschützen, sowie sechzehn 7,5-Zentimeter- und acht 4,7-Zentimeter-Schnellladekanonen. Die Parsonsturbinen von 22,500 Pferdekräften verleihen den Schiffen eine Geschwindigkeit von 19 Seemeilen in der Stunde.

Deutschland begann die sprunghafte Vergrößerung seiner Linienschiffe mit der Nassauklasse, die die „Nassau“, „Westfalen“, Rheinland“ und „Posen“ umschließt. Während die Deutschlandklasse nur eine Wasserverdrängung von 13,191 Tonnen besitzt, erhöhte sie sich bei der Nassauklasse auf 18,800 Tonnen. Die „Nassau“ hat eine Länge von 137,7 Meter, eine Breite von 27,1 Meter und einen Tiefgang von 8,1 Meter. Die drei Kolbenmaschinen von 20,000 Pferdekräften ermöglichen eine Geschwindigkeit von 20 Seemeilen in der Stunde. Die Bewaffnung besteht aus zwölf 28-Zentimeter-Geschützen in sechs Doppeltürmen, zwölf 15-Zentimeter-Schellladekanonen in einer gepanzerten Kasematte, die in dem unter dem Oberdeck liegenden Batteriedeck aufgestellt sind, und sechzehn 8,8-Zenti-

meter-Schnellladekanonen. Die Besatzung beläuft sich auf 30 Offiziere und 860 Mann.

Die nächste Linienschiffklasse, die Ostfrieslandklasse mit den Panzerschiffen „Ostfriesland“, „Helgoland“, „Oldenburg“ und „Thüringen“, die nach ihrer Fertig-



Stapellauf des Panzerkreuzers „Prinzeß Royal“.

stellung die zweite Division unserer Hochseeflotte bilden werden, bringt nicht nur wiederum eine Vergrößerung der Wasserverdrängung, sondern ist auch dadurch ausgezeichnet, daß sie mit 30,5-Zentimeter-Geschützen bestückt wird. Die geplante dritte Division endlich, von

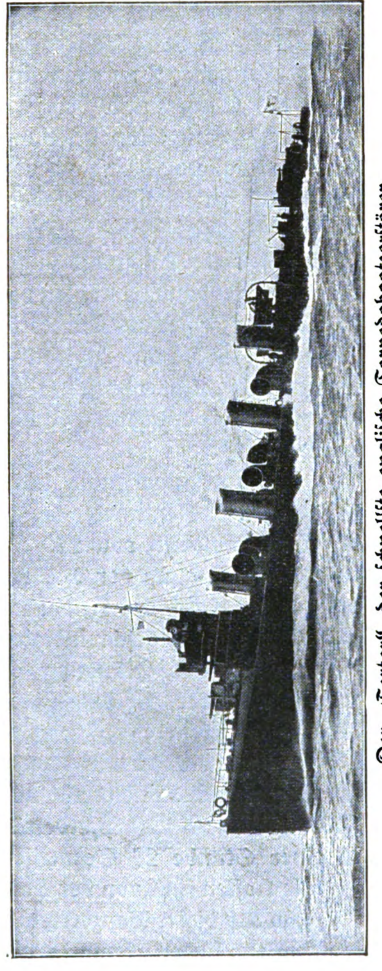
der der „Kaiser“ kürzlich in Kiel von Stapel lief, wird nicht mehr durch Kolbenmaschinen, sondern durch Turbinen angetrieben.

Die gekennzeichnete Entwicklung der Linienschiffe wirkte zurück auf die Größensteigerung der Panzerkreuzer. Ursprünglich waren sie gedacht als Aufklärungsschiffe, und man legte daher das Hauptgewicht auf ihre Schnelligkeit, die im allgemeinen die der Linienschiffe um fünf Seemeilen übertreffen sollte. Den Zweck der Aufklärung haben sie auch heute noch, aber zugleich ist ihnen die Aufgabe erteilt worden, als schnellfahrende Schlachtschiffe in den Kampf der Linienschiffe einzugreifen und durch Umfassung der feindlichen Linie diese unter Kreuzfeuer zu nehmen. Aus dieser neuen Verwendung entsprang außer der Vergrößerung des Schiffskörpers die Einführung einer schwereren Bewaffnung.

England schuf den modernen Panzerkreuzer zuerst in dem Invicibletyp. Die „Invicible“, „Indomitable“ und „Inflexible“ haben bei 161,5 Meter Länge und 23,9 Meter Breite eine Wasserverdrängung von 17,527 Tonnen. Ihre Turbinen entwickeln 41,000 Pferdekräfte, die den Kreuzern eine Geschwindigkeit von 26 Seemeilen geben. Über diese Maße hinaus geht noch die „Indefatigable“. Der Panzerkreuzer mißt 169,2 Meter in die Länge, 24,4 Meter in die Breite und hat eine Wasserverdrängung von 18,290 Tonnen. Der neueste englische Panzerkreuzer, die „Prinzeß Royal“, übertrifft wiederum die „Indefatigable“ an Länge, Breite und Wasserverdrängung. Alle diese Panzerkreuzer sind mit zehn 30,5-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet, die in vier Brustwehrtürmen untergebracht sind. Das Rohrgewicht eines jeden dieser Geschütze beläuft sich auf 67 Tonnen. Ein Ge-

schoß wiegt 385 Kilogramm und besitzt vor der Mündung eine Geschwindigkeit von 900 Meter.

Frankreich hat bei seinen neuen Panzerkreuzern die Wasserverdrängung bis auf 14,000 Tonnen, Rußland auf 15,000, Nordamerika auf 16,237 und Japan auf 18,650 Tonnen erhöht.


Der „Tartar", der schnellste englische Torpedobootzerstörer.

Deutschland tat den entscheidenden Schritt zur modernen Ausgestaltung seiner Panzerkreuzer beim Bau des „Blücher". Der Kreuzer weist eine Wasserverdrängung von 15,000 Tonnen auf und erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von $25{,}_{88}$ Seemeilen in der Stunde. Aber schon bei dem nächsten Bau, dem Panzerkreuzer „von der Tann", wurde abermals die Gefechtsstärke gesteigert. Das Schiff mißt $170{,}_{7}$ Meter in die Länge,

25,9 Meter in die Breite und hat einen Tiefgang von 8,2 Meter. Seine Wasserverdrängung beträgt rund 19,000 Tonnen. Interessant ist ein Vergleich zwischen „von der Tann“ und den früheren Panzerkreuzern. Der 1897 von Stapel gelaufene „Fürst Bismarck“ hat eine Wasserverdrängung von 10,700 Tonnen. Bei den 1900 zu Wasser gelassenen „Prinz Heinrich“, „Prinz Adalbert“ und „Friedrich Karl“ ging man sogar auf eine Wasserverdrängung von 8900 Tonnen herab. Erst dann entschloß man sich zu einer allmählichen Steigerung der Größenverhältnisse, indem „Roon“ (1903) und „Yorck“ (1904) 9500, „Gneisenau“ und „Scharnhorst“ (1906) 11,600 erhielt, worauf, wie schon erwähnt, „Blücher“ mit 15,000 Tonnen folgte.

Die Hauptbewaffnung des neuen Panzerkreuzers besteht aus 28-Zentimeter-Geschützen. Verfeuert werden Stahlgranaten von 270 Kilogramm Gewicht mit einer Pulverladung von 345 Kilogramm. Die Schußweite erstreckt sich auf 20 Kilometer. Das Geschoß besitzt eine Anfangsgeschwindigkeit von 976 Meter und vermag vor der Mündung einen Stahlpanzer von 95,1 Zentimeter zu durchschlagen. In einer jeden Minute kann ein Schuß abgegeben werden.

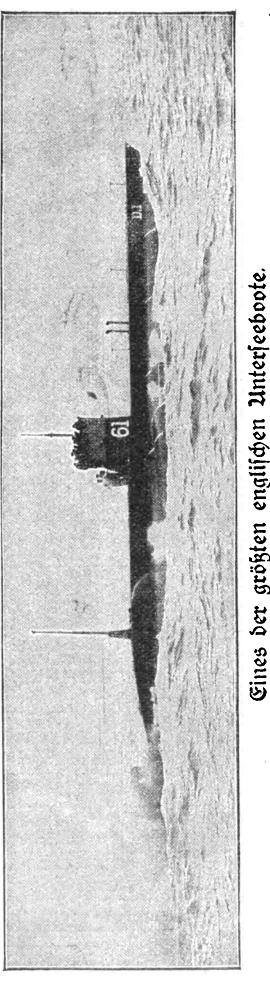
Eine wesentliche Neuerung war ferner die Einführung von Turbinenmaschinen. Sie entwickeln eine Leistung von 44,000 Pferdekräften, so daß das Schiff in einer Stunde 28 Seemeilen zurücklegen kann.

Die Kosten für „von der Tann“ betragen 36,660,000 Mark, so daß dieser Panzerkreuzer nur um 100,000 Mark billiger zu stehen kommt, als ein Linienschiff der Nassauklasse. Von den Gesamtkosten entfallen 26 Millionen auf den Schiffskörper und 10 Millionen auf die artilleristische Bewaffnung. Demgegenüber beliefen

sich die Kosten für „Fürst Bismarck“ auf 17,210,000 Mark, für „Gneisenau“ auf 18,680,000 Mark und für „Blücher“ auf 27,660,000 Mark.

Noch größere Abmessungen zeigen die Panzerkreuzer „Moltke“ und „Göben“. Der letztere hat eine Wasserverdrängung von 20,000 Tonnen und wird eine Besatzung von 1000 Mann erhalten.

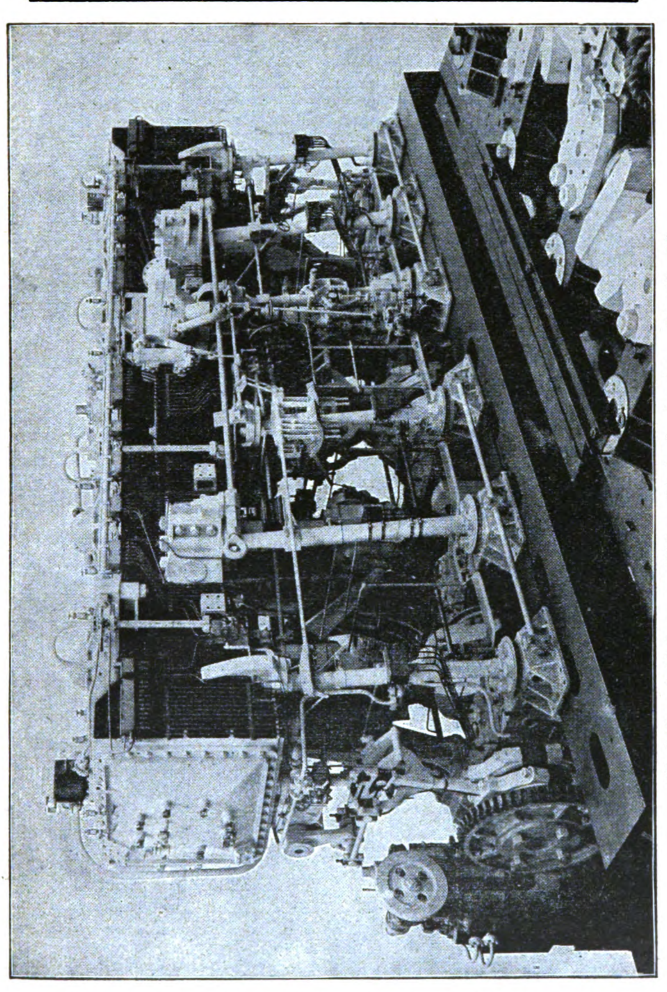
In der gleichen Richtung bewegt sich die Konstruktion der Torpedo und der Torpedofahrzeuge. Statt der früheren Ladung von 90 Kilogramm nasser Schießbaumwolle ist man jetzt schon zum Teil bis zu 150 Kilogramm vorgeschritten. Auch war vordem die Geschwindigkeit der Torpedo so gering, daß auf 2000 Meter Schußweite die Treffwahrscheinlichkeit sehr unsicher war. Durch die Drucksteigerung der Preßluft im Torpedokessel von 100 auf 130 Atmosphären sowie durch die Einführung einer Anwärmevorrichtung ist die Geschwindigkeit der Torpedo wesentlich erhöht und dadurch eine befriedigende Treffwahrscheinlichkeit bis auf 3000 Meter erzielt worden.



Eines der größten englischen Unterseeboote.

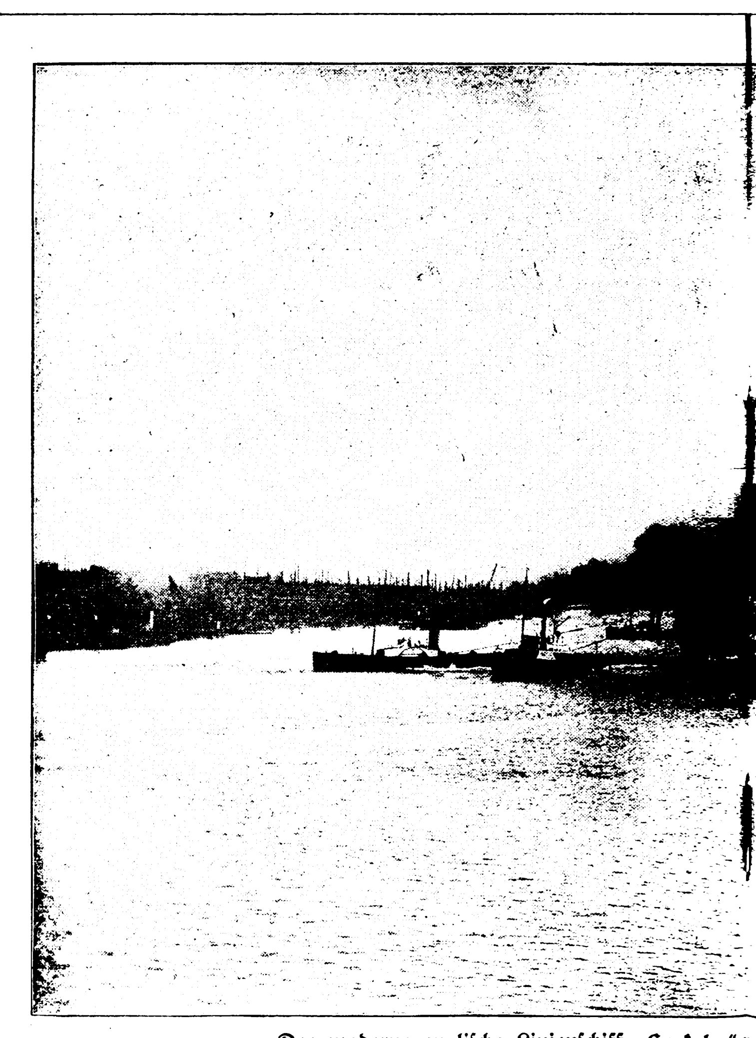
Von den Torpedofahrzeugen, die bereits im Dienst stehen, ist in der englischen Marine das schnellste der Torpedobootzerstörer „Tartar“, der 900 Tonnen Wasserverdrängung besitzt, mit Parsonsturbinen von 16,500 Pferdekräften ausgerüstet ist und eine Höchstgeschwindigkeit von $37{,}_{01}$ Seemeilen erreicht. Die Kessel werden mit Öl geheizt. Die artilleristische Bewaffnung besteht aus zwei 10-Zentimeter-Schnellladekanonen. Japan hat neuerdings Torpedobootzerstörer von 1100 Tonnen in England bauen lassen, und Nordamerika vergrößert seine Torpedobootzerstörer auf 1000 Tonnen. Das bisher schnellste deutsche Torpedofahrzeug G 137 mit einer Wasserverdrängung von 572 Tonnen legt mittels seiner Parsonsturbinen $33{,}_{96}$ Seemeilen in der Stunde zurück. Für seine Nachfolger ist eine Wasserverdrängung von 615 Tonnen festgesetzt.

Im Bau von Unterseebooten stand lange Zeit Frankreich an der Spitze. Nachdem es schon 1886 das erste Unterseeboot angekauft hatte, konstruierte auf Grund eines Preisausschreibens 1898 Laubeuf das Tauchboot „Narval“, das den Anstoß zur Weiterentwicklung des modernen Typs gab. Es hatte eine Länge von 34 Meter, eine Wasserverdrängung von 106 Tonnen und erreichte untergetaucht eine Geschwindigkeit von 8 Seemeilen, an der Oberfläche eine solche von 12 Seemeilen. Welche Fortschritte inzwischen erzielt worden sind, erkennt man am besten am „Archimède“. Dieses Unterseeboot besitzt bei $64{,}_{5}$ Meter Länge und $6{,}_{5}$ Meter Breite untergetaucht eine Wasserverdrängung von 810 Tonnen und legt unter Wasser 10, an der Oberfläche 20 Seemeilen in der Stunde zurück. Geplant werden jetzt von Frankreich Unterseeboote von 1000 Tonnen Wasserverdrängung, die eine Geschwindigkeit von 20 Seemeilen an der Oberfläche entwickeln sollen.



Maschinenteil des englischen Unterseebootes „Sentinel“.

England verstand sich erst zur Einführung von Unterseebooten, als es 1900 durch den Ankauf eines von dem Amerikaner Holland konstruierten Bootes die

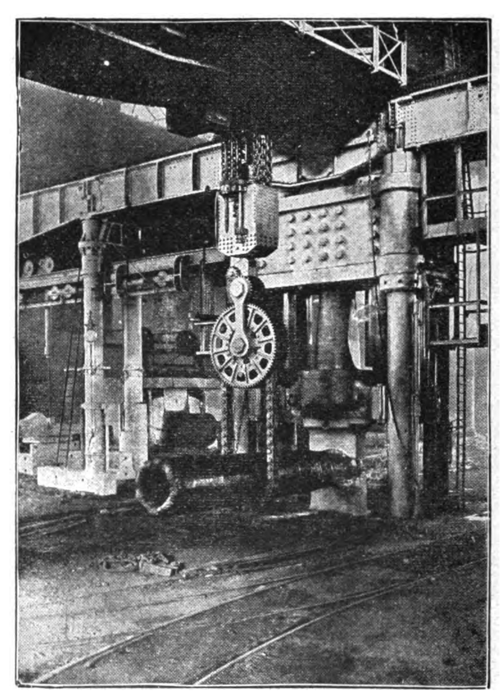


Das moderne englische Linienschiff „Herkules“ m



...nit Blick auf die Werft in Jarrow am Tyne.

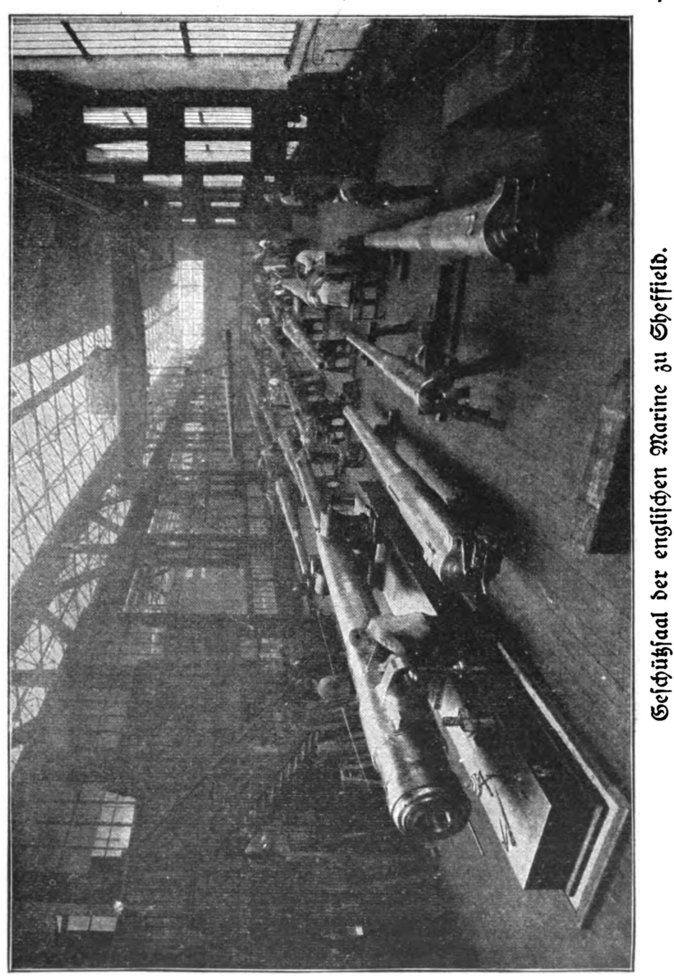
Brauchbarkeit dieser Kriegsfahrzeuge erprobt hatte. Es suchte dann sofort sein Zurückbleiben durch einen beschleunigten Bau auszugleichen. Das größte Boot „D 1“, das durch Dieselmotoren getrieben wird, hat



In einer englischen Geschützgießerei.

untergetaucht eine Wasserverdrängung von 615 Tonnen, die ihm unter dem Wasser eine Geschwindigkeit von 9, an der Oberfläche aber eine solche von 16 Seemeilen in der Stunde verleihen.

Deutschland entschloß sich erst dann zur Verwendung von Unterwasserfahrzeugen, als es die gefährlichen



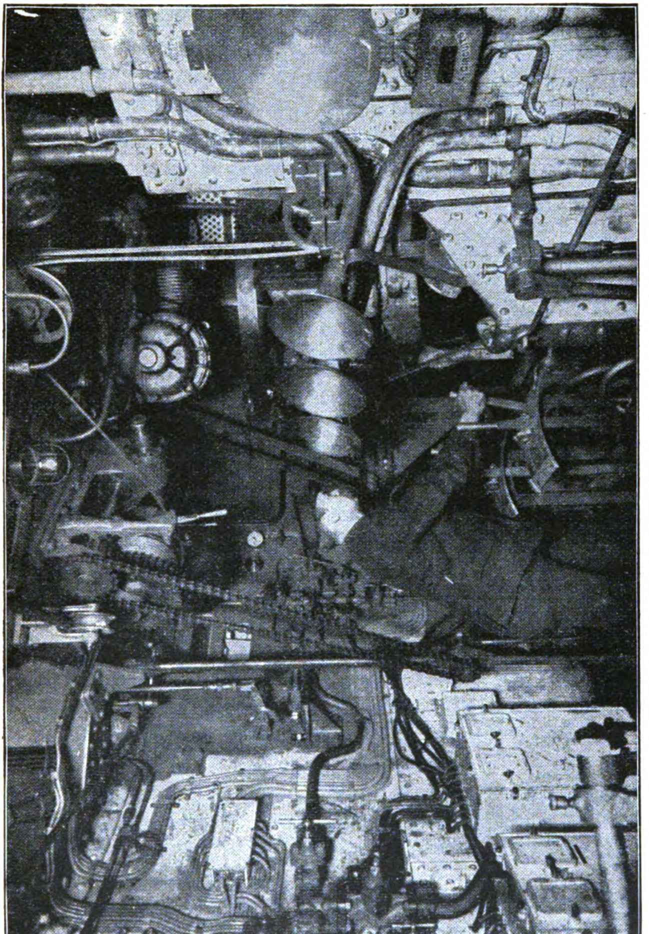
Geschützsaal der englischen Marine zu Sheffield.

Benzinmotore durch leistungsfähige Petroleummotore ersetzt sah. Derartige Zweitaktpetroleummotore lieferte die Firma Körting für die russischen Tauchboote

„Karp", „Kambala" und „Karas". Der Bau von Unterseebooten wird gegenwärtig auf der Germaniawerft in Kiel und auf der Kaiserlichen Werft in Danzig ausgeführt. Verschiedene haben bei Dauerfahrten eine Geschwindigkeit von $12{,}_5$ Seemeilen in der Stunde erreicht, wodurch sie sich den Booten anderer Marinen überlegen zeigen, wie sie sich auch sonst in jeder Weise bewährten.

Mit der Vergrößerung des Schiffskörpers Hand in Hand ging die Aufstellung immer schwererer Geschütze. Denn nach der einstimmigen Auffassung wird sich die durchschnittliche Kampfentfernung in einer künftigen Seeschlacht auf 5 bis 6 Kilometer belaufen. Eine genügende Durchschlagskraft der Geschosse kann daher nur durch schwere Artillerie erreicht werden. Zu diesem Zweck muß entweder das Kaliber vergrößert oder das Rohr verlängert werden. Aber diese Steigerung der Ausmessungen findet in der Praxis ihre Grenze.

Die neuesten $30{,}_5$-Zentimeter-Geschütze Englands von 50 Kaliber Rohrlänge und 66 Tonnen Rohrgewicht vermögen zwar mit ihren Geschossen $77{,}_5$ Zentimeter starken zementierten Kruppstahl zu durchschlagen, indessen ist infolge der kräftigen Ausbrennungen im Seelenrohr, die die gewaltige Hitzeentwicklung der Pulvergase mit sich bringt (3000 bis 5000 Grad Celsius), ihre Lebensdauer so kurz, daß sie nur etwa 60 Schuß aushalten. Nicht viel widerstandsfähiger sind die $30{,}_5$-Zentimeter-Geschütze von 35 und 40 Kaliber. Die englische Admiralität plant daher auch die Einführung eines verbesserten $34{,}_3$-Zentimeter-Geschützes, das 45 Kaliber haben und bei einem Rohrgewicht von 86 Tonnen 84 Zentimeter starken zementierten Kruppstahl durchschlagen soll.



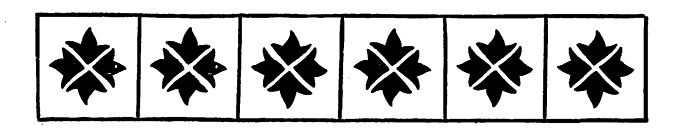
Blick in die Maschinenkammer eines Panzerturmes.

Für die Güte der deutschen Geschütze spricht laut die Tatsache, daß die japanische Regierung nach den üblen Erfahrungen mit den englischen Geschützen die

Lieferung neuer schwerer Geschützrohre Krupp übertragen hat. Das deutsche 28-Zentimeter-Geschütz ist 12,6 Meter lang, verwendet ein Geschoß von 345 Kilogramm bei einer Ladung von 99 Kilogramm rauchschwachen Pulvers und durchschlägt Panzerplatten von fast Meterstärke. Gegen die Geschosse des 30,5-Zentimeter-Geschützes können aber sogar über einen Meter starke Panzerplatten nicht mehr standhalten.

Es ist selbstverständlich, daß die modernen Riesengeschütze nicht durch bloße Menschenkraft gerichtet und bedient werden können. Es ist daher in den Maschinenkammern der Panzertürme ein vielgliederiger, sinnvoller Mechanismus nötig, um die Geschütze zweckmäßig verwenden zu können. Aber dieser Mechanismus ist so geschickt angeordnet und arbeitet so genau, daß mit wenigen Griffen die Zentnergeschosse den Kolossalrohren zugeführt und diese selbst in die gewünschte Stellung gebracht werden.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die dritte Kugel. — An der Tafel eines Hotels in Nizza saßen eines Tages zwei junge Belgier. Sie waren intime Freunde, hatten zusammen die Universität besucht und beabsichtigten nach ihrer Erholungsreise sich in Brüssel gemeinsam als Advokaten niederzulassen.

Ihnen gegenüber an der Speisetafel saß ein Engländer. Bei Tisch sprach er mit niemand, sondern nahm schweigend seine Mahlzeit ein, und zwar mit einem so unbeweglichen Gesicht, daß der eine der beiden Belgier, Paul Vidoc, eine stets zum Scherzen aufgelegte Natur, beschloß, sein Gegenüber auf irgend eine Weise aus seiner steinernen Ruhe aufzuscheuchen. Sich scheinbar lebhaft mit seinem Freunde unterhaltend, drehte er kleine Kugeln aus Brot und schnellte eine derselben zu dem Engländer hinüber. Sie fiel auf den rechten Arm desselben und blieb auf dem Ärmel haften.

Sir Alfred Denson löste das kleine Geschoß ab und schob es mit der größten Gleichgültigkeit, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, in die Tasche.

Dieses Phlegma reizte Paul zu einem erneuten Angriff. Bereits in der nächsten Minute haftete ein zweites Brotkügelchen an seinem Gegenüber. Diesmal hatte er die linke Schulter getroffen.

Doch auch jetzt blieb das Gesicht des Engländers vollkommen unbeweglich, während er die Kugel mit gleicher Ruhe in die Tasche steckte.

Dieser unerhörte Gleichmut begann Paul zu ärgern, und ohne sich lange zu bedenken, schnellte er die dritte Brotkugel ab. Sie flog dem Engländer mitten auf die Stirn — zum heimlichen

Gaudium der Kellner, die das Bombardement des jungen Belgiers beobachteten und kaum das Lachen unterdrücken konnten.

Abermals nahm Sir Alfred Denson, ohne ein Wort zu verlieren, die kleine Brotkugel, die vor ihm auf dem Tisch liegen geblieben war, und steckte sie in seine Tasche.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die beiden Freunde auf die Terrasse, um dort eine Zigarre zu rauchen. Sie hatten kaum Platz genommen, als der Engländer zu ihnen trat. In fließendem Französisch ersuchte er Paul um eine kurze Unterredung.

„Sie werden ohne lange Erklärungen begreifen, mein Herr," begann der Engländer, „daß Sie mich vorhin gröblich beleidigten. Ich habe daher das Recht, Genugtuung von Ihnen zu fordern, die Sie mir als Mann von Ehre nicht verweigern werden."

„Gewiß nicht," entgegnete Paul Vidoc mit höflicher Verbeugung, „ich stehe ganz zu Ihren Diensten."

„Gut. Also morgen früh um fünf Uhr. Die näheren Bedingungen werden unsere Sekundanten feststellen. Ich habe die Ehre, mein Herr!"

Er grüßte gemessen und entfernte sich mit der ihm eigenen steifen Haltung. Bestürzt blieben die beiden Freunde zurück. Eine so ernste Wendung hatten sie nicht erwartet, allein die Sache ließ sich nicht ändern. —

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand die Begegnung zwischen den Duellanten statt. Die Schritte wurden abgezählt, die Pistolen sorgfältig geprüft und geladen.

Bevor die Sekundanten das Zeichen gaben, trat Sir Alfred noch einmal vor, zog eine kleine Brotkugel aus der Tasche und sagte, sie Paul zeigend, scharf: „Vergessen Sie nicht — damit trafen Sie mich hier."

Er ließ das Kügelchen fallen, deutete auf seinen rechten Arm und kehrte auf seinen Platz zurück. In der nächsten Minute krachten zwei Schüsse. Paul schwankte — die Kugel hatte ihm den rechten Arm durchbohrt.

Die Wunde war nicht lebensgefährlich, wohl aber sehr

schmerzhaft, und es vergingen volle vier Wochen, bevor Paul den Arm wieder gebrauchen konnte. Sir Alfred hatte sich täglich nach seinem Befinden erkundigt, und sobald er erfahren, daß sein Gegner wieder hergestellt war, suchte er ihn auf.

„Sie werden entschuldigen, mein Herr," redete er den jungen Mann an, „da nun Ihr Arm geheilt ist, gestatte ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir die Satisfaktion, die Sie geleistet, noch nicht genügt. Ich habe geduldig Ihre Genesung abgewartet, doch nun möchte ich mein Recht geltend machen und Sie zur Fortsetzung unseres Duells auffordern."

„Ich bin bereit!" entgegnete Paul äußerlich ruhig, obgleich er entrüstet war über die Art und Weise, wie dieser kaltblütige Engländer seine Rache nahm.

Am nächsten Morgen fand ein abermaliger Zweikampf unter den gleichen Bedingungen statt.

Wieder zog Sir Alfred vor Beginn eine Brotkugel aus der Tasche, indem er sagte: „Vergessen Sie nicht — damit trafen Sie mich hier." Er deutete auf seine linke Schulter.

Dann krachten die Schüsse. Ein Zweig über dem Kopf des Engländers fiel, von Pauls Kugel getroffen, zur Erde, während der junge Belgier mit durchschossener Schulter bewußtlos zusammenbrach.

Man legte Paul einen Verband an, und sobald es sein Zustand gestattete, wurde er zu seiner in Gent verheirateten Schwester gebracht, die in aufopferndster Weise seine Pflege übernahm. Natürlich verheimlichte man ihr die Ursache seiner Verletzung, die sie einem Unfall zuschrieb.

Lange lag Paul in heftigem Fieber; seine kräftige Natur siegte jedoch, und nach Verlauf von zwei Monaten war er auf dem Wege zur Genesung. Er erholte sich zwar nur langsam, aber da eine Nichte seines Schwagers, ein bildhübsches, junges Mädchen, das zu Besuch bei ihrem Onkel war, ihm täglich Gesellschaft leistete, so verstrich ihm die Zeit wie im Traum. Annette verstand so reizend zu plaudern, sie war so fürsorgend, so voll Teilnahme, daß sie gar bald sein Herz in Fesseln schlug. Er wagte jedoch nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Erst als sie davon sprach, nach Hause zurückkehren zu wollen, verriet er

ihr die Gefühle, die ihn beherrschten, und war überglücklich, als er erkannte, daß auch sie ihn liebte.

Es wurde beschlossen, möglichst bald Hochzeit zu halten, da Paul sich nach einer geregelten Tätigkeit sehnte, die ihn in Brüssel erwartete.

„Ich habe ganz vergessen, dir etwas mitzuteilen," sagte eines Tages seine Schwester zu ihm. „Seit du hier bist, hat sich öfters ein Herr nach deinem Befinden erkundigt, wollte aber niemals hereinkommen."

„Was für ein Herr?" fragte Paul, den eine böse Ahnung beschlich. „Heißt er etwa Sir Alfred Denson?"

„Ja, so heißt er," bestätigte die Schwester. „Bist du mit ihm bekannt?"

„Ich habe ihn in Nizza oft gesehen," entgegnete Paul ausweichend. „Ich muß ihn durchaus sprechen. Der Arzt hat mir erlaubt, morgen auszugehen, und so soll mein erster Besuch Sir Alfred gelten."

Die Nachricht von der Anwesenheit seines Gegners versetzte Paul in große Aufregung, denn er erkannte sofort, in welcher Gefahr er schwebte. Der rachsüchtige Engländer wollte nur seine Genesung abwarten, um ihn zum dritten Male vor die Pistole zu fordern und diesmal, das fühlte der junge Mann mit unumstößlicher Gewißheit, würde sein zielsicherer Feind ihm erbarmungslos das Leben nehmen. Aber wie es auch ausfallen mochte, er war fest entschlossen, dieser unerträglichen Nachstellung ein Ende zu machen.

So begab er sich denn in der Tat am folgenden Morgen in die Wohnung Sir Alfreds, der sehr erstaunt schien, ihn zu sehen.

Ohne Umschweife ging Paul auf sein Ziel los. „Ich weiß, daß Sie mich noch immer verfolgen," sagte er, „und wenn ich Ihnen heute zuvorkomme und mich Ihnen auch das dritte Mal zur Verfügung stelle, so geschieht es, um mich endlich von Ihnen befreit zu sehen. Nur muß ich Sie bitten, das Duell um einen Monat zu verschieben, das heißt, bis nach dem Tage, an welchem ich einem Mädchen, das ich über alles liebe, und zum Weibe begehre, meinen Namen gegeben habe."

„Sie wollen heiraten?" fragte der Engländer. „Oh, dann

warte ich natürlich, rechne aber darauf, daß Sie mir unter diesen Umständen erlauben werden, der Hochzeitsfeierlichkeit beizuwohnen."

„Gewiß," lautete die förmliche Antwort. „Ich habe keinen Grund, es Ihnen abzuschlagen."

Sich gegenseitig höflich grüßend, trennten sie sich.

Vier Wochen später fand die Hochzeit statt. Die junge Braut sah entzückend aus, und trotz des ihm drohenden Verhängnisses befand sich Paul in glücklichster Stimmung.

Der letzte unter den Gratulanten, die an ihn herantraten, war Sir Alfred Denson. Als er Paul die Hand reichte, drückte er ihm eine kleine goldene Kapsel in dieselbe mit den leise gesprochenen Worten: „Mein Hochzeitsgeschenk für Sie!"

Dann war er verschwunden.

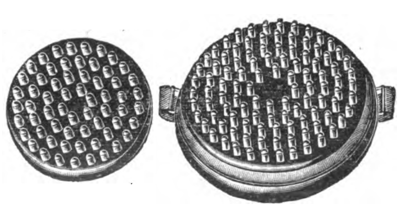
Sobald Paul sich einen Augenblick unbemerkt sah, öffnete er die Kapsel. Sie enthielt nichts als eine kleine, vertrocknete Brotkugel. D. C.

Ein Gaunerstreich vor zweihundert Jahren. — Im Frühjahr 1711 fuhr eine feingekleidete, vornehm auftretende Dame vor dem Geschäft eines bekannten Hamburger Seidenstoffhändlers vor. Mit ausgesuchter Höflichkeit wurden ihr die teuersten Stoffe vorgelegt. Die Dame wählte sich eine Partie in hohem Kaufwert aus und sagte dann dem Kaufherrn, daß sie die Waren später abholen werde. Hierauf fuhr sie zu einem Chirurgen, der sich mit der Operation von Brüchen befaßte. Diesem erzählte sie, daß sie einen jüngeren Bruder habe, der sich aus Furcht einer Operation nicht unterziehen wolle. Weil das Leiden aber schon ziemlich weit vorgeschritten sei, so habe sich ihre Familie entschlossen, die Operation mit List und Gewalt an dem eigensinnigen Patienten vornehmen zu lassen. Sie werde also ihren Bruder unter dem Vorwand in sein Haus bringen, es solle ihm hier eine größere Summe Geld, die er von seiner Familie fordere, ausbezahlt werden. Dann fuhr sie nach dem Seidenhaus zurück, ließ sich für ungefähr sechshundert Taler Waren in ihre Kutsche packen und bat den Kaufherrn, ihr einen Gehilfen mitzugeben, dem sie den Betrag für die Waren daheim auszahlen werde. Der Händler ging darauf ein.

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor dem Hause des Chirurgen, wo sie den Gehilfen bat, mit hinaufzukommen und das Geld in Empfang zu nehmen. Oben flüsterte sie dem Heilkünstler zu, sie sei nicht imstande, der Operation beizuwohnen, werde aber in einer halben Stunde wieder vorsprechen. Der Heilkünstler bat hierauf den jungen Mann, ihm zu folgen, ließ ihn von seinen Gehilfen, trotz seines mörderischen Geschreis, auf den Operationstisch schnallen und ging an die Untersuchung. Hierbei erkannte er nun, daß der vermeintliche Patient kerngesund war und er selbst wie der junge Mann das Opfer einer abgefeimten Betrügerin waren. Er beruhigte den Menschen, half ihm in die Kleider und entließ ihn mit dem Ausdruck des Bedauerns.

Die Gaunerin hatte inzwischen ihren Raub und sich selbst in Sicherheit gebracht und konnte trotz heißen Bemühens der Polizei nicht gefaßt werden. Ihr Schelmenstück aber bildete in der guten Stadt Hamburg lange Zeit den Stoff vergnüglicher Unterhaltung. W. F.

Elastischer Massageapparat „E-Las-To". — Regelmäßige Körperpflege ist eine notwendige Forderung zur Erhaltung der Gesundheit, zur Vorbeugung von Krankheiten sowie auch zur schnellen Überwindung eintretender Leiden.



Elastischer Massageapparat „E-Las-To".

Eine Errungenschaft der allerneuesten Zeit ist die Einführung der Massage, die den Körper gesund erhält und deshalb mindestens einmal täglich ausgeübt werden sollte, denn die Massage hält das Blut in Bewegung, hindert Blutstauungen und beugt so dem Eintritt von Krankheiten vor.

Der Technik ist es jetzt gelungen einen Apparat zu konstruieren, der Hand und Finger zur ausübenden Massage vollkommen ersetzt, es ist dies der von der Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin N 24, Friedrichstraße 131 d, hergestellte

Apparat „E-Las-To“, der durch eine Reihe auf Federn gelagerter, beweglicher künstlicher Finger während der streichenden



Anwendung des Massageapparats „E-Las-To“.

oder klopfenden Massage auf die massierten Teile einen elastischen Druck ausübt. Diese Elastofinger verwirklichen daher den elastischen Druck der menschlichen Finger in idealer Weise und

gewährleisten, die Massagen selbst bei ganz geringem Kraftaufwand so kräftig wie möglich zu gestalten, ohne dabei die Vorzüge des Fingerdruckes vermissen zu lassen.

Zur E-Las-To-Massage bedarf man keiner fremden Hilfe, man massiert sich damit selbst durchgreifend, indem man sich zur Führung des Apparates bald der rechten, bald der linken Hand bedient, was nach einigen Versuchen sehr leicht gelernt wird. Sehr bequem und handlich ist die Elastomassage der Brust zur Kräftigung des Herzens und des Unterleibs, wo sie zur Förderung der Verdauung beiträgt und störende Fettpolster zum Verschwinden bringt. Ganz vorzüglich ist die E-Las-To-Massage auch für die kosmetische Pflege des Gesichts und Haarbodens, indem sie bei konsequenter täglicher Anwendung Runzeln und Falten glättet, dem Teint blühende Farben und jugendliche Frische verleiht, den Haarausfall verhindert und auch stark zur Förderung des Haarwuchses mit beiträgt. P. R.

Ein Schlangenkampf. — An einem schwülen Gewittertage kehrten wir, mein Freund und ich, von einem Ausfluge zurück, der uns tief in die Einöden Neumexikos geführt hatte. Wir schritten gerade durch eine Lichtung, als das unverkennbare Klappern einer Schlange uns zum Stehenbleiben veranlaßte, und ein paar Minuten darauf sahen wir, wie ein fürchterlicher Kampf zwischen zwei Todfeinden, einer schwarzen Natter und einer Klapperschlange, seinen Anfang nahm. Diese beiden Glieder der Familie der Schlangen sind unversöhnliche Erbfeinde, zwischen ihnen gibt es keine Freundschaft und keinen Verkehr, ja nicht einmal eine bewaffnete Neutralität. Krieg bis aufs Messer ist das Gesetz bei ihnen, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt. Trotzdem die schwarze Natter kleiner als die Klapperschlange ist, ist sie ihr doch ein furchtbarer Feind, und da Klugheit und List der bloßen Kraft und Stärke stets überlegen sind, so geht sie aus diesem Kampfe gewöhnlich als Siegerin hervor. Schon aus großer Ferne scheint sie die Klapperschlange zu wittern, und nicht eher ruht sie, als bis sie eine vorteilhafte Stellung gefunden hat, aus der sie mit einem plötzlichen Stoß auf ihren lärmenden Feind hervorschießen kann.

Wir hatten die schwarze Natter nicht eher bemerkt, als bis sie nach dem Hals der Klapperschlange schoß, auch konnten wir später nicht ermitteln, wie sie sich ihr so vollkommen unbemerkt hatte nähern können. Ihre Fähigkeit, sich so still, so heimlich, so rasch zu bewegen, gibt dieser Natter jedenfalls einen ungeheuren Vorteil über ihren Feind. Hat erst die schwarze Natter den Hals der Klapperschlange gepackt, dann ist hundert gegen eins zu wetten, daß sie nicht eher loslassen wird, als „bis der Tod sie scheidet"; ist ihr aber das nicht gelungen und die beiden begegnen sich im offenen Kampfe, dann kann man mit ebenso großer Sicherheit annehmen, daß der Klapperschlange ihre Zähne zum Siege verhelfen werden.

In unserem Falle glückte der Natter ihr Sprung, und als sie ihren Gegner erst an der Kehle gepackt hatte, hielt sie auch daran fest. Mit einer Wut, die manchmal schrecklich mitanzusehen war, wand sich und schüttelte sich und rollte sich und wälzte sich die Klapperschlange. Sie sprang in die Luft, schleuderte sich und drehte sich, sie zwang ihren Gegner auf den Boden, wälzte sich auf ihn und über ihn — aber alles war umsonst. Die Schwarze hing fest. Durch nichts war sie abzuschütteln, durch nichts ließ sie sich zwingen, ihre Beute auch nur einen Augenblick loszulassen. Das hätte ja auch den sicheren Tod für sie bedeutet. Und so hielt sie trotz allen Bäumens, Springens, Drehens, Wälzens und Zischens ihres Opfers dasselbe mit einer Zähigkeit fest, die nur ihrem Hasse gegen ihren Todfeind gleichkam.

Dieser Kampf auf Leben und Tod setzte sich anderthalb Stunden fort, ohne daß auch nur eine minutenlange Pause eingetreten wäre, oder daß einer der beiden Kämpen ein Zeichen von Schwäche oder Ermattung hätte merken lassen. Dann aber sahen wir, daß die Kräfte der Klapperschlange nachzulassen schienen. Ganz plötzlich rollte sie sich zusammen und lag still da, als wollte sie sterben. Ob das aus Erschöpfung geschah, oder ob es nur eine List war, durch die sie ihren Gegner täuschen wollte, darüber waren wir uns nicht ganz klar. Wir waren geneigt, es für eine Folge ihrer Ermattung zu halten. Die Natter schien jedoch anders zu denken. Offenbar kannte sie

ihren Gegner besser als wir und wollte sich nicht täuschen lassen. Neben ihr Opfer legte auch sie sich hin, mit ihren Zähnen aber hielt sie den bereits stark zerfetzten Hals des Gegners fest gepackt.

Als nach einer Weile die Klapperschlange merken mochte, daß ihre List nicht geglückt war, sprang sie plötzlich auf und nahm den Kampf mit der Kraft, die ihr die Verzweiflung gab, wieder auf. Abermals bäumte sie sich und wälzte und rollte sie sich, sie sprang nach oben, nach vorn und hinten, und bei all ihren Windungen und Drehungen nahm sie ihren unerbittlichen Feind mit sich, den sie vergebens mit ihren Giftzähnen zu erreichen suchte.

Trotz zunehmenden Kräfteverlustes setzte die Klapperschlange eine ganze Zeitlang so den Kampf tapfer fort, dann aber wurden ihre Versuche, den Gegner abzuschütteln, immer schwächer und etwa zwei Stunden, nachdem der Kampf begonnen, gab ihn die Klapperschlange auf. Sie legte sich hin, um zu sterben, und dieses Mal war es keine Finte. Es war um sie geschehen. Zehn bis fünfzehn Minuten dauerte es noch, dann hauchte sie ihr Leben aus. Aber auch jetzt noch hielt sie die Natter fest gepackt, und erst als der Körper der Klapperschlange steif zu werden anfing, zog sie ihre Zähne aus dem Halse des unglücklichen Opfers.

Die Tragödie war nun zu Ende und es folgte die Komödie — und eine Komödie war es wirklich, wenigstens für uns Zuschauer. Der Sieger triumphierte nicht, auch tanzte er nicht um seinen zu Boden liegenden Feind. Aber dennoch traf er mit allem Anstand und in allen Ehren die Vorbereitungen, seinen Sieg zu feiern. Er begann damit, daß er den leblosen Körper des Gegners dehnte und streckte, daß er jede Falte und Runzel aus seiner schuppigen Oberfläche glättete. Welche Absicht die Natter dabei verfolgte, ahnten wir nicht. Sie schien jetzt die Rolle eines Totengräbers zu spielen, und vielleicht wollte sie sich ihrem toten Gegner gegenüber großmütig erweisen und ihm ein ehrenvolles Begräbnis zuteil werden lassen. Keine Runzel und kein Kniff war auf dem Kadaver zu sehen.

Noch größer wurde unser Staunen, als wir jetzt bemerkten,

daß die Natter den Körper der toten Klapperschlange, von einem Ende zum anderen, von der Nase bis zum ausgestreckten Schwanze, beleckte und seiner ganzen Länge nach auf ihm ihren Speichel in parallelen Reihen zog. Von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, schillerte dieser in allen Farben des Regenbogens, so daß wir unsere Blicke nicht davon wenden konnten. Etwa zehn Minuten lang fuhr die Natter mit diesen Vorbereitungen fort, bis sie vier oder fünf Striche mit ihrem Speichel gezogen hatte, die wie seidene Bänder aussahen, die in horizontaler Richtung vom Kopfe bis zum Schwanze der toten Schlange gelegt waren. Dann richtete sich die Natter auf, kroch jetzt zu Häupten ihres Opfers und betrachtete es ruhig. Zum ersten Male trat in ihre verschwommenen kleinen Augen ein Blick der Befriedigung. Wir gaben uns allen möglichen Vermutungen hin, was sie wohl zu tun beabsichtigte, und die einzige Möglichkeit, auf die wir in unseren Gedanken kamen, war die, daß sie den toten Feind auf irgend eine Weise begraben würde. Sie tat das auch, aber doch anders, als wir geglaubt hatten. Denn sie riß jetzt ihr Maul so weit auf, als sie konnte, den ganzen Kopf der toten Klapperschlange ließ sie darin verschwinden, dann schluckte sie und drückte sie und würgte sie, ruhte sich ein bißchen aus, und drückte und würgte und schluckte wieder, und so ging das weiter, bis sie schließlich den ganzen Körper der Schlange, der größer als sie selber war, in ihrem Schlunde untergebracht hatte. Als noch die Spitze des Schwanzes aus ihrem Maule hing, kroch sie in das Gestrüpp und von da wahrscheinlich nach einer Wasserpfütze, um hier ein paar Monate lang im süßen Nichtstun ihr üppiges Mahl gehörig zu verdauen. J. C.

Ein Blick in die Zukunft. — Der im Juni 1904 verstorbene Schriftsteller Wilhelm Jordan, Verfasser der epischen Dichtungen „Nibelunge" und „Hildebrands Heimkehr", erzählte im Jahre 1871 nach der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches einst in Kassel im Freundeskreise folgendes über eine Begegnung, die er im Jahre 1849 in Frankfurt am Main mit dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, späterem Kaiser Wilhelm I., gehabt hatte, als dieser an der Spitze eines zur Niederwerfung

des badischen Aufstandes bestimmten Heeres nach Süddeutschland zog.

Jordan war damals Abgeordneter zur Deutschen Nationalversammlung und Marinerat in dem neugeschaffenen Reichsministerium und traf als solcher mit dem Prinzen bei einer Festlichkeit zusammen, wobei der letztere im Laufe eines über die zu schaffende deutsche Flotte geführten Gesprächs äußerte: „Sagen Sie mir, aber ehrlich, versteht denn Prinz Adalbert wirklich etwas vom Seewesen?“

Jordan erwiderte: „Königliche Hoheit, wir verstehen alle miteinander noch nicht viel davon, aber wir bemühen uns redlich, zu lernen.“

Diese Antwort gefiel dem Prinzen so, daß er Jordan in eine Fensternische zog und mit ihm eine längere Unterhaltung über Vorgänge im Reichsparlament begann.

„Warum,“ fragte er unter anderem, „hat Ihre Fraktion so oft der Regierung nachgegeben?“

„Wir schließen Kompromisse,“ erwiderte Jordan, „um nur immer die Hauptidee festzuhalten: Kaiser und Reich.“

Der Prinz richtete, als Jordan dies gesagt hatte, den Blick in weite Ferne und sprach langsam: „Kaiser und Reich — ja, kommen wird es, kommen muß es einmal, denn es liegt darin die Zukunft des deutschen Volkes. Wir beide aber, Herr Jordan, werden es schwerlich erleben.“

Dennoch haben es beide erlebt. R. v. B.

Geteilte Augen. — Die Unfähigkeit, die Augen je nach der Entfernung des Gegenstandes, der erkannt werden soll, entsprechend einzustellen, und die Notwendigkeit, in zwei verschiedenen Medien zu sehen, hat bei einer Reihe von Tieren, die an der Wasseroberfläche leben und ihre Beute und ihre Feinde teils in der Luft, teils im Wasser erspähen müssen, zu einer Zweiteilung der Augen geführt, so daß der obere Teil zum Sehen in der Luft, der untere zum Sehen im Wasser eingerichtet ist.

Dies ist der Fall bei zahlreichen Wasserkäfern. So sind bei den Taumelkäfern, bei denen, wenn sie an der Wasseroberfläche rudern, die Augen zur Hälfte im Wasser eintauchen,

diese durch eine breite Chitinleiste in zwei Abschnitte getrennt. Der untere Augenabschnitt, der die aus dem Wasser zurückgeworfenen und stärker gebrochenen Lichtstrahlen auffängt und so das Sehen im Wasser ermöglicht, ist gewölbter als der obere Augenabschnitt, der für das Sehen in der Luft bestimmt ist. Ebenso sind bei gewissen Krebsarten die Augen in zwei ungleich gebaute Hälften geteilt.

Ferner ist bei einigen Libellenarten der obere Teil der Augen in der Krümmung und Farbe abweichend von dem unteren Teil. Bei der mikroskopischen Untersuchung ergibt sich, daß die unteren Mosaikflächen, aus denen sich das Auge zusammensetzt, kleiner als die oberen und außerdem schwarz gefärbt sind. Bei der Betrachtung durch den Augenspiegel beobachtet man weiterhin, daß bei Drehungen der Libellen die leuchtende Scheinpupille in der oberen Augenhälfte bedeutend schneller wandert als in der unteren. Bekanntlich kriechen die Libellen auch zeitweilig unter das Wasser, um an den Pflanzenstengeln ihre Eier abzulegen. Hier nun dienen ihnen die unteren Augenhälften zum Sehen. Aber auch während des Aufenthaltes im Luftraum ist die Zweiteilung der Augen den Libellen von Nutzen. Der Bau der beiden Augenhälften deutet darauf hin, daß mit der unteren hauptsächlich die Formen der einzelnen Gegenstände, mit der oberen besonders die Bewegungen derselben wahrgenommen werden. Hieraus erklärt es sich, warum man sich den Libellen nur schwer nahen und sie äußerst selten einfangen kann.

Endlich ist auch ein südamerikanischer Fisch, das Vierauge, der zu den Zahnkarpfen gehört, mit geteilten Augen ausgestattet. Der Augapfel ist bei diesem Fisch durch ein dunkelgefärbtes Querband in zwei Hälften zerlegt, die Pupille wird durch Lappen, die von der Regenbogenhaut vorspringen, ebenfalls in zwei Teile geschieden und an der großen, schräggestellten Linse bricht der obere Abschnitt die Lichtstrahlen schwächer, der untere stärker. Diese Teilung hängt mit der Lebensweise des Fisches zusammen. Er liebt es nämlich, so an der Oberfläche des Wassers zu schwimmen, daß die Augen mit der unteren Hälfte ins Wasser tauchen, ihre obere Hälfte



aber in die Luft blickt. Hierdurch vermag der Fisch sowohl die vorbeifliegenden Insekten, die er fängt, als auch die Kleintiere des Wassers zu gleicher Zeit zu erblicken. Th. S.



Der Prinz von Wales als Ritter des Hosenbandordens.

Der Prinz von Wales als Ritter des Hosenbandordens. — Durch König Georg V. hat kürzlich die feierliche Investitur seines ältesten Sohnes Eduard Albert, des Prinzen von Wales, zum Ritter des Hosenbandordens in der Kapelle von Schloß Windsor stattgefunden. Der Prinz von Wales ist siebzehn Jahre alt.

Dem Range nach ist der Hosenbandorden, der um 1350 von König Eduard III. gestiftet wurde, der erste Orden Englands. Nach dem revidierten Statut von 1805 kann er nur an Herrscher und Engländer aus dem Hochadel verliehen werden. Die Zahl der Ordensritter soll sich mit Einschluß des Königs auf sechsundzwanzig Personen belaufen, wobei aber die Prinzen des

königlichen Hauses und die ausländischen Inhaber nicht mitgerechnet werden.

Die Vorschläge zu Neuernennungen gehen von dem Kapitel aus, das aus sechs Ordensrittern besteht. Die letzte Entscheidung gibt der König. Zu den Ordensbeamten gehören außer einem Prälaten ein Kanzler, ein Registrator, ein Wappenkönig, der die Aufsicht über das Zeremoniell führt, und ein sogenannter Schwarzstab, der mit seinem schwarzen Stab in der Hand den Reichstürsteher darstellt.

Das Ordenszeichen, ein dunkelblaues Samtband mit dem in Gold gestickten Motto: „Honi soit qui mal y pense — Schmach dem, der Schlechtes dabei denkt“ — wird unter dem linken Knie mit einer goldenen Schnalle befestigt. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte wird ein breites, dunkelblaues Band getragen, an dessen Ende ein mit Brillanten gezierter Schild hängt, auf dem der heilige Georg abgebildet ist. Auf die linke Brust wird ferner ein silberner achtstrahliger Stern mit dem roten Kreuz des heiligen Georg gesteckt. Um den Hals endlich wird eine Kette aus blauemaillierten Kniebändern gelegt. Dazu kommt ein langer Mantel, während auf dem Kopf ein Barett mit Reiherfedern getragen wird. Th. S.

Warum sie nach Texas gingen? — Texas nahm im Kriege der Nord- und Südstaaten in der Sklavenfrage die führende Stelle auf seiten der Sklavenstaaten ein, und wenn es auch seitdem aufgehört hat, sozusagen ein unbedingtes Asyl der Gesetzlosigkeit zu bilden, so ist es doch noch heute vielfach das Eldorado für die zweifelhaftesten Existenzen der Vereinigten Staaten, wie ja auch die gegenwärtige mexikanische Revolution durch viele Fäden mit diesen Abenteurern verknüpft ist. Eine recht peinliche Frage ist deshalb auch heute noch die, warum jemand nach Texas gekommen sei. Diese Frage kann dem Fragesteller sehr leicht eine Revolverkugel eintragen und nur unter ganz intimen Bekannten ist es erlaubt, dieses Thema anzuschneiden.

Vier Jäger, ein Bankpräsident, ein Richter, ein Senator und ein Professor lagerten nach einer ergiebigen Jagd um das lodernde Feuer, an dem das Wildbret am Spieße briet, unter fleißigem Kreisen der unvermeidlichen Whiskyflasche.



„Sagen Sie doch, mein Lieber,“ wandte sich im Gespräch plötzlich der „Richter“ mit einem pfiffigen Lächeln an seinen Nachbarn, den „Bankpräsidenten“, „wie kamen Sie eigentlich dazu, sich hier in Texas niederzulassen?“

Der Gefragte nahm die Pfeife aus dem Munde, spuckte kunstgerecht an einen etwa zehn Meter entfernten Baum und erwiderte achselzuckend: „Oh, die Sache ist nicht der Rede wert. Die Bank, an der ich in Chicago angestellt war, weigerte sich, einen Scheck von fünfzigtausend Dollar zu honorieren.“

„Sie war bankrott?“

„Ganz und gar nicht — im Gegenteil, sie floriert heute noch.“

„Ja, warum aber in aller Welt honorierte der Bankpräsident dann den Scheck nicht?“

„Oh, er behauptete, er habe ihn gar nicht unterschrieben.“

„Und das wußten Sie nicht sicher?“

„Nein, so genau weiß ich es jetzt noch nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich eben gerade am Tage vorher, ehe er die Entdeckung machte, nach Texas gegangen war.“

„So, dann allerdings —!“

Alle vier Gentlemen qualmten aus ihren kurzen Pfeifen und spuckten nach ihren Stiefelspitzen.

Da nahm der „Richter“ einen tiefen Schluck und unterbrach die Stille: „Ein Vertrauen ist das andere wert. Ich kam hierher, weil ich gerne heiraten wollte.“

„Konnten Sie denn das zu Hause nicht?“ meinte sein Nachbar.

„Nein.“

„Warum denn nicht?“

„Weil meine Frau es nicht leiden wollte.“

„Ihre Frau Gemahlin selbst? Wieso denn?“

„Ja, ich meine nicht die, die Sie kennen, sondern die andere — die in New York.“

„Ach so!“

Nachdem diese beiden Gentlemen ihre Einwanderungsgründe erzählt hatten, wandte man sich an den dritten, den

Senator, mit der gleichen Frage, die dieser nach dem eben Gehörten auch nicht übelnehmen konnte.

„Well," meinte dieser, „die Sache verhielt sich so. Als Nachbarn in Boston hatte ich einen Menschen, mit dem ich schon seit Jahren in Unfrieden lebte, und der mir alles zuleide tat, was er nur konnte."

„Und da haben Sie sich revanchiert?"

„O nein. Aber da spielte mir der Halunke eines Tages den infamen Streich, sich nach einem Wortwechsel in meiner Gegenwart und mit meinem Revolver totzuschießen."

„Ah —!"

„Ja, und da ich eben keine Zeugen hatte, ging ich nach Texas."

„So — so!"

Währenddem hatte der Herr „Professor" anscheinend teilnahmslos auf dem Rücken gelegen und, nur unterbrochen von zeitweiligem Ausspucken, in feierlicher Andacht das Firmament betrachtet. Wer und was dieser ehrenwerte Gentleman eigentlich war, das wußte niemand recht. Er lebte, wie viele andere „Bürger" dieses Staates, meist vom Spiel, jedoch sein salbungsvolles Benehmen hatte ihm den Beinamen „Professor" verschafft, gegen welche Titulierung er sich auch niemals mit einem Worte verwahrt hatte.

Auf die Frage des Senators nach seinen Gründen erwiderte er nach längerem Schweigen: „Oh, die Welt ist sehr schlecht, das habe ich erfahren. Ich kam hierher, weil ich mich mit meinen Kollegen überworfen hatte."

„Wie ist das nur zugegangen bei Ihrer bekannten Gutmütigkeit?"

„Oh, da war eine große Schulgemeinde in Kentucky, deren Vorsteher ich war. Diese sammelte damals etwa dreißigtausend Dollar zum Bau einer neuen Schule. Die Ältesten übergaben mir das Geld und da —"

„Und?" fragte man gespannt.

„Da baute ich eben die Schule nicht, sondern — zog nach Texas."

Und der Herr „Professor" blickte wieder zum Himmel, in

der Erinnerung sich wiegend, wie ungerecht die Welt doch im allgemeinen und im besonderen, und wie schön es doch dagegen in Texas sei. A. M.

Chinesische Straßennamen. — Die Straßenbezeichnungen Pekings muten den Europäer, der sie zum ersten Male hört, oft recht sonderbar an. So heißt eine Straße die „Straße der glücklichen Spatzen“, denn gerade in ihr sollen sich diese beschwingten Gassenbuben besonders lustig tummeln. Eine andere führt den friedevollen Namen „Die Straße der ewigen Ruhe“. Zufälligerweise ist gerade sie die verkehrsreichste und lärmendste von ganz Peking. Das Wort „Gehorsam“ als Straßenbezeichnung wirkt recht eigentümlich. Außer einer „Der steinerne Tiger“ benannten Verkehrsader besitzt die chinesische Hauptstadt auch eine „Barbarenstraße“, so benannt zu Ehren der Europäer. Auch Pekings Tore tragen für unsere Begriffe drollige Bezeichnungen. So heißt zum Beispiel eines von ihnen „Das Tor der standhaften Unschuld“. L.

Orakelblumen. — Von jeher trachtete die Menschheit danach, die kommenden Ereignisse zu erforschen. Vor allem aber strebten die Liebenden, sie, die da „hangen und bangen in schwebender Pein“, danach, den Schleier der Zukunft zu lüften. Sie wandten sich vertrauensvoll an Gräser und Blumen, Sträucher und Bäume.

Im Winter freilich konnten sie da nicht viel erfahren, wenn schon ihnen auch während dieser Zeit Flora mit ihren Gaben zur Verfügung stand; es sei nur an den Barbara- und Andreaszweig erinnert, an das aus einer Nußschale hergestellte Lebenskähnchen und die sich am Fußboden kringelnde Apfelschale. Vom Februar an aber stehen Liebesorakel in reichlicherem Maße zur Verfügung und werden auch fleißig benützt.

So winden in der Nacht vor Matthias (23. Februar) im Bergischen die Mädchen zweierlei Kränze, einen solchen aus Stroh und einen solchen aus Efeu und Immergrün und begeben sich damit zu einer Quelle. Hier tanzen sie bei Fackelschein, singen Liebeslieder und gehen rückwärts der Quelle zu, um einen der dort niedergelegten Kränze zu ergreifen. Wem ein Efeukranz zuteil wird, dessen Glück blüht, ist ja doch der Efeu

die Pflanze der Treue und Beständigkeit; ein Strohkranz indessen verheißt nichts Gutes. Selbstverständlich handelt es sich lediglich um Herzensangelegenheiten.

Das Maßliebchen war der altgermanischen Frühlingsgöttin Ostara geweiht, und mit ihm wurde der festliche Osterpokal geschmückt. Schon in frühester Zeit wurde es als Blumenorakel benützt, und in der Bedeutung der Blumen heißt es von der „Rupfblume“: „Wer Rupfblumen trägt ungerupft, der weiß nichts Besonderes an seiner Liebsten; wer sie gerupft trägt bis auf zwei Blätter, der versteht dabei Gerechtigkeit; wenn aber nur ein Blättchen stecken bleibt, so bedeutet das, daß ihm Unglück geschehen sei.“ Bekanntlich findet dieses Blumenorakel auch in Goethes „Faust“ Erwähnung. Während des Spazierganges durch den Garten entblättert Gretchen ein solches Blümchen, indem es die Worte spricht: „Er liebt mich — liebt mich nicht“ — — und zum Schluß ausruft: „Er liebt mich!“

Fast in ganz Deutschland heißt der Orakelspruch: „Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — kann nicht von mir lassen — ein wenig — ach, gar nicht.“ Die Schweizer Dirnen sprechen: „Ledig si — Hochzig ha — Ins Chlösterli ga?“

Gleich dem Gänseblümchen wird auch seine größere Verwandte, die Wucherblume, zu diesem Orakel benützt. Sie findet aber auch als anderes Loszeichen Verwendung. Man wirft nämlich ihre gelben Scheibenblütchen in die Höhe und fängt sie mit dem Handrücken wieder auf. So viele ihrer liegen bleiben, so viel Jahrzehnte lebt man noch. Eine andere Korbblüte, die Gemswurz, verrät, wohin man nach dem Tode kommen wird: in die Hölle, ins Fegefeuer, oder in den Himmel. Mädchen erforschen daran, ob sie die Frau eines Landmanns, Bürgers, Edelmanns usw. werden, und die jungen Männer, ob sie dem Bauernstand angehören werden, ob sie Soldat werden, ob sie's durch Glück zu Reichtum bringen oder durch Unglück verarmen.

Mit der Ringelblume, die sich zu diesem Zweck auch eignet, soll man die Zukunft aber lieber nicht befragen; sie ist die Blume der Gräber und führt leicht Trennung der Liebenden herbei.

Im Aargau gilt das Rispengras als Liebesorakel. Man hält zu diesem Zwecke die Pflanze unter der Rispe fest, zieht den Halm behutsam aus der Scheide, dreht ihn so, daß die Rispe abwärts gerichtet ist und drückt den Saft von unten aufwärts. Der austretende Safttropfen zeigt an, in welcher Gegend das „Schätzli“ wohnt. Ebenso gelten Seggengras und Zypergras als Orakel, indem beim Hersagen einer gewissen Formel die Früchtchen der Reihe nach abgezupft werden. Vom Zypergras überreicht ein Bursche sechs bis zehn Halme einem Mädchen. Dieses ergreift sie an den Spitzen und gibt sie mit den unteren Enden wieder zurück. Während sie nun der Bursche festhält, knüpft das Mädchen je zwei und zwei zusammen. Bilden sie nach dem Entfalten einen Kranz, so geht der gehegte Wunsch in Erfüllung. Daß solche Wünsche sich lediglich auf Herzensangelegenheiten beziehen, ist selbstverständlich. Flachsblüten mit neun, aus gestohlenem Flachse gesponnenen Fäden zusammen geknüpft und der stillen Liebe überreicht, erwecken Gegenliebe.

In Oberösterreich losen die Mädchen am Thomasabend mit Leinsamen. Wenn sie zur Ruhe gehen, streuen sie eine Handvoll dieser „Haarlinsen“ über den Kopf und sprechen dabei:

„Ich säe diesen Samen
In Sankt Thomas Namen;
In Sankt Thomas Garten
Will ich auf meinen Bräut'gam warten!“

Nachts erscheint ihnen dann der Zukünftige im Traume — oder auch nicht.

Wenn der Löwenzahn seine reifen, langgefederten Samen trägt, sein „Licht“, so blasen die Kinder diese Samen vom Fruchtboden weg, wie man ein Licht ausbläst, und richten dabei allerlei Fragen an die Blume, namentlich die nach der Länge ihres Lebens. Die Zahl der stehenbleibenden Samen gilt ihnen als Antwort. Aber nicht nur den Kindern, sondern auch den Liebenden gilt der Löwenzahn als Orakel. Es wird als günstiges Zeichen angesehen, wenn alle Samen auf einmal abgeblasen werden. Ein Schweizer Volksrätsel, das sich auf den blühenden Löwenzahn bezieht, lautet:

„Hübsch gel isch (gelb ist's),
Hübsch buseliert isch,
Selig isch der Ma,
Der's buseliere cha."

In dem Ausdruck buselieren steckt ein Wortspiel. Zunächst bedeutet Buseli (Büschel) Blüte, sodann erinnert er auch an Busserl (Kuß). Selig also der Mann, welcher die Samenbüschel abblasen kann, denn er hat begründete Aussicht auf ein Busserl. Beiläufig sei bemerkt, daß der Milchsaft der Pflanze als Schönheitsmittel gilt.

Daß auch Bäume als Liebesorakel herangezogen werden, lehrt eine Tiroler Sitte. Beim Flachsbrechen wird ein Tannenwipfel mit Äpfeln und Bändern geschmückt und von einem Mädchen vor der Tür der Scheune aufgestellt. Der Geliebte des Mädchens soll ihn rauben. Das wird ihm aber nicht leicht, da alle Flachsbrecherinnen das Bäumchen mit Argusaugen bewachen. Gelingt dem Burschen der Raub dennoch, so gilt er als treuer Liebhaber. Auch werfen die Mädchen glatte Stäbe ins Geäst eines Nußbaumes, und jene, deren Stab auf den ersten Wurf im Geäst hängen bleibt, wird noch in demselben Jahre Frau.

Die Brautleute werfen am Heiligabend Nüsse in das Feuer: brennen diese still, so gibt es eine gute Ehe, knistern und krachen sie aber, so gibt es im Hausstande Zank und Streit.

Wie schon angedeutet, spielt auch der Apfel als Liebesorakel eine Rolle. Am Andreastage, dem großen Lostage für Unverheiratete, erbittet sich ein Mädchen von einer Witwe einen Apfel, teilt ihn schweigend in zwei Hälften, verspeist die eine davon, während sie die andere unter das Kopfkissen legt, um im Traume den Liebsten zu schauen. Man schält auch den Apfel, ohne die Schale zu zerreißen, und wirft sie über die Schultern. Auf dem Boden liegend, soll sie dann den Anfangsbuchstaben des Namens dessen bilden, der als Bräutigam erscheinen wird und dem die Fragende mit größter Sehnsucht entgegensieht. O. Sch.

Der Pulsschlag bei Menschen und bei Tieren. — Das jedesmalige Zusammenziehen der Herzkammern erzeugt im

Arteriensystem jene Blutwelle, die die elastischen Wände der Adern ausdehnt und so durch Befühlen jeder größeren, an der Oberfläche des Körpers verlaufenden Schlagader als Pulsschlag bemerkbar wird. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit dieser Pulswelle beträgt beim Menschen 9 Meter in der Sekunde, und sie wiederholt sich beim erwachsenen Manne zweiundsiebzig- bis fünfundsiebzigmal in der Minute. Beim weiblichen Geschlecht ist die Pulszahl höher als beim männlichen, etwa achtzig im Durchschnitt. Sehr hoch ist die Zahl der Pulsschläge bei Neugeborenen, etwa hundertfünfzig. Sie nimmt dann bis zum einundzwanzigsten Lebensjahre ab, bleibt bis zum fünfundsechzigsten beständig und erfährt dann wieder eine kleine Steigerung.

Wie die Körpertemperatur, zeigt auch der Puls während des Tages bestimmte Schwankungen. Er sinkt vom Morgen bis zum Mittag, steigt während des Nachmittags und verlangsamt sich abends und in der Nacht. Größere Personen haben gewöhnlich einen langsameren Pulsschlag als kleinere. Daß die Zahl der Pulsschläge für den Arzt ein sehr wichtiges Zeichen ist, um gewisse Veränderungen im Allgemeinzustande des Körpers festzustellen, ist bekannt.

Bei den warmblütigen Tieren schlägt der Puls desto schneller, je kleiner das Tier ist. Der Elefant hat einen Pulsschlag von achtundzwanzig, beim Pferde sind es zweiundvierzig, beim Hunde gegen neunzig, beim Kaninchen bereits zweihundert. In neuerer Zeit ist es nun auch mit Hilfe sehr sinnreich konstruierter Apparate geglückt, den Puls noch kleinerer Säugetiere zu messen. Hierbei ist die überraschende Tatsache festgestellt worden, daß der Pulsschlag einer Ratte und eines Meerschweinchens zwischen dreihundert und dreihundertfünfzig schwankt, während der einer Maus durchschnittlich gegen siebenhundert beträgt, also beinahe zehnmal so rasch ist wie der des Menschen. Den langsamsten Puls von allen Tieren dürfte der Walfisch mit zwanzig in der Minute haben, wie man dies verschiedentlich bei verwundeten Walen aus den aus der Wunde stoßweise hervorströmenden Blutstrahlen berechnet hat. Der Pulsschlag der Vögel schwankt zwischen vierzig und

hundert. Die Wasservögel besitzen den niedrigsten Puls, gegen vierzig. Bei den Fischen schwankt der Pulsschlag zwischen fünfundzwanzig bis fünfzig, bei den Reptilien zwischen zwanzig bis fünfunddreißig. Die indische Riesenschlange hat zum Beispiel nächst dem Walfisch den langsamsten Puls, zweiundzwanzig in der Minute, die Giftschlangen dagegen den lebhaftesten. Von den letzteren steht wieder die kleine afrikanische Wüstenschlange, eine der giftigsten Arten, mit vierzig Pulsschlägen obenan. W. K.

Ein kluges Wort. — Der englische Geschichtschreiber Lord Macaulay drohte seinem ältesten Sohne mit Enterbung, als dieser darauf bestand, ein durch Klugheit und Schönheit ausgezeichnetes, aber vermögensloses junges Mädchen, Miß Dyce, zu heiraten. Nachdem der junge Lord lange vergeblich um seine Liebe gekämpft hatte, erklärte er endlich: „Gut, ich werde mich also fügen und Miß Dyce entsagen, wenn du mir gelobst, daß du mir dann in meiner Wahl unter den reichsten Erbinnen Englands gänzlich freie Hand läßt.“

„Auf welche würdest du dein Augenmerk wohl zunächst richten?“

„Ich werbe sofort um Lady Clure. Sie gilt zwar als bodenlos dumm, ist aber die reichste Partie von ganz London.“

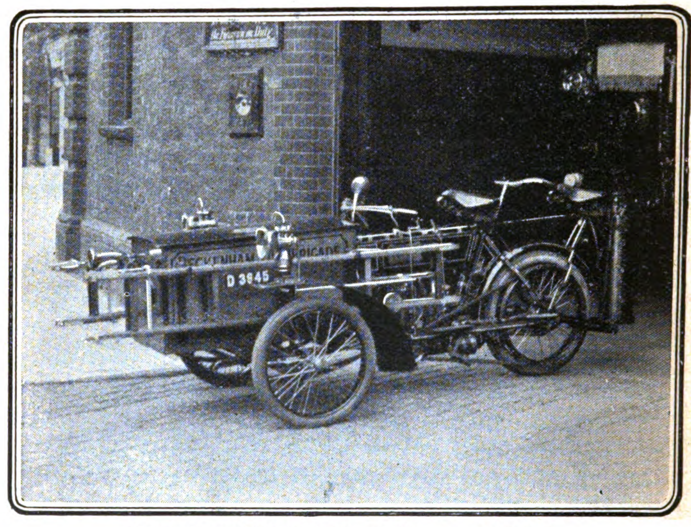
Macaulay wurde nachdenklich und sagte: „Es ist seltsam, daß der Mensch, wenn man ihm das Vernünftige verweigert, das Unvernünftige fordert.“

Noch an demselben Tage durfte der Sohn die schöne Miß Dyce als Braut dem Vater zuführen. Jw.

Ein Motordreirad im Dienste der Feuerwehr. — Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe. Dieser Satz gilt auch für die Löschung von Bränden. Zahlreiche Brände würden keinen größeren Umfang erreichen, wenn sofort gegen sie eingeschritten würde. Nun sind zwar jetzt die Feuerwehren in den Großstädten so organisiert, daß sie in der denkbar kürzesten Zeit an der Brandstätte erscheinen; vielfach stellt sich dann aber heraus, daß große Löschzüge nicht gebraucht werden, während sie zu derselben Zeit an anderen Orten sehr nötig sind. In kleineren Städten,

die keine Berufsfeuerwehr besitzen, verzögert sich das Erscheinen der Löschmannschaft oftmals beträchtlich.

In beiden Fällen wird daher ein neu konstruiertes, mit Löschvorrichtungen montiertes Motordreirad vortreffliche Dienste leisten. Dieses Motordreirad trägt zwei Mann, ist mit einer Handspritze und Schläuchen, einem chemischen Feuerlöscher und Leitern ausgestattet und legt beinahe 60 Kilometer in der



Das Feuerlöschdreirad, fertig zur Abfahrt.

Stunde zurück. Es hat sich schon verschiedentlich bewährt und wird daher zweifellos allgemeine Verbreitung finden. Th. S.

Statistik in Herrscherfamilien. — Die statistische Wissenschaft, die mit unermüdlichem Eifer alle Lebensgebiete durchforscht und durchleuchtet, ist nun auch in die Herrscherpaläste eingedrungen und schließt in ihren Berechnungen alle königlichen Häuser Europas zu einer „einheitlichen Bevölkerung“ zusammen, deren Resultat sich auf die letzten fünfzig Jahre erstreckt. Bei Beginn dieser Periode zählte diese königliche

„Bevölkerung“ 727 Köpfe. Innerhalb der folgenden fünfzig Jahre wurden 809 Kinder geboren und 66 Personen „wanderten ein“, das heißt, Mitglieder nichtköniglicher Häuser wurden durch Heirat in den Kreis der königlichen Hoheiten aufgenommen. In der gleichen Periode starben 715 Personen und 15 „wanderten aus“, das heißt, sie verzichteten auf ihre Zugehörigkeit zu den königlichen Familien.

Die statistische Übersicht zeigt, daß auf 1000 männliche Mitglieder dieser königlichen Häuser 1100 weibliche entfallen, während das Verhältnis der gewöhnlichen Sterblichen Europas 1000 männliche zu 1030 weiblichen Personen ist. In den letzten fünfzig Jahren wurden 441 Prinzen geboren, denen nur 368 Prinzessinnen gegenüberstehen; doch wird das wieder etwas ausgeglichen durch die größere Sterblichkeit der Söhne und dadurch, daß durch die Aufnahme von Töchtern nichtsouveräner Häuser neue Prinzessinnen eintreten.

Die Eheschließungen in diesem exklusiven Kreise finden durchwegs sehr früh statt; Heiraten im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren sind ziemlich häufig, daher findet man auch ausnehmend viele junge Witwer und Witwen, da die Mitglieder der „königlichen Bevölkerung“ sehr wenig Neigung zeigen, sich wieder „standesgemäß“ zu verheiraten, sondern eher zu einer Mesallianz hinneigen. Auffällig groß ist auch die Zahl der Junggesellen, vornehmlich in vorgerücktem Lebensalter. Bei den Prinzessinnen lehrt jedoch die Statistik das Gegenteil; denn viele ziehen es vor, lieber unter ihrem Stande zu heiraten, als ledig zu bleiben. So haben denn in den letzten fünfzig Jahren 51 Prinzen und 83 Prinzessinnen „nichtstandesgemäße“ Ehen eingegangen. Im gleichen Zeitraum wurden 14 Scheidungen vollzogen.

Der Vergleich der Sterblichkeitsziffern zwischen der „königlichen“ und der „übrigen“ Bevölkerung Europas zeigt die Tatsache, daß die Sterblichkeit in den Fürstenhäusern größer ist als im Volke, obgleich man doch das Gegenteil annehmen sollte, da ja die Mitglieder der Fürstenhäuser in höherem Maße in der Lage sind, sich allen Komfort und alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen zu können. Zwar während des Kindes-

alters ist die Sterblichkeit innerhalb dieser Kreise ziemlich gering, aber sie wächst auffällig mit dem zunehmenden Alter.

Interessant ist ein Vergleich der durchschnittlichen Lebensdauer der königlichen Prinzen mit der der übrigen Sterblichen. Während im Durchschnitt ein dreißigjähriger Gerber noch auf 35 Lebensjahre, ein Tischler auf 36 und ein Fabrikarbeiter sogar noch auf 38 Lebensjahre rechnen kann, gesteht die scharfe Statistik einem Prinzen nur noch eine weitere Lebensdauer von 33 Jahren zu; er würde also die Rente unserer Altersversicherung nie erhalten. A. M.

Ein Rätselwitz. — In einer Gesellschaft, in der sich auch der bekannte Abgeordnete Doktor Lasker befand, wurden scherzhaft arithmetische Aufgaben gestellt. Neben Lasker saß der reiche Pferdehändler Neumann, der wegen seiner mit Dummheit gepaarten Protzigkeit wenig beliebt war. Da stellte Lasker folgende Frage auf, indem er der übrigen Gesellschaft zublinzelte und dabei auf Neumann deutete: „Angenommen, es ist jemand dreißig Jahre alt und bekommt ein Kind, so ist er dreißigmal älter als das Kind. Wenn das Kind dreißig Jahre alt ist, ist der Vater sechzig und daher nur noch doppelt so alt als das Kind. Wenn das Kind sechzig Jahre alt ist, so ist der Vater neunzig und deshalb nur noch ein Drittel älter als das Kind; wenn das Kind neunzig ist, so ist der Vater hundertundzwanzig und folglich nur um ein Viertel älter als das Kind. Sie sehen also, meine Herren, daß das Kind dem Vater langsam, aber sicher nachkommt, und, da es unfehlbar fortfahren muß, ihm immer näher zu kommen, ihn mit der Zeit einholen muß. Die Frage ist nun — vorausgesetzt, daß sie lange genug leben — wie alt wird der Vater sein, wenn ihn das Kind einholt?“

Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme Neumanns, begriff den Scherz, und man fing an zu rechnen. Nach kurzer Zeit sagte einer, daß es zu lange dauern würde, es sofort auszurechnen, obgleich es klar sei, daß der Fall eintreten werde, wenn beide Teile nur lange genug lebten.

„Ich glaube,“ antwortete Lasker, „es geschieht nach neunhundertneunundneunzig Jahren; aber ich habe die richtige

Zahl vergessen, da es schon einige Jahre her ist, seit ich es ausgerechnet habe."

Neumann fand großes Interesse an der Frage. Er sagte: „Ich habe es noch nie gehört und würde es niemals geglaubt haben; aber es ist klar, daß es sich so verhält, denn der Sohn kommt dem Vater allmählich näher, und obgleich ich von der Arithmetik nicht viel verstehe, so ist doch so viel gewiß, daß, wenn man einem langsamen Pferde einen Vorsprung von fünfzig Meilen gibt und ihm ein schnelleres nachlaufen läßt, letzteres das langsame schließlich einholen muß, wenn sie nur weit genug laufen."

Da er jetzt unzweifelhaft überzeugt zu sein schien, so bemerkte ein Anwesender, daß er nichts von Rechenexempeln verstehe, aber daß der Gedanke, ein Sohn könne so alt wie sein Vater werden, Unsinn sei, und daß er hundert Taler wetten wolle, daß die Sache unmöglich wäre.

Neumann, der gern wettete, besonders wenn er des Gewinnes sicher war, entgegnete, daß es ja sonderbar erscheine, aber daß es aus den angegebenen Gründen wahr sein müsse, und nahm deshalb die Wette an.

Nachdem die Wette gehörig festgestellt war, brach die ganze Gesellschaft in lautes Gelächter aus und Lasker selbst überzeugte den Pferdehändler, daß immer ein Unterschied von dreißig Jahren zwischen dem Sohn und dem Vater bestehen müsse, wenn auch ersterer dem letzteren immer näherkommen würde. Brummend zahlte der Pferdehändler die verwetteten hundert Taler, die Lasker dem Waisenhaus zukommen ließ. C. T.

Regenbäume. — Die Berichte der Seefahrer aus dem sechzehnten Jahrhundert erzählen von einem immergrünen Baum mit eichelartigen Blättern, der auf den Kanarischen Inseln wachsen, aus den Wolken beständig Wasser ziehen und es als Regen niedertröpfeln lassen sollte. Gleichzeitige Abbildungen stellten den Baum dar, wie von ihm in zwei Behälter Regen niedertropfte. Im siebzehnten Jahrhundert wurde dann von einem „Taubaum" in Guinea und einem „Wasserbaum" in Brasilien berichtet, der, in dürren Gegenden wachsend, in seinen Ästen stets Wasseransammlungen aufweise.



Man hat an der Richtigkeit dieser Erzählungen lange gezweifelt, jetzt aber hat es sich herausgestellt, daß es in der Tat derartige Bäume gibt, wenn auch die Erscheinung des wunderbaren Regnens sich sehr einfach erklärt. Einer der Bäume, die einen feinen Regen niederfallen lassen, ist der Genisarobaum, der zu den Mimosen gehört, bis zu 30 Meter hoch wird und zuweilen eine Krone von 100 Meter Umfang trägt. An den jungen, saftigen Blättern dieses Baumes sitzen zahllose Zikaden, die an den Blättern saugen und dabei eine klare Flüssigkeit ausspritzen, die wie ein dünner Regen niederrieselt. Eine ganz ähnliche Erscheinung tritt an Sommermorgen zuweilen auch bei uns an Linden und Platanen auf. Sie wird von den Blattläusen hervorgerufen, die den die Pflanzen schädigenden Honigtau verursachen. Die Blattläuse spritzen eine klebrige Flüssigkeit aus, die zu Tröpfchen zusammenfließt. Auf einer afrikanischen Feigenart siedeln sich ebenfalls Zikaden an, die so viel Flüssigkeit absondern, daß man in einer Nacht mehrere Liter sammeln kann.

Aber auch ohne das Zutun von Tieren kommt es in den Tropen bei einer Anzahl von Pflanzen zu einer Wasserausscheidung. Dies ist bei der Achualpalme in Venezuela der Fall, von der die Eingeborenen glauben, daß sie mit ihren Wurzeln das Wasser um ihren Standort ansammelt. Die Palme hat an ihren Blattstielen Drüsen, die feine Wassertröpfchen ausscheiden. Man kann sie mit den Schweißdrüsen der menschlichen Haut vergleichen. Da die Palme auf undurchlässigem Tonboden wächst, so fließen die herabfallenden Tropfen an ihrem Fuß zu einer kleinen Lache zusammen. Ähnliche reichliche Wasserausscheidungen aus Drüsen hat man an indischen Feigenbaumarten feststellen können. Eine leichte Erschütterung genügt, um von diesen Bäumen einen Regen herabrieseln zu lassen.

In geringerem Maße wird übrigens auch von der Weide und der Kapuzinerkresse an den Blattspitzen Wasser abgesondert. Es tritt dies dann ein, wenn die Erde feucht und warm und die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist. Der durch die Spalträume des Blattgewebes ausgeschiedene Wasserdampf kann

dann nicht verdunsten, sondern schlägt sich als Tröpfchen an den Blättern nieder. Th. S.

Der Kriegsminister und sein Schulkamerad. — Der kürzlich verstorbene französische Kriegsminister, General Brun, kam eines Tages auch in das Städtchen Casteljaloux, dessen Gymnasium er vor vielen Jahren besucht hatte. Man empfing ihn mit gebührender Feierlichkeit, der Bürgermeister und alle Honoratioren der Umgebung hatten sich eingefunden, um den General zu begrüßen. Für jeden der Anwesenden suchte der Minister irgend ein freundliches Wort zu finden, doch sein Repertoire neigte sich bereits dem Ende zu, als man ihm einen alten Landarzt aus der Nachbarschaft vorstellte und ihm zuflüsterte, Doktor Badichon sei einst im Gymnasium sein Klassenkamerad gewesen.

Brun fühlt sich höchst unbehaglich, denn er vermag den einstigen Schulkameraden durchaus nicht wieder zu erkennen, aber in seiner Gutmütigkeit will er den alten Mann nicht kränken und geht kurz entschlossen freudig auf ihn zu. „Ach, mein lieber Badichon, wie geht es dir denn?"

Der alte Herr ist überglücklich, schüttelt dem General die Hand und sagt: „Ganz gut so weit — na, und du, mein lieber Brun?"

„Bin auch zufrieden. — Na, und du reitest immer noch deinen alten Grauschimmel?"

„Natürlich reite ich noch meinen Grauschimmel. Aber was du für ein Gedächtnis hast! Einfach großartig!"

Inzwischen haben sich andere herbeigedrängt, der Minister schüttelt andere Hände, und endlich ist die Feierlichkeit zu Ende.

Der Adjutant des Generals, der die Szene mit dem alten Doktor beobachtet hat, konnte sich auf dem Heimwege nicht zurückhalten und fragte seinen Chef: „Aber wie ist es denn nur möglich, daß Sie sich an den alten Grauschimmel Ihres Schulkameraden noch erinnern konnten?"

„Ach, ich konnte mich an den wackeren Doktor überhaupt nicht mehr erinnern und noch viel weniger an seinen Grauschimmel. Aber da er Reitstiefel anhatte und ich an seinem Rocke noch einige graue Haare sah — na, da habe ich's eben riskiert, und Sie sehen, es hat gestimmt." O. v. B.

Exkönig Manuel im Exil. — Der junge portugiesische Exkönig Manuel beginnt sich in England zu einem eifrigen Sportmann auszubilden. Den englischen Aristokraten gleich, will er sich einen Rennstall zulegen und bei den größeren Rennen eigene Pferde laufen lassen. Er erfreut sich dabei der Unterstützung des Mister Adrian Hope, eines gewiegten Pferdekenners, der bei den Wettrennen vielfach das Amt eines Preisrichters bekleidet. Erweisen sich seine Pferde erfolgreich, so will Manuel seine Renner auch auf das Festland herübersenden. Th. S.



Sport & General.

Exkönig Manuel und Mr. Hope.

Dorftypen. — So unregelmäßig die Dörfer auf den ersten Blick angelegt zu sein scheinen, so lassen sich doch unter ihnen bestimmte Typen unterscheiden, woraus sich ein Schluß auf die Zeit ihrer Entstehung und ihre Gründer ziehen läßt.

So sind die Dörfer in Westfalen und am Niederrhein, die sich aus einer Anzahl von Einzelgehöften zusammensetzen, von denen ein jedes von den zugehörigen Äckern umschlossen wird, eine Hinterlassenschaft der Kelten, die bekanntlich vor den Germanen eine Zeitlang auf dem jetzigen deutschen Boden ansässig waren.

Mit dem Vordringen der Germanen entstanden die Haufen-

dörfer. Die Gehöfte liegen hier zwar geschlossen, aber unregelmäßig nebeneinander, die Dorfgassen verlaufen gekrümmt und von den Hauptstraßen führen vielfach Sackgassen nach den einzelnen Bauerngütern.

Slawischen Ursprungs sind die Rundlinge. Bei dieser Dorfform sind die Höfe um einen kreisrunden oder hufeisenförmigen Dorfplatz gebaut, auf dem sich der Teich für die Viehtränke zu befinden pflegt. Ebenfalls von den Slawen, aber in einer späteren Zeit angelegt, sind die Gassendörfer, bei denen der Dorfplatz länglich und rechteckig ist und die Gehöfte dicht nebeneinander stehen.

Als dann die Slawen wieder von den Deutschen verdrängt wurden, und die deutschen Kolonisten die östlichen Landesteile besiedelten, entstand das Straßendorf, das einen gewissen städtischen Charakter trägt, da bei ihm die Gehöfte an beiden Seiten der Dorfstraße in einer fortlaufenden Zeile erbaut wurden. Th. S.

Der „Drittler“. — In der Nähe von Birmingham hatte Lord Santrop große Besitzungen. Er hatte eine Einteilung seiner Zeit getroffen, durch die er sich vor allen den zahlreichen englischen Sonderlingen noch besonders auszeichnete und die ihm den Beinamen „Drittler“ verschaffte.

Während der ersten zehn Tage eines jeden Monats sperrte er sich in eines der entlegensten, engsten und düstersten Zimmer seines weitläufigen Schlosses ein, lebte während dieser Zeit von nichts als Brot und Wasser, und selbst von diesen frugalsten aller Lebensmittel nahm er nur sehr wenig zu sich, so daß man fast sagen konnte, er lebe von der Luft. Während dieser Zeit verließ er das Zimmer nie, was auch immer in seinem Hause geschehen mochte, vermied jeden Umgang und selbst seiner Frau und seinen Kindern war es streng untersagt, ihn zu besuchen.

Doch dieses Leben endete wie mit einem Zauberschlage, sobald die Mitternachtsstunde des zehnten Tages ertönte, und es trat dann ein ganz verändertes Treiben ein. Der Lord traf nun mit großer Geschäftigkeit die Vorkehrungen zu seiner Jagd-



toilette, und mit dem ersten Morgengrauen verließ er seine finstere Einsiedlerklause, um die Jagdgesellschaft, die bereits abends zuvor eingetroffen war, in der großen Halle des Erdgeschosses zu begrüßen. Nach einem tüchtigen Morgentrunke ward dann hinausgezogen zur Jagd, wie die Jahreszeit sie eben bot. Am Abend war große Festlichkeit, wobei der Champagner in Strömen floß. So ging es zehn Tage lang fort und dann trat abermals eine nicht minder auffallende Änderung in der Lebensweise des Lords ein. Mit dem Schlage der Mitternacht nämlich verabschiedete er sich von seinen Jagdgenossen, sie für den Zehnten nächsten Monats, „so er noch am Leben“, wieder einladend, und nachdem er sich nur eine kurze Ruhe gegönnt hatte, fuhr er am nächsten Morgen in aller Frühe nach Birmingham. Dort trieb er sich die letzten zehn Tage eines jeden Monats umher, warf das Geld mit vollen Händen aus und lebte wie ein Verrückter. In diesen zehn Tagen pflegte der Lord allein an die Bettler Birminghams, die ihn stets umschwärmten, über zwanzigtausend Mark zu verschenken. Mit dem Schlage der Mitternacht des letzten Tages im Monat brach der Lord, wo er sich auch befinden mochte, mit der größten Hast nach seinem Schlosse auf, um sich daselbst wieder für zehn Tage bei Wasser und Brot einzusperren.

Hatte der Monat einunddreißig Tage, so wurde jedesmal der einunddreißigste durch ein glänzendes Fest ausgefüllt, das der Lord auf seinem Gute gab, zu dem er die ganze Nachbarschaft einlud. Er betrank sich dabei mit eben der Regelmäßigkeit, die sein übriges Leben kennzeichnete, so daß er im bewußtlosen Zustande in sein Einsiedlerzimmerchen getragen wurde. Hatte er hier doch während der nächsten zehn Tage hinlänglich Zeit, seinen Rausch auszuschlafen.

Den Februar teilte der Lord in dreimal neun, statt dreimal zehn Tage ein, und verfuhr mit diesen neuntägigen Abteilungen ebenso wie mit den zehntägigen der übrigen Monate. Der 28. Februar war dann wieder ein Festtag. Der Schalttag des Februars aber, als von jeder Regel abweichend, setzte ihn in

gewaltige Verlegenheit, denn er wußte gar nicht, was er mit der Zugabe des 29. Februar anfangen sollte, und öfters hörte man ihn äußern, daß dieser Tag abgeschafft werden müßte. C. T.

Napoleons einzige Verwundung. — So viele Schlachten auch Napoleon I. mitgemacht, so oft er sich dem wütendsten Gewehrfeuer ausgesetzt hat, geschah es doch nur ein einziges Mal, daß der kriegerische Kaiser eine Wunde davontrug. Es war während der Schlacht bei Regensburg am 23. April 1809. Napoleon hielt auf einem Hügel und beobachtete durch ein Fernglas den Angriff der französischen und bayrischen Truppen auf die von den Österreichern besetzte Donaustadt. Plötzlich ließ er das Fernglas fallen, man sah ihn erbleichen und sein Körper zuckte schmerzlich zusammen. Aber sofort richtete sich Napoleon wieder auf und wandte den Kopf gegen die Bayern, die von dem Ufer eines Baches aus auf den Gegner feuerten. Der Schuß war allem Anschein nach aus den bayrischen Linien gekommen, aber als gewiegter Politiker vermied es Napoleon, den Verdacht auf die Verbündeten fallen zu lassen.

Nachdem er aus dem Sattel gestiegen war, setzte man ihn auf einen Haufen von Tornistern. Doktor Jvan schnitt den Stiefel des Kaisers auf, und nun sah man, daß der seidene Strumpf von Blut durchtränkt war: eine lange Wunde erstreckte sich über die Fessel des Fußes. Der Arzt riet dem Kaiser, sich während der nächsten Tage eines Wagens zu bedienen, aber davon wollte Napoleon nichts wissen, die Truppen sollten nicht glauben, daß er außer Gefecht gesetzt sei. Auf die Schulter des Fürsten Borghese gestützt, erhob er sich. Die Bewegung verursachte ihm die heftigsten Schmerzen. In seinem Zorn überhäufte er den Arzt mit groben Vorwürfen, aber dieser erklärte ihm, daß eben die von der Kugel verletzten Nerven empfindlich geworden seien.

In dem Augenblick, als er wieder sein Pferd besteigen wollte, löste sich der Verband. Der Kaiser hatte den Fuß bereits in den Steigbügel gesetzt, und in dieser Stellung mußte der Arzt ihn nochmals verbinden. Als Berthier dann dem

Kaiser Vorwürfe machte, daß er sich zu sehr dem Feuer aussetze, antwortete er dem Marschall trocken: „Ich muß doch meinen Beruf erfüllen.“ Und Lannes, der dem Kaiser sein Beileid ausdrücken wollte, erhielt die grobe Antwort, daß er sich jetzt lieber mit der Einnahme von Regensburg beschäftigen möge, als mit seiner Wunde. O. v. B.

Ein Mißverständnis. — Im Jahre 1864 kam in irgend einer wichtigen Angelegenheit eine ländliche Abordnung nach Berlin und wurde zur königlichen Tafel gezogen. Beim Dessert, zu dem es gewöhnlich wundervolle Pralinen und Bonbons gab, bemerkt der Oberzeremonienmeister, Graf Stillfried Alcantara, wie einer der ihm gegenübersitzenden, etwas unbeholfenen Abgeordneten, dem die Schale mit Konfekt gereicht wird, sich einen Augenblick umsieht, ob ihn auch niemand beobachtet, dann zwei der schönsten Stücke nimmt und dieselben hastig in seiner Tasche verschwinden läßt. „Aha,“ denkt sich Graf Stillfried, „der Mann hat Kinder zu Hause, denen er etwas mitbringen will.“ Und menschenfreundlich, wie er ist, geht er nach aufgehobener Tafel zu dem Manne hin und übergibt ihm noch zwei Bonbons mit den Worten: „Für Ihre Kinder.“

Die Königin Augusta, die eben mit einem in der Nähe stehenden Gast spricht, hört nur das Wort Kinder, und froh, ein Gesprächsthema zu haben, wendet sie sich rasch zu dem Abgeordneten mit der Frage: „Wie viele haben Sie?“

Dieser, schon verwirrt durch die Freundlichkeit des Grafen, deren Ursache er sofort errät, und nun durch die plötzlich Anrede der Königin noch ganz niedergeschmettert, bezieht die Frage auf seine Bonbons und stottert: „Vier, Eure Majestät, aber zwei stammen vom Grafen Stillfried!“

Man kann sich das Gesicht der Königin denken, bis es dem Grafen gelang, dies Mißverständnis aufzuklären, über das in Berlin noch lange herzlich gelacht wurde. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



